



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

* 25.9.

* XXIII.

G. 27.

CXLVIII. N. 10.

329

204-

* 3118.



J. Weber sc.

Pacha-Chui
Oberhaupt der Patagionen.

Interessante Darstellung
des
Königreiches
B r a s i l i e n
in
geographischer, statistischer, naturhistori-
scher, politischer und mercantilischer
Sicht.
Nebst
Nachrichten über Chile und die Halbinsel
P a t a g o n i e n.

Aus zuverlässigen Quellen geschöpft und bearbeitet
von

E. A. W. von Zimmermann.

Mit 4 Kupfern und 1 Karte.

Wien 1817.
Bey B. M. Bauer.



274.371 A. 11
Digitized by Google

I n h a l t.

	Seite
Brasilien.	
Dessen Entdeckung, Größe, Bildung, Bewäf- serung, Klima	3
Die Küsten; Fernambuc; das Farbeholz und dessen Werth	15
Bahia; St. Salvador; dortige erste Colonie .	19
Dortiger Handel, Wollschiffahrt und dessen Werth.	23
Tobakshandel von Coqueira	26
Porto Seguro	28
Rio Janeiro (Hauptstadt Brasiliens) . . .	29
Schöner Aquädukt	32
Insel St. Catalina	34
Colonie von St. Paul	36
Reise des Deutschen Wilhelm Stimmer . .	41
Die Bergländer und Minen	44
Natur und Förderung der Erze, besonders der edeln Metalle	45
Die Diamant-Varietäten, Schleifen; welches die größten, wie man sie schätzt . . .	49
Diamant-Minen	61
Jährlicher Ertrag der Brasilianischen Diamant- Minen und Versendung	64
Sonstige Edelsteine	66

	Seite
Reichthum und Merkwürdigkeiten der dortigen Flora	68
Schönheit und Sonderbarkeit der Vögel, die Loucane, der Anhinga	72
Einige merkwürdige Quadrupeden	78
Gibt es wohl Meermenschen?	81
Brasilien's Original-Bewohner; ihre Sprache; Gastfretheit, Religion, Sage von einer großen Ueberschwemmung.	84
Ihre Kriege; regelmäßige Verspeisung eines Gefangenen durch seine eigene Frau.	101
Behandlung der Kranken und der Leichen.	113
Die in Brasilien Angeseßelten; die Fremden; Entstehung der ersten Portugies. Colonie.	115
Merkwürdige Impfungen auf den Barromäi- schen Inseln	119
Intoleranz und sonderbare Anklage Gottes durch einen Jesuiten	120
Harte Behandlung der Colonien und drückende Monopolien	124
Neger Brasiliens	131
Werth aller ausgeführten Waaren	134
Unbedeutenheit derselben in Vergleich mit dem Englischen West-Indien	135
Geringe Population in Vergleich von den neuen Staaten	136
Große Binnensländer	138

	Seite
Politische Eintheilung und Einrichtung Bra-	
<i>siens</i>	141
Häusliches Leben der dortigen Portugiesen.	143
Oeffentliche Beegnungen	150
Schlechter Zustand der Wissenschaften	153
Hoher Werth des Handels überhaupt, und	
Aussichten für Brasilien	155
Chile (Schile).	
Lage, Größe, Gränge	157
Gebirge, Vulkane, Flüsse, Temperatur	161
Mineralien, besonders edle Metalle, und ganz	
zer jetziger Werth	166
Merkwürdige Pflanzen, Färbepflanzen und	
essbare	178
Quadrupeden nach Azara und Molina	186
Vögel und übrige merkwürdige Thiere	197
Inseln von Chile	209
Juan Fernandez, dortige Flora und Fauna	—
Der Seelöwe und seine Polygamie	213
Geschichte Alex. Selkirk's, bekannt als Robin-	
son Crusoe	218
Wann würde der isolirte Mensch seine Mut-	
tersprache verlernen?	225
Wilde Nationen von Chile	237
Die dort Angeseßelten; die Spanier	250
Van Covers Reise nach der Hauptstadt St.	
Pago	253

	Seite
Van Coovers und la Perouse's Aufnahme	260
Trachten und Belustigungen	261
Behandlung dieser Colonie vom Mutterlande.	266
Handel	270
Gujo oder Ost-Chile	272
Patagonien.	
Traurige Ansicht des Landes; Größe und Bil- dung	276
Unglückliche Exursion der Engländer ins Win- nenland	280
Das Südlicht	286
Patagonischer Zimmt (Wintersrinde)	290
Die Falklands-Inseln (Isles Malouines)	295
Der Penguin	299
Die Culpea, antaretische Fuchs	302
Terra del Fuego, seine traurige Ansicht	307
Die Bewohner Patagoniens; die Patagonen oder Tehuelhets, ihre große Statur, Sit- ten etc.	312
Ueber das Daseyn der Gesarcen	314
Die Feuerländer, die Pescherahs, ihre elende Gestalt	318

Erklärung der Kupfer.

1. Das Titelskupfer zeigt nach Pernetty's Voy. aux Isles Malouines den Pacha-Chui, den Chef eines Volksstammes der Patagonen. Man sieht ihn in der ausgezeichneten Kleidung, wie er S. 319 beschrieben ist und mit der Steinschleuder in der Hand; in der Ferne seinen treuen Hund, der, den Zaum des Pferdes im Maule, es bewacht. Ein Französischer Officier steht dem Pacha-Chui zur Seite, um den Unterschied zwischen beiden bemerklich zu machen.

2. Aussicht der Insel St. Catalina bey Brasilien. S. 34 nach Voyage de la Perouse autour du Monde Atlas.

3. Der Toucan. *Ramphastos piscivorus* L. Nach Catesby.

4. Der Anhinga. *Plotus Anhinga* L. Nach Batham.

5. Der Coandü. *Hystrix prehensilis* L.
Nach Schrebers Säugethieren.

6. Der Condor. *Vultur Gryphus*. Nach
de Humboldt Voyage observat. de Zool.
et d'Anatom. 2. Cahier.

7. Der Seelöwe, Mann und Weib. *Phoca leonia* L. Nach Ansons Reise um die Welt.

8. Die Feuerländer, Pescheräbs S. 328.
Nach Cooks (3d) Voy. to the Pacific Ocean
Atlas.

9. Die Karte von Süd-Amerika ist ein Nach-
stich derjenigen, welche das Industrie-Comtoir
in Weimar 1806 davon geliefert hat, nur sind
die Namen mehrerer Völkerschaften hinzu gesetzt;
da die von Humboldt'schen Karten noch nicht be-
kannt gemacht sind, so schien diese für unsere Ab-
sicht am zweckmäßigsten; indeß zeigt die frühere
Karte des Industrie-Comtoirs von Weimar ei-
nige nicht unbedeutende Verschiedenheiten.

Brass-

Brasilien.

Leipzig. 7. Band.

Wermahls ein Monument des allgewaltigen Zu-
lufs! ruft der Fatalist mit dem Plinius aus.
in Sturm zwingt den Ostindien-Fahrer, Pe-
ro Alvarez Cabral (im April 1500), da-
die Windstillen vermeiden will, die oftmahls
weit Afrika die große Reise verzögern, an ei-
r im Westen sich zeigenden Küste einzulaufen,
id — Brasilien ist entdeckt.

Er fand sich unter dem 15. Breitengrade in
nem sicheren Hafen, und gab ihm daher den Nah-
en Porto Seguro. Noch jetzt sind die dortigen
Portugiesen stolz darauf, den Fleck der ersten
ntdeckung des großen Landes zu bewohnen. Sie
wahren daher mit großer Ehrfurcht das Kreuz,
elches Cabral zum Zeichen der Besignahme
s Landes für Portugal, unter einem schat-
en Baume errichtete, und diese Ceremonie
rch ein Hochamt bey Musik und unter dem
onner des Geschüßes feyerte.

Die erstaunten Indier strömten dem uners-

hörten Schauspiele hinzu, und mehrere ließen sich, gleichsam vom Zauber ergriffen, auf der Stelle zu Christen taufen.

Dies heilige Kreuz, ließ dem entdeckten Lande anfänglich den Namen Santa Cruz; König Emanuel soll ihn in den heutigen verwandelt haben, da die brennende Farbe des dort entdeckten trefflichen Brasilien-Holzes (von Brazas, Feuergluth), damahls das wichtigste Product, viel Aufsehen erregte.

Welch ein hartes Schicksal für den großen Colón, jetzt durch einen Windstoß ein ungeheueres Contingent entdeckt zu wissen, daß seinen Talenten, seinem Fleiße, und seiner eisernen Beharrlichkeit und Duldung allein zugehören schien; denn war es nicht ein Geringes, südwärts des von ihm entdeckten West-Indiens weiter zur Küste hinab zu steuern, und sich hiermit das gesammte Süd-Amerika tributair zu machen?

Brasilien's Lage, seine Einfassung vom Meere, seine Bewässerung, ja großen Theils die Gebirgsrücken der Gränzen, zeigten bereits einem der vorzüglichsten Erdbeschreiber älterer Zeiten, dem Piso, die Aehnlichkeit dieses trefflichen Landes mit Peru.

Wirklich ist es gleichsam das Peru des Atlan-

tischen Oceans, und wir werden bald sehen, daß, wenn gleich die Natur überall unerschöpflich an Abwechslung in ihrem Reichthume ist, so hat sie dennoch auch vieles in der Bildung des Innern beyder Länder und ihrer Erzeugnisse einander ähnlich gelassen.

Von fast dreyeckiger Form, wobey die Grundlinie gegen den Maranon liegend gedacht wird, hat Brasilien wahrscheinlich die erstaunliche Ausdehnung von mehr als 100,000 Quadrat-Meilen. Wie ließe sich nämlich hierüber bey einem Lande etwas mit Genauigkeit bestimmen, in welchem die Eifersucht der Portugiesen fast jeden mit dem Tode straft, der es wagt, ohne Erlaubniß nur eine Meile von der Küste in sein Inneres vorzubringen?

Gegen die Wuth des Meeres findet sich dieses Land auf eine haushälterische Weise geschützt. Ein hier und dort unterbrochener Wall von festen schroffen Felsen, ein Riff, mehr als 15 Toisen breit, läuft flach unter dem Meere theilweise fast längs der ganzen Küste hinab, und bricht die übermüthige Welle. Wahrscheinlich brachte die Natur, gewohnt durch die einfachsten, ja dem Auge höchst unbedeutend scheinenden Mittel die größten Phänomene hervor gehen zu lassen, auch

hier diese mächtige Schutzwehre durch ein fast mikroskopisches Gewürm zu Stande.

Der Korallen-Bewohner, der viel hundert bedeutende Inseln im Weltmeere hervor gehen läßt, ist wahrscheinlich auch der Baumeister dieses großen Werkes. Die Bemerkung des Pissos scheint dieß noch mehr zu bestätigen; denn ihm zu Folge führte man mit diesem Gesteine, vermuthlich Kalkstein, die schönsten Gebäude in Olinde und Paria auf.

Um Brasilien mit Peru genauer vergleichen zu können, mußte man dort noch einen beträchtlichen Theil von Chili hinzu denken. Brasilien beginnt zwar, so wie Peru, nicht weit von dem Aequator, allein gegen Süden läuft es tiefer hinab; denn man darf die hierher gehörigen Besitzungen der Portugiesen fast bis zu der Mündung des la Plata-Flusses rechnen.

In einem Lande der heißen Zone, das über 800 Deutsche Meilen längs dem Meere fortgeht, das sich, wenn man es in Westen durch den Zavarv-Fluß begränzen läßt, gegen 500 der Länge nach ins Innere erstreckt, und dabey vielfach von hohen Gebirgen überlaufen ist, was für einen Reichthum und Mannigfaltigkeit von Producten darf man nicht darin erwarten!

Eben diese Lage längs dem Meere und jense Gebirge, die wir nebst ihren Erzeugnissen weiter hin genauer werden kennen lernen, bringen dann eins der schönsten Klimate hervor. Der Seewind kühlt eben so wohl die Luft, als der Wind vom Gebirge herab. Selbst wenn die Sonne dort in den Wendekreis trat, also lothrecht stand, fühlte *Barrow* keine übermäßige Hitze. Gewöhnlich fand er das Thermometer zwischen 76 und 84 Grad Fahr. Die Morgen, bis zum Aufgang der Sonne, sind sehr frisch, ja selbst deshalb gefährlich. Dieß wissen die Ureinwohner, die Indier; deshalb unterhalten sie in ihren Cabanen stets nächtliche Feuer. Die Nächte haben dort im Sommer noch die äußerste Unannehmlichkeit, daß die ungeheure Menge Insecten fast alle Ruhe verschrecken. Scolopendern, Tausendfüße, Scorpionen setzen besonders den Fremdling stets in Schrecken, während daß alles um ihn her von Lichtfliegen (*Lampyris*) leuchtet, eine höchst widrige Grille sein Ohr unablässig ermüdet, und die unzählbaren Schwärme der giftigsten Musquitos ihm das Blut aussaugen, ja fast alle Theile des Körpers durch brennende Geschwulst auf das häßlichste entstellen.

So wie bey den übrigen Ländern der Tro-

pen, hat Brasilien gleichfalls nur zwei Jahreszeiten: die nasse und die trockene. Im dortigen Sommer, dem unserigen fast entgegen gesetzt, ist die Hitze eben so groß, wie die Kälte. Der Winter ist zwar gleichfalls sehr warm, aber trocken. In dieser guten Jahreszeit stürmt das Meer so selten, daß die Fischer es wagen dürfen, mit schlecht zusammen gefügten Rähnen, Canoes, oft Meilen weit das Ufer zu verlassen. Zu Nacht überzieht das Meer ein Phosphor-Glanz. In der trockenen Jahreszeit trübt sich nur selten die Atmosphäre. Die Wolken sind sparsam und licht; oftmahls zeigen sich in der Nacht Blitze. Sonst ist der Himmel heiter, man liestet beim Mondenlicht; dem Astronomen bleibt hier Urania beständig günstig; allein die Eifersucht der Regierung ließ sie bis jetzt vergebens auf ihren Günstling warten.

Wie trefflich ist nun ferner die innere Bildung des Landes, für den, der es zu benutzen versteht! Die Bewässerung ist außerordentlich reich. Die größten Ströme, welche sich in den Maranon von Süden her einmünden und bereits als dessen Arme beschrieben sind *), z. B. der

*) M. s. das vorhergehende Taschenbuch.

Purus, der Madeira, der Topoyosu, der Lingu und andere, gehören hauptsächlich zu Brasilien. Die beyden ersten setzen es mit Peru in Verbindung. Für die Verbindung des Binnenlandes mit dem Atlantischen Meere sorgte gleichfalls die Natur durch viele ansehnliche Flüsse. Gegen den Aequator hin zeigt sich zuerst der Gran Para. Er bildet mit der Mündung des Amazonen-Flusses die große Insel Marajo oder de Juanes, und mehrere Meilen weit von seiner Mündung gibt er jenem gigantischen Strome, in Rücksicht seiner Größe, nicht viel nach.

Diese außerordentliche Wassermasse führt ihm aber hauptsächlich der Tocantin zu, welcher, den neuern Karten zu Folge, sehr südlich in den Gebirgen, die wir kaum dem Namen nach kennen, schon unter dem 18. oder 19. Breitengrade seine Quellen hat. Bey seinem langen Wege von mehr als 250 Deutschen Meilen nimmt er verschiedene ansehnliche Flüsse auf, und hierunter ist der Araguaya, der da weiter in Westen mit ihm fast unter gleicher Breite entspringt, der bedeutendste. Vor seiner Einmündung in den Tocantin durchläuft er bereits auf zehn Breitengrade, also sicher über 150 Meilen.

In diesen obern nordöstlichen Gegenden ist

daneben die Küste von sehr viel kleinen Flüssen durchschnitten. Paet beschreibt drey derselben, die nur allein gegen die nicht sehr bedeutende Insel Maragua in der Provinz Guayra, ausströmen, als so beträchtlich, daß einige darunter an ihrer Mündung mehrere Stunden in der Weite halten.

Es wäre zweckwidrig, ja ermüdend, die große Anzahl der Flüsse hier aufnehmen zu wollen, die aus dem Binnenlande weiter in Süden von Nordosten und Osten sich ins Meer ergießen. Allein der Paranaibo und Acuracu, noch weit mehr aber der St. Franciscus-Fluß, verdienen eine besondere Erwähnung. Die erstern kommen nur aus einem von der Küste nicht sehr entfernten Gränzgebirge der Provinz Fernambuck, durchlaufen indeß mehrere Breitengrade, und endigen sich mit sehr ansehnlichen Mündungen.

Ben weitem wichtiger ist aber dagegen der St. Franciscus-Fluß. Tief aus den südlichen Gebirgen der Minas Geraes nimmt er seinen Ursprung, und es war ein Deutscher, Wilhelm Glimmer, von dessen Reise wir weiter unten zu reden Gelegenheit finden werden, der die Quellen dieses großen Stromes glaubt gefunden zu haben.

Indeß entspringen sie doch, den neuesten Karte zu Folge, wohl höher hinauf nach Norden gegen den 21. Breitengrad, in dem metallreichen Berglande. Nur auf einige der feinsten östlichen Wurzeln des großen Stromes könnte unser Landsmann bey seiner Reise gestoßen seyn. Was kann der St. Franciscus-Fluß, da er sich bogenförmig bis zu dem 10. Breitengrade erhebet, und schon unter dem 13. durch beträchtliche Seitenzweige sehr ansehnlich geworden ist, dereinst dem besser benutzten Brasilien für ein bedeutender Handels-Canal werden, wenn gleich etwas nördlicher gegen den 10. Grad bey seinem Durchgange zwischen Felsen ein Wasserfall bis jetzt die Beschißung schwierig macht. Er soll sich, Holländischen Nachrichten zu Folge, durch zwey Mündungen, einigen Inseln gegen über, in den Ocean ergießen, die neueren Karten zeigen nur eine. Gibt es nun weiter nach Süden hinab längs der Küste auch keinen Fluß, der sich durch einen eben so weit verbreiteten und tief in die Ferne gewurzelten Stammboom mit diesem großen Strome messen dürfte, so findet sich dennoch Brasilien von vielen ansehnlichen Flüssen, die aus näher liegenden Gebirgsrücken entspringen, bewässert. Daß einige den ersten Entdeckern

durch ihre Bedeutenheit auffielen, zeigen noch ihre Benennung, z. B. Rio, Real, Rio grande, und von letzteren Nahmen gibt es mehrere. Wirklich ist das Flußgebieth des letzteren, Rio grande, der auch St. Peters-Fluß benahmt wird, sehr ansehnlich, da es einigen Karten zu Folge fast 5 Breitengrade befaßt, und sich mit einem beträchtlichen Einschnitte des Meeres endigt.

Wie groß ist nun daneben die Anzahl derjenigen Flüsse des Binnenlandes, die sich in den Parana, also in den mächtigen la Plata, vornehmlich aber in den Uruguay ergießen, und hierdurch Brasilien mit jenen großen Besitzungen der Spanier in Verbindung setzen? Dieses südlichere Binnenland hatte bereits der ältere Buche, obgleich damals unsere Kenntniß von Süd-Amerika noch viel weiter zurück stand, als einen hohen Erdbuckel, ein Plateau angesehen, das dann, wie die ihm ähnlichen übrigen Berg-ebenen der Erde, dem Continente zu einer sehr reichlichen Mutter der Bewässerung diene.

Ein Blick auf die Karte zeigt nämlich, daß zwischen dem 12. und 18. Grade südlicher Breite und dem 320. bis etwa 328. Längengrade von Paris, ein schief laufender, flacher, vielleicht durch höhere und niedrigere Gebirge schattir-

ter großer Erdbuckel gelegen ist. Hierin scheinen sich, allen bis jetzt bekannten Nachrichten zu Folge, die Wurzeln der ungeheueren Ströme zu verlieren, die so wohl gegen Norden zum Amazonen-Flusse, als gegen Süden in das Atlantische Meer eilen; ja selbst mögen die Seitenzweige des Franciscus-Flusses hier ihren ersten Ursprung nehmen. In diesen Campos de Paresis, und den etwas südlichern Matto Grosso zeigen sich, außer einigen der kleinsten östlichsten Seitenzweige des Madeira, die ersten weit aus einander gespreizten Adern des Topoposu, ferner des großen Xingu, des Araguayra, des Tocantin, und südlich des Paraguay, des Parana und Uruguay.

Die Producte dieses Berglandes verspären wir auf das Folgende. Vorerst hier die Nutzbarkeit des etwas besser bekannten Küstenlandes. Brasiliens Küste hat die Natur auf eine sehr nützliche Weise eingeschnitten, und dadurch mehrere Häfen und Landungsplätze hervor gebracht. jene große Insel Juanes, oder Marajo, die die Zusammenkunft der mächtigen Ströme des Amazonen-Flusses und des Para's bildet, enthält zugleich den Landungsplatz für die Waaren der ungeheueren, aber verhältnißmäßig dürftigen Provinz Para, deren Gränze sich sogar bis zum Savary,

also über 300 Deutsche Meilen nach Westen, erstreckt. Die Hauptstadt selbst liegt, nach Condamine, 3 Stunden 24 Minuten westlicher als Paris unter $1^{\circ} 28'$ südlicher Breite. Sie gewährte dem seltenen Manne, als er seine Reise längs dem Amazonen-Flusse beendigt hatte, einen schönen Anblick. „Wir glaubten,“ sagte er, „uns nach Europa versetzt zu sehen. Hier war eine große Stadt, gerade Gassen, schöne Häuser, die seit mehreren Jahren von Stein erbaut sind, prächtige Kirchen. Der unmittelbare Handel mit Lissabon macht es den Einwohnern leicht, sich mit allen Bequemlichkeiten zu versehen. Sie erhalten die Güter Europas durch Umtauschung gegen Landes-Producte, die man aus dem Innersten des Landes bringt. Sie bestehen in Goldstaub, Rinde des wohlriechenden Krabben-Holzes (Bois Crabier *), Cassa-parille, Vanille, Zucker, Kaffee, und vornehmlich in Cacao.“

„Auch sind die Herden, welche auf den reichen Weiden der großen Insel Juanes gedeihen, für den Handel bedeutend. Und obgleich mehrere kleine Inseln den Eingang des hiesigen

*) Man sehe den vorhergeh. Jahrgang.

„Hafens, den man auch den Hafen von Belem
„nennt, erschweren, indem sie mehrere Strö-
„mungen veranlassen, so zählte man doch ehe-
„mahls gegen 14 Schiffe allein vom Muster-
„lande.“ Raynal gibt wohl den Werth des
Umsatzes zu gering an, wenn er ihn nur auf
600,000 Livres bestimmt. Die kleine Münze be-
stand zu Condamine's Zeiten hier gleichfalls in
Cacao-Bohnen.

Etwas tiefer gegen Süden zeigt sich in der
Provinz Maraguan eine kleine Inselgruppe, die
Insel Maranon, sonst die Insel St. Louis ge-
nannt, nebst dem Handelsorte gleichen Na-
mens. Die in diesen Meerbusen sich ergießenden
Flüsse, deren schon zuvor gedacht ist, geben
zum schönern Anbaue des festen Landes, und
hierdurch auch zum Handel selbst Anlaß. Wich-
tiger ist freylich der Hafen und die ihm angehö-
rige Stadt Olinde, oder Fernambuck. Linde-
ley setzt sie auf 8° 2' südl. Breite und 35°
15' westl. Länge von London. Sie hat mehrere
tausend Einwohner, und eine größere Anzahl
von Negern. Dieser berühmte Ort ist an einem
kleinen Fluß Wiribiri auf vielen Hügelu erbaut.
Bey einem Hafen von keiner vorzüglichen Größe
sind dennoch die dortigen Geschäfte bedeutend.

Der Handel der schönen Provinz Fernambuck besteht aber, außer einer ansehnlichen Quantität Zucker, Häuten und etwas Baum-volle, vorzüglich in dem berühmten Färbeholze, das uns unter dem Nahmen Fernambuck oder Brasilien-Holz so häufig vorkommt. Brasilien bringt mehrere Arten von Färbholz hervor, so wohl zum Roth- als Geldfärben; allein das eigentliche Fernambuck- oder Brasilien-Rothholz kommt hauptsächlich aus dieser Provinz. Den Baum nennen dort die Indianer, wie Lery sagt, Arabutan, nach dem Markgraf hingegen Ibirapitanga; bey den Portugiesen heißt er Pao Brasil (Brasilien-Holz). Er ist so stark und so groß als unsere Eiche, ja es gab deren einige, welche nur drey Männer umklattern konnten. Markgraf beschreibt ihn grau von Rinde, und mit kurzen Stacheln besetzt; die Blätter stehen wechselseitig, und kommen denen des Buchsbaumes ziemlich gleich; die Blumen hängen büschelweise an langen Stängeln. Der Kelch ist fünfblättrig; die Blätter sind gelblich, eins davon aber roth. Staubfäden sind zehn. Die Botaniker sehen den Baum für *Caesalpinia echinata* an, indeß scheinen sie dießfalls noch nicht völlig einig zu seyn; und es ist noch wohl unentschie-

den, in wie fern er mit dem Brasiletto der Antillen (*Caesalpinia brasiliensis* L.) zusammen trifft. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, wie Mayblumen; den Blüthen folgen (nach Markgraf) zwey Zoll lange dunkle Schoten; sie enthalten keinen Samen, andere Autoren legen rothe Samenkörner hinein.

Die Rinde des Baumes ist sehr dick, weißlich von außen, innerlich dagegen roth. Das Holz hat eine erstaunliche Härte; daher es sich trefflich zu Meubeln, besonders zu Drechslerarbeit, eignet, denn es nimmt eine hohe Politur an. Ehe die Indier das Eisengeräth kannten, waren sie nur vermittelst des Feuers im Stande, diese steinharten Stämme zu erlegen; nachmahls fällten sie sie für die Europäer durch die Art, die Säge, den Keil. Zu Anfang fehlte der neueren Welt unser Zugvieh; da trugen die Indier das so gefällte Holz auf ihren nackten Schultern von den entlegneren Höhen zu den Schiffen hinab; sie wurden dafür durch Kleidungsstücke, Eisengeräth, Spiegel und andere Bedürfnisse und ihnen angenehme Kleinigkeiten bezahlt.

Die Hauptbenutzung und der Hauptverbrauch dieses Holzes gehören für die Färberei.

Die färbende Kraft des Fernambuk-Holzes ist sehr groß; man bedarf nur halb so viel davon, als vom Campeche-Holze für eine gleiche Quantität Farbe. Die Stärke der färbenden Kraft ward zuerst bemerkt, da ein Franzose, der mit Lery nach Brasilien gegangen war, beim Waschen seiner Hände sich der Asche dieses Holzes als Lauge bediente. Es war unmöglich, die rothen Flecken auf der Leinwand zu vertilgen. Anfanglich zeigt sich die Farbe gelb, allein sie verändert sich bald in ein starkes Roth. Man kann begreiflich durch die Färbekunst so wohl mehrere Nuancen von Roth, als auch wirkliche Verschiedenheiten der Farben hervor bringen. Ohne Alaun und Tartarus ist sie indessen wenig dauerhaft. Man zieht übrigens auch eine Art Carmin daraus, der zum Miniatur-Mahlen viel verbraucht wird. Der Handel mit diesem Holze ist sehr beträchtlich. Für die Jahre 1770 bis 1775 geben Raynal's Tabellen 20,000 Centner jährlicher Ausfuhr an, und setzen den Werth (zu 22 Fl. 55 Kr.) auf 458,333 Gulden.

Gewöhnlich wird dieser ganze Handel (ein königliches Monopol) von der Portugiesischen Regierung verpachtet; oftmahls ist er dann in den Händen einiger Engländer. Sie zahlen

der Regierung 800,000 Livr. und verkauften es in Lissabon selbst für eine Million, die Unkosten trugen ihnen 128,000 Livr. und der Gewinn war daher 72,000 Livr.

Tiefer in Süden, unter dem 13. Breitengrade, zeigt sich nun die eben so große, als nutzbare Bay aller Heiligen (Bahia dos Todos os Santos.) Der Eingang mißt drittelhalb, ihr Durchmesser 10, und ihr Umfang 30 geographische Meilen. Sie bildet einen vortrefflichen, vor jedem Winde sichern Hafen für die zahlreichsten Flotten. Die Einfahrt in den Hafen ist an der Südseite, und wird durch die Inseln Itaporica gebildet; das Fort Antonio schützt ihn. In diesen großen Busen ergießen sich 6 Flüsse, welche fast alle schiffbar sind. Hierzu denke man sich die schönen fruchtbaren Inseln; Itaporica ist davon die größte, reichlich mit Baumwollenbäumen und anderen Europäischen Pflanzen bedeckt, nebst der bedeutenden Handelsstadt St. Salvador an den Hügeln gelehnt; dieß gewährt zusammen eine große, herrliche Scene.

St. Salvador war vormahls die Hauptstadt von ganz Brasilien. Sie ward in den frühesten Zeiten von den Portugiesen abgebrannt,

dies sieht man auch dem Ganzen an, selbst einige der Kirchen sind verfallen, obgleich diese, wie in allen katholischen Städten, auch hier die bedeutendsten Gebäude sind. Die Kirche der Jesuiten zeichnet sich besonders darunter aus. Sie ist mit ungeheuren Kosten ganz von Europäischem Marmor aufgeführt, und ihr Inneres prangt mit reichen Verzierungen und schönen Gemälden. Es war dieser Theil Brasiliens, der sich der frühesten Europäischen Ausbildung rühmen konnte. Der Portugiese *Alvarez Correea* litt auf seiner Reise nach Ost-Indien an dieser Küste Schiffbruch. Indes rettete er nicht nur die meisten von seiner Mannschaft, sondern auch vieles von der übrigen Ladung, suchte sich mit den Indianern, den *Topinambus*, bekannt zu machen, und brachte ihnen durch unsere Feuerwaffen und übrigen Europäischen Erfindungen einen so hohen Begriff von seiner Ueberlegenheit bey, daß sie ihn und die Seinigen für außerordentliche Wesen hielten, sie reichlich mit Lebensmitteln versahen, ihnen ihre Töchter zu Weibern gaben, und den *Correea* sogar mit der Tochter ihres Königs vermählten.

Ein Französisches Schiff, das auf Entdeckungen und auf den Handel ausgegangen war,

landete während dieser Zeit in der Bay. Corea benutzte die Gelegenheit, mit diesem Kauf-
fahrer nach Europa zurück zu gehen. Er schiffte
sich und seine Gemahlinn, nebst den schätzbar-
sten Proben der dasigen Natur-Producte ein,
um sie seinem Vaterlande vorzulegen. Allein
so bald er in Frankreich gelandet war, überre-
dete ihn die ausgezeichnete Aufnahme der Fran-
zösischen Regierung, unter Heinrich II. und
seiner Gemahlinn Katharina von Medicis,
seine Reise nach Portugal aufzugeben.

Correa's Gemahlinn ward getauft; der Kö-
nig und die Königin waren selbst ihre Paten,
und die berühmte Katharina gab ihr ihren ei-
genen Namen. Sie ward nicht nur mit der
katholischen Glaubenslehre bekannt gemacht, son-
dern man brachte dieser Indianerinn überhaupt
viele nützliche Kenntnisse bey. Auf die Weise
ward nun der Portugiesische Seemann gänzlich
von seinem Hofe abgezogen, und ihm eine Fran-
zösische Handels-Expedition nach Brasilien an-
getragen. Alvarez schiffte sich mit seiner Gemah-
linn ein, und landete glücklich in ihrem Va-
terlande. Sie verwandte sich auch auf das thätig-
ste und freundschaftlichste, ihre Landsleute
den Europäern geneigt zu machen, unterrichtete

ſie in der Religion und lehrte ſie mehrere Europäiſche Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Demnach ward eine Kirche errichtet, das Land angebaut und Zucker-Plantagen angelegt; kurz, die Wilden ſingen an civilisirt zu werden, als plötzlich eine Portugieſiſche Flottille, unter Anführung des *Cotinho*, erſchien.

Dieſer Anführer, ein auf die vom Könige ihm verliehene Vollmacht ſtolzer Edelmann, nahm gerade ein entgegen geſetztes Betragen gegen die *Topinambus* an. Er drückte die unſchuldigen Indier hart, und dieſe, hierdurch gereizt, riefen die benachbarten kriegeriſchen Nationen der *Tomayes* zu Hülfe, fielen über die Fremdlinge her, zerſtörten die Zucker-Plantagen und übrigen Anlagen, und zwangen den unvorſichtigen harten Mann mit dem Reſte der Seinigen ſich etwas weiter ſüdlich nach *Iheos* zu flüchten.

Hier, wo die Portugieſen eine Colonie angelegt hatten, verſchaffte er ſich Verſtärkung und ging von neuen nach *Bahia*, um ſich zu rächen. Allein die Elemente vereitelten ſeine unedeln Abſichten, böſes Wetter ließ ihn an der Inſel *Itaporica* ſcheitern, und die ganze Expedition ging verloren.

Raum war die ſo traurige Nachricht in Poro-

tugal angelangt, als König Johann, unterrichtet von dem hohen Werthe der großen Bay und den früheren glücklichen Anlagen des Alvarez, eine neue Expedition unter der Anführung des geschickten Generals Sousa dorthin sandte.

Mehrere Jesuiten schifften sich mit ein. Unter ihnen befand sich ihr Superior, ein kluger Mann. Durch ihn gelang es diesen Missionen halb, die Indier nicht nur zu besänftigen, sondern selbst viele zu taufen. Auf die Art erhielten die Portugiesen Gelegenheit, sich hier von neuem anzusiedeln, Pflanzungen wieder anzulegen und zugleich den Anfang zur Erbauung der Stadt zu machen. Man nannte sie San Salvador, und sie ward damahls zur Hauptstadt Brasiliens und zum Sitz der Regierung erhoben. Obgleich sie dieses Vorrecht jetzt nicht mehr genießt, so enthält sie doch noch 2000 Häuser und gegen 30,000 Einwohner. Auch ist die Gerichtlichkeit unter der Oberaufsicht eines Erzbischofes sehr beträchtlich; es sollen gegen 3000 Mönche darunter seyn. Bey den vielen Klöstern ist besonders die Stiftung für Laienbrüder der Franciscaner, und andere, die hier in Ruhe ihr Leben beendigen wollen, merkwürdig. Uns

ter dem Schatten schöner Bananen findet sich eine Begräbnißhalle, welche ein mit schwarzem Marmor gepflasterter breiter Gang theilt. Jede Seite enthält eine große Anzahl kleiner gewölbter, hübsch gemahlter Gräfte für einzelne Särge. Das Ganze gibt einen friedlich angenehmen Wink für die Zukunft. Bahia ist dennoch bey seinem trefflichen Hafen als Handelsort noch nicht gehörig berühmt.

Einer der wichtigsten Vorzüge ist hierbey sein unmittelbarer Handel nach Lissabon und Oporto. Er beschäftigt 50 große Schiffe. Sie legen ihre Fahrt schnell zurück, und versehen die Colonie mit Europäischen und Ost-Indischen Manufactur - Waaren; ingleichen mit vielen Nahrungsmitteln, z. B. mit Wein, Mehl, Stockfisch, Butter, Holländischem Käse und Salz. Nach Portugal führen sie Baumwolle, Zucker, Aqua ardente, eine Sorte Zuckerbranntwein, die den Rum an Geschmack übertrifft, Lebensholz (Arb. vitae), Mahagoni, Atlas- und Tulpenbaum - Holz, verschiedene Arten Gummi, Balsam und Medicinal-Pflanzen.

Die Begünstigung, welche die Regierung den hiesigen Kaufleuten zugestanden hat, die ihnen nöthigen Neger selbst einführen zu dürfen

fen (sie zahlen etwa 30 Pf. Sterl. für einen männlichen Neger) gibt ihnen Gelegenheit, Afrikanische Producte gegen die übrigen vortheilhaft einzutauschen.

Außerordentlich groß ist daneben der Binnenhandel von Bahia. Er beschäftigt völlig 800 große Böthe und ähnliche Fahrzeuge. Sie führen der Handelsstadt täglich alle Landes-Producte tief aus dem Innern und aus umher gelegenen Küsten zu, um sie dort theils in Geld, vorzüglich aber in Waaren, umzusetzen. Bahia ist denn gleichfalls einer der Stapelorte für die Baumwolle; deßhalb ist hier ein eigenes großes Waarenhaus erbaut, welches die Baumwolle, nach ihrer verschiedenen Güte numerirt, in Ballen enthält.

Außer diesem großen Handel mit den Landes-Producten ist hier hauptsächlich der Sitz des Wallfischfanges von Brasilien.

Schon seit dem 16. Jahrhunderte war der Wallfischfang Brasiliens so beträchtlich, daß eine Gesellschaft dem König von Portugal 50,000 Kronen für das ausschließliche Privilegium zahlte. Diese Gesellschaft machte in Bahia ihre Anstaltungen. Man setzt den Ertrag davon jährlich im Durchschnitte auf 2500 Fässer Ebran, Taschenb. 7. Band.

und 2000 Centner Fischbein. Der Werth wird nach R a y n a l gegen 930,000 Livres angeschlagen. Die Eigenthümer zahlten der Regierung bis auf die neuesten Zeiten 300,000 Livres, ihre Unkosten stiegen über 260,000, und ihr reiner Gewinn gegen 360,000. Seit wenigen Jahren hat indeß die Regierung den Wallfischfang längs den Küsten von Brasilien frey gegeben.

Der Handel mit Brasilien-Holz, Goldbarren, Edelsteinen, so wie auch mit Tabak, ist auch hier leider ein Monopol der Regierung.

Die Güte des Tabaks, der in umliegenden Gegend, besonders um Cocheira, erzeugt wird, erhebt den Handel von Bahia noch weit höher. R a y n a l gibt den Werth der gesammten Masse des Tabaks, der aus Brasilien nach Afrika und Europa geht, zu 7,480,000 Livr. an; hierauf soll der Ankauf, die Fabrication und die Pächterkosten nur etwas über 2 Millionen betragen.

Die so eben genannte Ortschaft Cocheira liegt, dem L i n d l e y zu Folge, nur gegen 2 1/2 Deutsche Meilen von Bahia, in einer sehr reizenden Gegend an einem kleinen Flusse. Sie ist wichtiger als der große Markt für die nördlichen Goldminen, und wegen des Absatzes aller Erzeugnisse des umher liegenden Landes. Das

sonst nützliche Institut, das die Jesuiten hierselbst zum Unterrichte der Indier angelegt hatten, ist leider mit diesen Orten selbst verschwunden.

Als vorzüglicher Hafen folgt auf Bahia sodann jener erste Entdeckungsplatz, Porto Seguro ($16^{\circ} 40'$ südl. B., $40^{\circ} 12'$ westl. Länge.) Auch von diesem Hafen hat die Provinz selbst ihren Namen; und ein ähnlicher Fall trat bey dem vorübergehenden ein. Felsenriffe, die in eine vorspringende Landspitze auslaufen, bilden hier einen sichern Hafendamm; daher dann auch der Name.

Beim Einlaufe genoss Emden des schönsten Anblickes. Nahe am Meere zeigt sich eine Reihe Fischerhütten, die von der Vorderseite durch die schwankenden Zweige der Cocos-Palmen, hinten aber von Pomeranzen-Gärten beschattet werden. Tiefer nach hinten folgt das wilde Gebüsch; von zahllosen Gängen durchschnitten, bildet es einen herrlichen Lustwald, der von dem schönsten Gefieder auf das reichlichste belebt ist. An der Nordseite erhebt sich ein steiler Hügel, auf dem Rücken desselben die Stadt. Längs dem Flusse (neuere Karten nennen ihn St. Antonio) liegen die Plantagen und Villa's der Vermögenden; denn auch dieser Ort gewinnt

ansehnlich durch seinen beträchtlichen Handel. Hier ist vorzüglich der größte Anbau von Manioc für viele andere Theile Brasiliens. Diese schöne Gegend ist außer unzählbaren, trefflichen Brgetabilien daneben mit den wohlriechendsten Balsambäumen gesegnet. Sie gehören zu den Nadelhölzern, und nur die weiblichen Bäume gewähren den Balsam. Man hauet, um diesen zu erhalten, den Baum selbst nieder; der sodann ausströmende Balsam wird in flache Gefäße gesammelt und nach Europa ausgeführt; er kommt dem Copaiva- und Tolu-Balsam gleich.

Auch einzelne Dorfschaften erzielen großen Gewinn, so bald sie nur den ihnen von der Natur geborhenen Reichthum nicht durch Trägheit unbenutzt lassen. So hat sich eine am Flusse gelegene Ortschaft in kurzem bis auf 3000 in 400 kleinen Hütten lebende Einwohner vermehrt; nur allein indem sie um die Inseln und Felsen Abrolhos (thue die Augen auf) die Fischerey thätig betrieben. Ueber 50 Bötze setzt der Fang einer Lachsart in Bewegung, die dann eingesalzen nach Bahia gesandt wird.

Ohne große Anstrengung könnte eine genauere Benutzung dieser Provinz den reichsten Gewinn abwerfen. Der fruchtbarste Boden, die

trefflichsten Producte, und hierzu mehrere Flüsse, die weit hinauf ins Binnenland schiffbar sind. Der Rio grande *), den man vor Kurzen genauer untersucht hat, war bis auf 15 Tagereisen landeinwärts auf das ungehindertste schiffbar, zugleich frosteten die Ufer von Vegetabilien und dem trefflichsten wilden Viehe; ja die Reisenden entdeckten zuletzt weiter gegen das Gebirge hin Diamanten, Topasen, Aemethysts und Smaragden. Ältere Versuche auf dem Rio Duca und Mandi hin haben im Inneren ähnliche Beweise von dem hohen Werthe dieses Binnenlandes geliefert.

Jetzt kommen wir nun zu einem Einschnitte des Ufers, der, als Hafen betrachtet, von Portugal bisher am besten benützt ist; dieß ist nämlich Rio Enero (Janeiro), woran die Hauptstadt von ganz Brasilien, man nennt sie auch St. Sebastian, gelegen ist.

Der Eingang und der Anblick dieses wichtigsten Hafens sind so ausgezeichnet, daß die neueste Beschreibung, welche der berühmte Rei-

*) Wohl von jenem Peters-Flusse in Süden zu unterscheiden.

sende Barrow davon geliefert hat, hier mit Recht einen Platz erwartet.

Raum ist das Cap Frio umsegelt, so nimmt man eine Oeffnung, einen Einschnitt in der grünen Einfassung der Küste gewahr. Dieser Spalt erscheint als ein enges Portal, als eine Mündung zwischen zwey Backen, oder Hervorragung von festem Granit. Da diese völlig nackt sind, so fallen sie bey der üppigen Vegetation, mit welcher alles Uebrige der Küste bekleidet ist, sonderbar auf. Kommt man jetzt der Spaltung näher, und dieß ist der wirkliche Eingang zum Hafen, dann zeigt es sich, daß der Felsen zur linken Seite aus einem einzigen großen pyramidalischen, etwas gegen die Einfahrt sich lehnen- den Granit-Blocke besteht; die Seelente nennen dergleichen einen Zuckerhut. Barrow fand bey seinem längern Aufenthalte in Rio Janeiro die lothrechte Höhe dieses Felsens 680 Fuß. Die gegen über stehende östliche Hervorragung der Einfahrt besteht gleichfalls aus eben solchem nackten, glänzenden Granit, allein der daraus gebildete Hügel läuft nur allmählich in die Höhe. Die ganze Einfassung dieser Seite ist mit Forts und Batterien besetzt.

Die Einfahrt selbst wird durch eine in der

Mitte gelegene, stark befestigte Insel in zwei Theile getheilt. Hierdurch bleibt dem Eingange (dem eigentlichen Fahrwasser) nur $\frac{1}{2}$ einer Englischen Meile. Was für eines herrlichen Anblickes genießt aber das Auge gleich nach der Durchfahrt durch diesen Canal! Ein unabsehlicher Wasserspiegel tritt in das reizende Land auf 30 Meilen weit hinein, eingefast mit einem Kranze majestätischer Gebirge, die das herrlichste Farbenspiel zeigen, und bis in die Wolken reichen. —

Man denke sich, wie jene an der Mündung so eng zusammen-gezogene Wasserfläche sich nach und nach zu einer Weite von mehr als 12 Meilen ausdehnt; wie sie aller Orten mit kleinen Inseln besäet ist, alle von verschiedener Größe und Form, von der wilden reichen Natur, die durch den schönsten Pflanzenschmuck dem Auge das mannigfaltigste Colorit und dem Geruche die herrlichste Befriedigung hervor zaubert. Dazu nun im Hintergrunde Gebirge, strotzend von den prächtvollsten Baumarten der tropischen Welt; auf der einen Seite mehrere Forts, auf der andern hingegen die große schöne Stadt nebst ihren Umgebungen, was für ein Genuß!

Ist von den Portugiesen freylich zur Ver-

schönerung des großen Ganzen nur wenig geschehen, so bleibt ihnen dennoch, fährt Barrow fort, das negative Verdienst, es nicht verunstaltet zu haben.

Die Lage der Stadt St. Sebastian ist sehr gut gewählt; die Hauptgebäude sind nicht schlecht, und das Ganze ist nicht unter der Würde der Hauptstadt eines so bedeutenden Landes. Auf einer vierseitigen hervor springenden Bergspitze liegt sie; drey Seiten sehen auf den Hafen, die vierte wird durch hohe Hügel gegen den Westwind geschützt. Fast jeder Hügel in der Nachbarschaft ist mit einem kleinen Castell, oder mit einer Kirche, oder Kloster, und mehrere der Inseln mit andern Gebäuden geziert. Der Pallast des Vice-Königs, der Obelisk und das große Quarré sind mit einander von Granit, der durch die Menge seiner strahlenden Glimmertheile das Auge blendet.

Das schönste und wirklich ein herrliches Werk ist aber der große Aquaeduct. Auf einer gedoppelten Reihe aufgemauelter Arcaden leiten an einander hängende steinerne Rinnen das Wasser der Gebirge über ein reizendes Thal zu einem großen steinernen Reservoir. Dieß findet sich auf dem zunächst bey der Stadt gelegenen Hü-

gel, und hierdurch werden alle Brunnen von St. Sebastian unterhalten. Die romantische Lage des Thaies, untermischt mit Gebäuden aller Art, gewährt dem Auge einen herrlichen Anblick. Des Urhebers dieses trefflichen Monuments, des Vice-Königes Vasco Nacela's, Namen ist daran eingehauen.

Das wichtigste Fort zur Vertheidigung steht auf einer Insel, die Schlanginsel (Ilha das Cobras) genannt, ein Felsen von 80 Fuß Höhe und 3000 Fuß Breite, worauf die Citadelle erbaut ist. Er ist nur durch einen engen, aber sehr tiefen Meeresarm von einer Anhöhe des festen Landes getrennt, deren Gipfel mit einem Kloster der Benedictiner besetzt ist. Rund um diese befestigte Insel liegen die Schiffe, selbst von größter Dimension, in Sicherheit; auch ist hier ein bequemer Schiffswerft, ein See-Arsenal und Magazin. Diese großen Vorzüge, die die Natur hier darbietet und die von der Kunst nachgeholfen wurden, haben dem Rio-Janeiro zu dem ersten Handelsplatze von Brasilien erhoben. Hier ist der Hafen, wo die größten Flotten Portugals und viele Schiffe Frankreichs und Englands einlaufen; hier ist aber zugleich die Hauptniederlage aller Reichthümer, welche aus Bran-

fließen dem Mutterlande zuströmen *). Die Schätze von edeln Steinen und von Gold werden hier niedergelegt, taxirt und verarbeitet. Denn hier ist die Münze. Daher hat dann auch Portugal es sich viel kosten lassen, einen so wichtigen Platz gehörig zu decken. Sieben Forts schützen den Eingang.

Die Statthalterschaft von Rio Janeiro enthält aber noch einen zweyten, von der Natur gleichfalls herbeigebrachten, auf einer Insel gelegenen Hafen. Das merkwürdige Local dieser Insel haben wir ebenfalls nur erst durch die letzten Weltumsegler genauer kennen gelernt. Dieß ist die Insel St. Catalina **). Sie erstreckt sich, dem la Perouse zu Folge, von $27^{\circ} 19' 10''$ bis $27^{\circ} 49'$ südl. Breite, ist nur durch einen sehr schmalen Canal vom festen Lande getrennt, und hält der Länge nach etwa 9, nach ihrer Breite aber nur 2 Meilen (lieues). Die geographische Länge der südlichen Spitze der Insel setzt Lindley unter $47^{\circ} 43'$ westl. von London.

Auf die Fruchtbarkeit von St. Catalina hat uns bereits Anson aufmerksam gemacht. Alles

*) Man sehe weiterhin von dem Handel Brasiliens.

**) Man sehe das Kupfer.



Aufsicht der Brasilianischen Insel St. Catalina.

W B
page
234
Scin
ber
and
mo
St
ist
S
M

a
M
9
S
M
M
S
f
u
b
u
st
R
D

ist hier, sagt er, mit einem ewigen Grün überzogen. Die luxurirende Vegetation macht die Wälder fast undurchdringlich. Die schönsten Früchte gedeihen größten Theils ohne Zuthun der Kunst; durch die Menge der Orangen und anderer wohlriechender Blüthen duftet die Atmosphäre von den herrlichsten Aromaten. Das Klima zeigt einen dauernden Frühling; die Luft ist stets heiter, nur der Hafen wird, wegen der Höhe der Gebirge des festen Landes, öfters in Nebel gehüllt.

Diese natürlichen Vortheile gewährten denn auch den ersten Colonisten, es war ein Haufen Missethäter, roher Vagabunden und sonstiges geschäftloses Gefindel, ein leichtes und frohes Fortkommen. Diese in dem Mutterlande bösen Menschen erzeugten nach und nach ein ruhiges Volk; sie fühlten die Vortheile eines sitzlichen Lebens, da ihnen keine Hindernisse im Wege standen, ihr Daseyn zu fristen und es heiter und froh hinzubringen. Jetzt wird die Insel seit dem Jahre 1740 planmäßig regiert, ist befestigt, und das Gouvernement, wozu sie gehört, erstreckt sich vom St. Franciscus-Flusse an bis zum Rio grande, auf 60 Meilen (lieues). Die Ortschaften finden sich fast alle längs den Kü-

sten, sie enthalten etwa 20,000 Seelen; die vornehmste Stadt des Gouvernements Nostra Sennora del Destero liegt auf einer Erbzunge und hat gegen 3000 Einwohner.

St. Catharina ist besonders wegen des Wallfischfanges berühmt. Jährlich rechnet man für seine Ausbeute fast 500 Wallfische, und der Werth derselben beläuft sich beynabe auf 350,000 Rthlr. Der Ertrag davon, Lbran, Fischbein und Wallrath, geht über Rio Janeiro nach Lissabon.

Die Natur bildete noch viele andere kleine Einschnitte und Bayen, die durch vielfache Landes-Producte dereinst wichtig werden können. Es mag hinreichen, nur davon noch der beyden folgenden Bayen und ihrer Umgebungen kürzlich zu erwähnen.

Die erste ist der ansehnliche Busen von St. Paul unter dem 24. Grade südl. Breite; der Fluß Santos ergießt sich in ihn. Er hat in seiner Einfahrt einige Inseln, de los Alcatrazes genannt. Drenzeñ Meilen (lieues) vom Meere ist die Stadt St. Paul gelegen, die Hauptstadt von einer der sonderbarsten Colonien der Welt. Portugal ließ die Stadt schon 1570 durch Verbrecher, die dorthin geführt wurden, anlegen. Diese Menschen entzogen sich aber bald

den Gefezzen, flohen weiter landeinwärts, versammelten mehrere Nichtsthuer und böse Menschen aus allen Nationen, und bildeten eine eigene Republik. Sie verbreiteten sich ins Innere, nahmen selbst zu Zeiten die Kleidung der Jesuiten an, lernten die Sprache der Guaranier, um in Paraguay fortzukommen; drangen in die Wälder, fielen mehrmahls so wohl über die Portugiesen als Spanier und Indier her, um sie zu plündern, und stifteten das unabhängige Reich der Pautisten. Zuletzt haben sich ihre verschiedenen kleinen Republiken dennoch unter den Schüz von Portugal begeben, ob sie gleich noch stets durch ihre kriegerische Unabhängigkeit furchtbar bleiben, denn sie sehen sich stets für ein freyes Volk an. Das Binnenland hat, so viel man davon weiß, Zinn- und Eisenminen; allein der Verkehr mit andern Producten ist bis auf die Baumwolle, welche nach Portugal gesandt wird, nicht sehr beträchtlich.

Der zweyte Einschnitt, der hier noch Erwähnung verdient, ist der auf 15 Meilen von Norden nach Süden ins Land gedrungene Meeressarm, St. Pedro. Er macht jetzt einen bedeutenden Binnensee, Merin oder St. Pedro genannt, an dessen Einmündung in den Ocean

die Stadt del Rio Grande, oder St. Pedro gelegen ist. Der Fluß selbst führt zu dem Lande der Patos, dessen Inneres freylich ebenfalls für uns noch unbekannt ist.

Hiermit wäre im Ganzen das Bild von Brasiliens Küsten entworfen, und vorzüglich die bis dahin am meisten benutzten Buchten und Häfen angezeigt. Man richte aber nur das Auge auf eine etwas detaillirte Karte dieses Landes, um sich zu überzeugen, daß die vielen Mündungen bedeutender Flüsse sicher eine weit größere Benutzung zulassen, so bald die Vermehrung der Bevölkerung und der steigende Handel durch weise Einrichtungen der Regierung nachgeholfen würden.

Jetzt zu dem Innern dieses Landes, das heißt, beynabe zu einer Terra incognita.

So viel wissen wir allerdings, daß das Binnenland von mächtigen Bergketten überlaufen ist, und, wie schon zuvor bemerkt wurde, daß es ein großes Tafelgebirge besitze, die Mutter der meisten Flüsse. Sehr wenige Reisende haben es vermocht, sich diesen Berggegenden nähern zu dürfen; die ältern Nachrichten über Brasilien konnten aber nur seine Küsten kennen lehren. Auch um diese eben so ungeheueren als

reichen Theile von Süd-Amerika hatten die Missionäre große Verdienste. Schon gegen das siebzehnte Jahrhundert suchten sich die Jesuiten durch Verbindung mit den Missionären in Paraguay bessere Kenntnisse über das Innere von Brasilien zu verschaffen. Sie waren hierin auch glücklich genug, allein ein Verboth der Regierung hinderte gegen Ende eben desselben Jahrhunderts davon die Bekanntmachung. Dennoch wagte es 1730 ein geborner Brasilianer, Mochoa Pitta, ein Mitglied der Akademie von Lissabon, in einem weitläufigen Werke alles, was damals von seinem Vaterlande bekannt war, zusammen zu fassen. Allein auch dieses Werk wurde bald nach seiner Bekanntmachung unterdrückt; daher ist es äußerst selten. Was wäre indeß nicht alles hier zu entdecken übrig, und wie lebhaft müssen nicht jedem, dem Menschenkunde, Geographie und Naturkunde am Herzen liegen, den würdigen Grafen von Hofmannsegg, einem unserer vorzüglichsten Naturalisten, Dank wissen, daß er aus echtem reinsten Eifer für Naturkenntniße den Wissenschaften ein solches Opfer bringt. Denn dieser edle Deutsche Mann hat es jetzt bey der Portugiesischen Regierung dahin gebracht, daß er auf sei-

ne Kosten einen Sachkundigen, den Naturalisten Sieber, nach Brasilien, absichtlich für die Naturhistorie dorthin senden durfte. So kann denn auch hier wieder durch einen von allen Meeren, und also beyden Indien abgeschnittenen Deutschen der großen Wissenschaft der Natur ein neues, schönes Monument errichtet werden.

Schon in der Entfernung von wenigen Tagesreisen von der Küste zeigt das Land eine andere Gestalt. Pindley ward, aus Gierigkeit der dortigen Regierung nach Golde, gezwungen, eine Reise gegen das Gebirge hin zu machen, nur allein weil ihm ein Einwohner der dortigen Gegend etwas Goldsand aus einem kleinen Flusse verkauft hatte. Um diesen Fluß zu entdecken und den gesetzwidrigen Verkäufer aufzufinden und zu bestrafen, reiste der Engländer, wohlbegleitet durch Portugiesische Wächter, von Porto Seguro ab.

Raum eine Deutsche Meile vom Ufer des Meeres erhob sich das Land, und die Anhöhen waren mit Capellen, aber auch mit Anbauungen von Indigo, Manioc, Baumwolle und Zucker-Plantagen besetzt. Letztere nennt man mit Inbegriff ihrer Zuckermühlen und Siedereyen Ingenios. Alles wird von der Natur selbst reich-

lich durch die schönsten Bäche bewässert, und wechselt mit trefflichen Wiesen ab, der Kunst bleibt kaum ein leichtes Bearbeiten des Bodens übrig. Freylich ging diese Landreise nicht tief ins Gebirge, dennoch ward der Fluß entdeckt, der jenen Goldsand mit sich führt, und hierdurch den gütigsten Beweis der in den Gebirgenschlafenden Metalle darbietet. Er ward auch sofort von Portugiesischen Soldaten besetzt, damit keiner der wahren, natürlichen Herrn des Landes ihr Eigenthumsrecht daran ausüben möchte.

Eben dieser unselige Durst nach edeln Metallen veranlaßte schon zu Anfange des 17. Jahrhunderts die Reise eines Deutschen. Sie ging viel tiefer ins Binnenland und war daher sehr reicher. Eine Silberstäbe aus dem Gebirge Saccaröasu, welche der damalige Gouverneur Sousa von einem Indier erhalten hatte, und die bey der Probe 30 Mark reinen Silbers im Centner hielt, erregte bey ihm den Wunsch, jenes Gebirge selbst kennen zu lernen. Er sandte zu dieser Absicht 30 Leute, theils Portugiesen, theils Indier, und gab diesen unsern Landsmann, Wilhelm Skimmer, zur Untersuchung mit. Von der so eben erwähnten Stadt St. Paul gingen sie über den Fluß Anhemby, und reiser

ten 3 Tage gegen Norden, zu dem Gebirge Marimumi. Aus ihm entspringt ein Flüsschen, (vielleicht der Mari?) welcher Gold führt. In Canoës von Baumrinden führen sie noch von hier zwey Tagereisen auf einem kleinen Flusse durch die schönsten Gegenden, und gelangten dadurch zu dem großen fischreichen Sorobis (Paraiba der heutigen Karten.) Nur erst nach 16 Tagen kamen sie zu seinem Wasserfalle; verließen sodann ihre Kähne, und nachdem sie einen andern aus Westen kommenden Fluß befahren hatten, erreichten sie ein hohes Gebirge. So bald dieß überstiegen war, sahen sie eine andere Welt. Weiße Gefilde trugen hin und wieder ansehnliche Waldungen von einer sehr schönen Art Nadelholz oder Fichten. Ihre Frucht ist so groß als ein Menschenkopf, die eine Nuß enthält, deren Rinde einen halben Zoll dick, einen sehr schmackhaften und nahrhaften Kern, gleich einer Kastanie, einschloß. Martgraf hält diesen Baum für den Sabucajo. Piso sagt freylich von diesem, daß seine Nüsse sehr schmackhaft und nährend, den Pistazien nahe kämen, allein die Blätter beschreibt er von der Form der Maulbeerblätter.

Die Reise ging nun 14 Tage hindurch nach

Nordwesten, und nun erst gelangten sie an Flüsse, von welchen Glimmer vermuthet, sie strömen zum großen Paraguay-Flusse, da sie ihren Lauf gegen Westen nahmen. Auf der ganzen Reise durch dieß fruchtbare Land sahen sie keinen Anbau irgend einer Art, nur einzelne Ueberbleibsel verlassener Hütten gaben ihnen Spuren von Menschen; Gras, nebst einigen wilden Früchten machten die Vegetation aus.

Endlich zeigte sich eine Dorfschaft der Jumbier. Hier nahmen sie Lebensmittel ein und blieben 4 Wochen zur Erholung, rückten sodann weiter gegen Nordwest vor, und fanden eine breite, stark benutzte Heerstraße, durch welche sie zu zwey Flüssen gelangten, die da aus den Gebirgen Sabaraoasu hervor strömten, und von unsern Reisenden für die Quellen des großen St. Franciscus-Flusses angesehen wurden, eine Behauptung, die dem Markgraf deßhalb unwahrscheinlich vorkommt, weil die Reise nicht hoch genug nach Norden lief. Weiterhin, jenseits des Gebirges, wohnen bedeutende Völkerschaften; diese hatten Espione oder Wächter abgesandt, um die fremde Karavane zu beobachten. Goldminen wurden indeß nicht entdeckt. Man kehrte auf eben dem Wege wieder nach St. Paul

zurück. Die ganze Belehrung dieser mühsamen Reise von 9 Monathen gibt nur einige geographische Resultate, und zeigt abermahl, wie selbst das reichste Land, unter dem schönsten Himmel, ohne Cultur und Civilisation nur einen sehr geringen Werth für die Menschen habe.

In Rücksicht des Berglandes bestätigt aber diese Reise unsers Landsmannes jene große Scheidungslinie der Flußgebiete des Inneren von Brasilien, wie auch seine allmähliche Erhebung, die gleichwohl dabei mit Gebirgsketten überlaufen ist.

In neuern Zeiten haben dann die Portugiesen auf diesem großen Berglande drei verschiedene Statthalterschaften gebildet. Minas geraes (generales), allgemeine Minen; Goyas oder Cujaba; und Matto Grosso (großes Gebirge). Die erste ist bis jetzt, in Rücksicht der Mineralien, die wichtigste; die dritte, die entfernteste von der Küste, ist der eigentliche Erdbuckel und vielleicht das höchste Gebirge, daher denn auch wohl sein Name.

Die Entdeckung der reichen Minen Brasiliens steigt bis zu dem Jahre 1577 hinauf; die Paulisten fanden Gold im Gebirge Ignara. Indeß ward durch die unglückliche Verbindung Portugals mit Spanien die Förderung der in

sich sehr reichen Werke unterbrochen. Nur erst nach der Wiederherstellung Portugals fing man an darauf zu denken, als glücklicher Weise einige auf Bergwerke suchende Portugiesen in den heutigen Minas Geraes, im Jahre 1698, sehr reichhaltige Erze entdeckten. Dieses veranlaßte denn den Hof, drey Jahre darauf acht verschiedene Colonien in diese Statthalterschaft zu setzen, deren Hauptbestimmung die weitere Förderung und Bearbeitung des Bergwerks ausmachte, denn hier war die Befehrung der Indier nur eine Nebensache. Diejenigen dieser reichen Goldminen, welche der Küste am nächsten sind, finden sich von Rio de Janeiro etwa 40 Deutsche Meilen entfernt. Sie gehören zu den Minas Geraes, und eine derselben liefert dann gleichfalls die größte Masse der Diamanten Brasiliens. Der Metallertrag dieser Minen ist für das der Krone Portugals zukommende Fünftel, im Durchschnitte, über 1200 Arroben Gold, dieß steigt zu Zeiten bis zu 1900 (Bougainville.)

Die Förderung der Erze ist in Brasilien leicht, und ohne Gefahr. Oftmahlß findet sich das Gold, und zwar das reinste, an der Oberfläche; überhaupt ist es selten nöthig, über drey

bis vier Fachter zu graben. Eine Schicht Sand, dort Saibro genannt, bezeichnet gewöhnlich den Bergleuten, wo sie aufhören sollen zu graben. Raynal setzt hinzu, daß die Gegenden, deren Oberfläche mit Krystallen (?) untermischt ist, am häufigsten Gold enthalten, auf den Gebirgen und steinichten Hügeln findet es sich in größerer Menge, als in den Thälern, oder längs den Flüssen. Aller Orten aber hat es, so viel bis jetzt gefunden ist, 23½ Karat Gehalt, so bald es nicht mit Schwefel, Silber, Eisen oder Quecksilber vererzt ist; letzteres kommt aber nur in einzelnen Gruben vor. Eine jede Mine muß, so bald sie entdeckt wird, der Regierung angezeigt werden. Ist die Erzader arm an Gehalt, so überläßt man sie gänzlich dem Entdecker; ein reicher Gang wird aber der Schatzkammer so vorbehalten, daß der Entdecker nur zwey Theile für sich bekommt, das Uebrige wird, nach Abzug des Fünftels für die Krone, unter den Gouverneur und Intendanten vertheilt. Alles Gold aus den Minen muß, bevor es nach Rio Janeiro abgeliefert wird, in jedem Districte jeder Mine in eigene königliche Häuser zur Untersuchung des Gehalts niedergelegt und mit dem königl. Stempel versehen werden. Man rechnet jährlich aus

den drey Bergländern, aus Minas Geraes etwas über 18,700,000 Livr. Gold, aus Goyas gegen 4,700,000, von Matto Grosso 1,300,000, und noch überdieß von Bahia und St. Paulo etwas über $1\frac{1}{2}$ Million; also zusammen über 25 Millionen, oder etwa 2 Million Guineen. Die Regierung bekommt mithin, als ihr Fünftel, über 5 Millionen Livres, sodann für das Münzrecht etwa 1,600,000, und da sie 2 pr. C. für die Versendung des Goldes durch ihre Schiffe bezieht, also gegen 400,000 Livr., so erhält sie, überhaupt genommen, über 7 Millionen Livr. Der Unterschleif, in Rücksicht jener 2 pr. C. für das heimlich ausgehende Gold, soll ihr 600,000 Livr. entziehen.

Raynal nimmt an, die ganze Summe von Gold und Silber, die gewöhnlich in Brasilien in Umlauf ist, betrage etwa 20 Millionen Livr. (5 Mill. Thaler.)

Die Total-Einnahme der Krone Portugals, aus dieser großen Besitzung, nach Bougainvilles Angabe (1767) wird hier nicht an unrichtigen Orte stehen. Mit Inbegriff jener Einnahme für die edeln Metalle sollen alle übrigen Gefälle, an Abgaben und an Zöllen überhaupt, 1,667,000 Piafter betragen haben. Da

gegen mächten die gesammten auf Brasilien gewandten Kosten der Krone nur 600,000 Piaſter aus; der reine Ueberschuß von Brasilien betrug daher über 10 Millionen Livr., etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. Thaler; wahrlich nur wenig für die Größe und den mannigfaltigen Reichthum dieses herrlichen Landes! Jetzt geht uns nun das zweite wichtige Product dieser Gebirge näher an; dieß ist der Diamant; doch erzeugt Brasilien noch andere edle Steine;

Licht und Farbe fallen jedem Auge am stärksten auf. Selbst der rohe Mensch mußte sie so fort seiner Aufmerksamkeit würdigen, ja ohne weitere Besinnung ihnen huldigen; denn sie reizen das Gesicht und schmeicheln größten Theils unform ersten Sinne. Die Schönheit der Form, der Umrisse irgend einer Gestalt strahlt nicht lebhaft ins Auge; nur erst eine Uebersicht des Ganzen, eine Vergleichung mit andern erzeugt bey uns Vergnügen oder Mißfallen bey'm Anblicke eines farblosen, oder einfarbigen, oder gar dunkeln Körpers. Dieß erfordert bereits eine Art von Ueberlegung, ein Zusammenhalten der Dinge. Der Wilde fühlt daher weit eher die Macht eines hellen oder schöngefärbten Lichtes, als die einer schönen Gestalt. Hierin lag denn wohl
eine

eine der Hauptursachen, warum fast alle Nationen die großen leuchtenden Himmelskörper verehrten, und warum der Wilde jeden glänzenden Körper mit Wohlbehagen bewundert. Ein großes Licht blendet und setzt in Erstaunen; ein sanftes erquickt, erheitert; ein vielfarbiges Licht gebiert daher doppelten Genuß. Das leuchtende Metall, und noch mehr der glänzende, vielfarbige Edelstein mußte daher seit den ältesten Zeiten dem Menschen angenehm seyn; er mußte sein Schmuck werden; er fröhnte seiner Eitelkeit. So war's auch von je her bey den Wilden, wie bey den cultivirten Nationen. Jahrtausende mag der Orient bereits den Edelstein auf irgend eine Art geschliffen oder zum Glanze poliert haben; wir Europäer sahen, wie es heißt, die ersten Juwelen von der berühmten Agnes Sorel, der schönen Favorite Karls des VII. von Frankreich, zum Schmucke angewandt.

Unter allen edeln Steinen, ja man darf sagen, unter allen Producten des Mineral-Reichs überhaupt, verdient der Diamant, wegen seiner vielfartigen Trefflichkeit, den ersten Platz. Er hat nicht nur ein Feuer ohne gleichen, er spielt alle Farben in der höchsten Vollkommenheit, er hat die reinste Durchsichtigkeit, und zugleich ist er

Erfchenb. 7 Band.

der härteste, unzerstörbarste Körper, den wir kennen. Von letzterer Eigenschaft, die bereits den Alten bekannt war, soll er den Namen Adamas (unbezwinglich) erhalten haben. In Ansehung der Farben bleibt zwar der völlig ungefärbte Diamant der schönste, da er geschliffen alle Farben mit dem reinsten Lichte spielt; allein es gibt dennoch einige gefärbte Diamanten, die einmahl deshalb sehr geschätzt werden, weil es eine Seltenheit ist, die herrschende Farbe bey ihm so rein zu finden, daß dadurch das Farbenspiel nicht beträchtlich leidet, und zweytens, weil diese Mäßigung etwas Sanftes, dem Auge Angenehmes mit sich führt. Hierher gehören besonders die Steine von einem, dem Smaragd ähnlichen Grün. Sie vereinigen Annehmlichkeit und Seltenheit, und haben daher den ersten Rang unter den gefärbten Diamanten.

Ihnen folgen die rosenfarbigen, sodann die blauen, die citronengelben, orangenfarbenen, und endlich die dunkler gefärbten und trüben. Die Vielfarbigkeit des Diamants ist übrigens eigentlich, wie bey jedem durchsichtigen lichten Körper, ein Werk der Brechung des Lichts, und diese erhöhen wir durch die Kunst, durch das Schleifen, durch das Facettiren und durch die Unterlage oder

so genannte Folie. Seine seltene Brechbarkeit führt aber zu der innern Natur dieser königlichen Steinart. Der Diamant weicht hierin gänzlich von den übrigen durchsichtigen Steinen ab, deren Brechbarkeit ziemlich mit ihren Dichtigkeiten in gleichem Verhältnisse steht. Der Diamant hingegen nähert sich, wie Newton bemerkte, in dieser Rücksicht den Harzen und Oehlen, die bey gleicher Dichtigkeit den Strahl stärker brechen. Daher vermuthete dieser große Mann, daß der Diamant zu den brennbaren Körpern gehörte. Diese Vermuthung hatte freylich ein Holländer, de Boot, bereits 1609 in seinem Werke über die edeln Steine geäußert, aber er leitete sie aus der Elektricität des Diamants her, die er, ihm zu Folge, mit dem Bernsteine und dem Schwefel gemein hatte. Und es ist allerdings merkwürdig, daß der Diamant eines sehr hohen Grades der Elektricität fähig ist, durch Reiben, nicht durch Mittheilung oder Leitung; allein gerade durch diese Elektricität selbst unterscheidet er sich so sehr von den brennbaren Körpern. Diese besitzen nämlich die harzige oder negative Elektricität; der Diamant zeigt hingegen jederzeit positive Elektricität.

Die wirklichen Versuche über die Natur der

C 2.

Schmelzbarkeit und Brennbarkeit dieses bis jetzt durchaus einzigen Gesteins nahmen durch den großen Englischen Naturforscher, Robert Boyle, ihren Anfang. Allein da er ihn nur dem gewöhnlichen Ziegelfeuer aussetzte, so wurden sie nicht sehr belehrend. Nur erst durch eine der ältesten Akademien der Wissenschaften, nämlich der del Cimento zu Florenz, kamen wir der Sache näher. Der Großherzog Cosmus III. opferte dort 1694 einige seiner Diamanten der Gluth des Eschirnhaußischen Brennglases auf; und hierdurch machten die Akademiker Veroni und Targioni dann die wichtige Entdeckung, daß der Diamant sich völlig verflüchtigt, oder ganz verbrennt. Kaiser Franz I., gleichfalls Großherzog von Florenz, ließ dieß durch neue Versuche bestätigen. Für 6000 Gulden Diamanten und Rubinen wurden 24 Stunden dem heftigsten Schmelzfeuer ausgesetzt.

Die Diamanten waren gänzlich verschwunden; die Rubinen aber noch unverletzt. Die weitem Fortschritte der Chymie erlaubten 1771 dem Franzosen Darzet durch ein hohes Schmelzofenfeuer dieß zu bestätigen. Neuere Versuche der berühmtesten Schmelzkünstler, z. B. eines Tenant und Gutton de Morveau, scheinen jetzt

zu beweisen, daß der Diamant aus wahrem Kohlenstoff bestehe; sie nennen ihn krystallisirten Kohlenstoff; auch hat er die Eigenschaft mit der Kohle gemein, Eisen in Stahl zu verwandeln. Aber, sagt Patrin, die Analogie dieses herrlichen Natur-Products mit dem Lichte, die Gegend seiner Erzeugung (denn nur die lothrechte Sonne gebiert, so viel uns bis jetzt bekannt ist, den Diamant) lassen sie nicht vermuthen, er sey der concrete Lichtstoff selbst? Wiot hingegen behauptet, der Wasserstoff (Hydrogene) mache eines der Elemente des Diamants aus; und dieses stimme auch mit der hohen Brechbarkeit dieses Gases überein.

Der Diamant findet sich entweder krystallisirt, oder rundlich, sphäroidisch. Im ersten Falle bildet er gewöhnlich ein Octäder, eine mehr oder minder genau bestimmte achteckige Pyramide, oder auch ein Dodekäder. In seinem originalen Zustande hat er fast gar keinen Glanz, und ist mit einer bräunlichen Kruste überzogen. Nur durch das Polieren zeigt er sein allgewaltiges Feuer. Bevor er aber des hohen Glanzes fähig wird, muß jene dunkle Oberfläche durch's Reiben gegen einen andern Diamanten weggenommen werden; man nennt dieß das

Beschneiden des Diamants (égriser). Das Polieren hat uns auch die Natur seiner Structur gelehrt. Er besteht nemlich aus Schichten, Lamellen, die auf das innigste mit einander verbunden sind, und es kommt alles darauf an, die Lage dieser Schichten beim Anschleifen oder Polieren zu kennen oder aufzufinden. Diese stratificirte Bildung gibt ein Mittel an die Hand, den Diamant zu spalten, zu klöben (cliver sagen daher die Franzosen). Es gibt indeß Steine, die sich nicht spalten, sondern nur zerstückeln lassen, diese sind gleichsam knotig, wie bey den Knoten oder Nerven des Holzes laufen die Lamellen rundlich oder widersinnig.

Die Bearbeitung des Diamants ist nicht sehr alt. Der Niederländer Ludwig van Berguen aus Brügge schnitt im Jahre 1456 zuerst diesen härtesten Stein, und gab ihm Facetten vermittelst des Diamant-Pulvers (Diamant-Port); denn weder die Feile, noch die stärksten Säuren, noch auch Schmirgel, ja selbst nicht einmal der, alle übrige harte Steine angreifende Diamant-Spath (Corindon) vermögen etwas über den Diamant, da er hingegen alle übrige Steine angreift und anrißt. Van Berguen errichtete bald darauf ein eigenes Rad, eine

Schleifmaschine, worauf er vermittelst des **Diamant-Pulvers** dieses **Facettiren** zu einer großen **Vollkommenheit** brachte. **Zwanzig Jahre** darauf schloß er den großen **Diamant** des **Herzogs Carl des Kühnen von Burgund**. Damals war dieß der größte Stein in Europa, er wog $139\frac{1}{2}$ Karat, ging in eben diesem Jahre in dem Treffen von **Morat** in der **Schweiz** verloren. Ein **Soldat** kaufte ihn damals für einen **Thaler**, darauf kam er gegen eine beträchtliche Summe in die Hände des **Großherzogs von Florenz**, woselbst er lange als einer der vorzüglichsten **Brillanten** bekannt war. Er ward auf **800,000 Thlr.** geschätzt.

Größere Diamanten, als der erwähnte, sind besonders folgende: der des großen **Moguls**. Er kam aus der **Mine Colone** von **Golkonde**, und wog **279 Karat**. Er hatte fast die Größe eines halben **Hühnerenes**; **Lavernier** schätzte ihn auf **6 Millionen Gulden**. Der **Ost-Indische**, den die **Kaiserinn von Rußland, Katharina die II.**, von dem **Fürsten Orlov** an ihrem **Nachmenstage** zum **Geschenk** erhielt. Er ward von einem **Armenier** für **dritthalb Millionen Livr.** gekauft, und wiegt **193 Karat**.

Auch Frankreich besitzt einen der größten

Steine. Er ist unter dem Nahmen Pitt oder Regent bekannt, und wiegt 136½ Karat und wird auf 5 Millionen Livr. geschätzt. Dieser treffliche Stein kam aus den Minen von Portéal in Ost-Indien, längs den Gebirgen, 20 Meilen (lieues) von Mazulipatan, da, wo sich der Kissera in den Fluß Krishna einmündet. Ein in diesen Minen arbeitender Slave fand ihn, und da diese Menschen nackt zu arbeiten genöthigt werden, um keine Steine verheimlichen zu können, so machte er sich einen beträchtlichen Einschnitt in die Lende, verbarg darin den Stein, und der Verband der stark blutenden Wunde rettete ihn vor aller Nachsuchung. Er verkaufte den Stein an einen Englischen Matrosen, der dem Slaven zugleich versprach, ihn selbst im Schiffe zu verbergen, und dadurch Gelegenheit zur Flucht zu geben. Allein der treulose Matrose, der den Stein in Verwahrung genommen hatte, warf den unglücklichen Slaven bey erster Gelegenheit über Bord, und verkaufte ihn an Pitt, den Englischen Gouverneur von Ost-Indien, für einige tausend Pfund; von diesem erhielt ihn der Regent für anderthalb Millionen Livres. Sonderbar genug ward jener unglückliche Slave gerächt.

Der Matrose verließ den Seedienst, ward Kaufmann; allein die Gewohnheit an seine unruhige Lebensart und der Hang zum Trunke brachten ihn bald um das Seinige, er starb in Verzweiflung.

Ein zweyter Stein der vormahligen Krone Frankreich, der große Sancy genannt, hat nur 600,000 Livr. gekostet; ist aber viel mehr werth. Der König von Portugal, den man mit Recht den König der Diamanten nennen könnte, besitzt zwey außerordentliche Steine, wovon der eine von dem schönsten Wasser 215 Karat wiegt, der zweyte hingegen alle uns bekannte an Größe übertrifft. Dieser ist noch nicht geschliffen, und wiegt 1680 Karat oder $12\frac{1}{2}$ Unze. Seine Schätzung von 229 Millionen Pfund Sterling ist daher höchst schwankend, weil niemand mit Sicherheit zuvor bestimmen kann, wie er beym Schleifen ausfallen wird. Beyde Steine kamen aus Brasilien.

Die Alten verstanden es nicht, dem Diamant durch das Schleifen den höchsten Grad der Schönheit, deren er fähig ist, zu geben. Sie schliffen nur Tafelsteine und Rosen, Rosetten. Ein Tafelstein hat zwey große Flächen, die eine oben, die andere unten, deren Seiten

kann mit Facetten oder kleinen Spiegeln umgeben sind. Da hierbey der Reflex und die Brechung selbst nicht sehr vielfach seyn kann, so ist die Wirkung der Strahlenbrechung nur geringe. Bey dem daran gefaßten Tafelsteine ist der Theil innerhalb der Fassung oder des Kastens dem äußern sichtbaren gleich, oder doch ähnlich.

Die Rose macht hingegen eine mit vielen Spiegeln oder Facetten umgebene Pyramide auf einem breiten und flachen Boden, den die Fassung (der Kasten) bedeckt. Es ragt mithin die ganze Masse des Steines aus dem Kasten hervor, und die große untere Fläche kann die Strahlen nicht vielfach gebrochen zurück werfen, mithin kein sehr hohes Farbenspiel darbieten. Der größte Diamant von Ost-Indien, der des großen Moguls, war eine solche Rose. Die Form des Brillanten, der jetzt mit Recht beliebtesten Figur des Diamanten, besteht aus zwey abgestumpften Kegeln, welche mit ihrer Grundfläche auf einander ruhen. Hierzu muß daher der Stein eine beträchtliche Dicke besitzen; deßhalb gehört der Brillant auch zu den Dicksteinen, da hingegen die vorigen Dünnschneide seyn können.

Bey dem Brillanten sind gegen 1/2 der ganz

zen Dicke des Steines außerhalb des Kastens dem Auge sichtbar, $\frac{1}{2}$ hingegen liegen innerhalb desselben.

Der sichtbare Theil, man nennt ihn die Krone (Pavillon), hat zu oberst eine Fläche, die Tafel (Table), die dann von kleinen dreyeckigen Facetten umgeben ist. Der untere, eingesetzte Theil endigt gleichfalls mit einer, aber nur kleinern Fläche, die *Calette* genannt; auch sie ist, wie die Tafel, ganz mit dreyeckigen Facetten umgeben. Begreiflich wird also das Licht hier vielfach gebrochen und zurück geworfen; Glanz und Farbenspiel müssen daher hier weit stärker seyn, als bey den Dünnssteinen. Den achteckigen natürlichen Diamant ist es nicht schwer in einen Brillant zu verwandeln; man darf nur jeder seiner beyden Pyramiden die Spitzen nehmen, und an die Seiten Facetten schleifen.

Ist der Stein nicht durchaus rein, so legt man in den Kasten eine farbige Folie; sonst wird der Kasten nur inwendig geschwärzt. Bey durchaus reinen Steinen, oder, wie man sagt, bey Steinen vom besten Wasser, läßt man die Fassung unten offen; dann heißt der Brillant *à jour* gefaßt. Dieß ist auch der Fall mit

den schönen, reinsten, birnförmigen Pendelotten zu Ohrgehängen; sie sind dann von außerordentlichem Werthe.

Der Werth der Diamanten beruht auf dem Gewichte und auf der Reinheit. Das Gewicht wird nach Granen und Karaten bestimmt. Ein Karat hält 4 Gran; das Wort Karat soll, dem Bruce zu Folge, seinen Ursprung von der kleinen Bohne nehmen, einer Art der *Erythrina*, welche in dem goldreichen Lande der Schangallas, einer Nation des östlichen Afrika, zum Gewichte des Goldes dient; denn diese Bohnen sind in ihrem Gewichte nicht sehr verschieden. Die Schätzung des Werthes der Diamanten ist dann im quadratischen Verhältnisse ihres Gewichtes multiplicirt mit dem einfachen des einzelnen Karats. Wöge z. B. der Stein 10 Karat, und das einzelne Karat wäre auf 50 Thaler geschätzt, dann betrüge der Werth des Steines $50 \times 10 = 5000$ Thaler. Selbst die Kinder um die Diamantgruben Ost-Indiens verstehen sich sehr gut auf die Schätzung der Diamanten. Sie tragen stets eine kleine Wage in einem Beutel, und sind so geübt, daß sie durch das bloße Gewicht auf der Hand den Werth ziemlich genau angeben. Die sehr kleinen Steine, be-

sonders solche, welche als Knoten sich nicht spalten lassen, oder Splitter der größern beim Spalten, werden von den Glasern gefaßt und zum Glasschneiden verbraucht. In Ansehung des Schneidens findet gleichfalls ein bedeutender Unterschied nach den verschiedenen Methoden Statt. Die Taille de Hollande ist fast das Doppelte von der Taille d'Anvers. Von letzterer gilt z. B. ein Stein von 9 Gran nur 450 Gulden, da hingegen ein eben so schwerer Stein von der Taille de Hollande auf 800 Gulden geschätzt wird.

Im natürlichen Zustande ist der Diamant stets mit einem ockerartigen Pudding oder schmirgelähnlichen Erde, Cascasbo genannt, verbunden; diese findet sich selbst im eisenschüssigen Sande wieder.

Die Minen der Diamanten, wenn man sie anders so nennen darf, oder überhaupt das Vaterland derselben, beschränkt sich bis jetzt auf eine Zone der Erde von etwa 18 Grad nördlich und südlich des Aequators. Wir kennen nur Diamantgruben in Asien und Amerika; allein da Plinius behauptet, es kämen gleichfalls Diamanten aus Aethiopien, und da Afrika gerade der Lage, dem Klima und dem Boden zu

Folge, sich zu der Erzeugung dieses edelsten Steines schickt, so scheint es sehr wahrscheinlich, daß mehrere Theile von Afrika gleichfalls Diamanten hervor bringen.

In Asien sind es Visapoor Golconda, das Carnatic, Bengalen, also die dortigen Besitzungen Englands, und über dieß die Insel Borneo. Tavernier, fast der einzige wißbegierige Reisende, der die dortigen Diamantgruben besuchte, bezeugt doch, daß es auch darunter Gruben gibt, wo die eisenschüßige Bergart, welche die Diamanten enthielt, in einem so festen Gesteine liege, daß man den Felsen zuvor durch Feuer mürbe mache, um die Gänge selbst zu erreichen. Sonst scheinen die Arbeiten nur im Losschwemmen des Cascalho aus Gande zu bestehen. In Ost-Indien konnte zu Taverniers Zeiten jedermann auf Diamanten gegen eine gewisse Abgabe graben lassen, nur gehörten die großen Steine dem Landesfürsten.

Von den Diamantgruben Brasiliens hat besonders ein sachkundiger Bewohner dieses schönen Landes, Hr. Dandrada, vor einiger Zeit uns die beste Nachricht ertheilt. Sie sind über mehrere Theile von Brasilien verbreitet,

so wohl im Binnenlande, als näher gegen die Küsten hin. So findet man sie in Cujaba und Guara-puara; in den Gebirgen von Cerro Dofrio, von den Eingebornen Britanray genannt; ferner unweit St. Antonio; im Rio de Peiro; Riachofundo und in dem Flusse Loncambiruc. Es ist merkwürdig, daß die Diamanten der Minen von Cerro Dofrio sich in einer Lage eisenhaltiger Erde finden, die gleich unter der gewöhnlichen Gartenerde (terre vegetale) gelegen ist. Hierin trifft man die Diamanten einzeln zerstreut an, aber nie in regelmäßigen Gängen. Auch in Ost-Indien sollen die Diamanten stets von eisenschüssiger Erde begleitet seyn, so daß man Ursache hat zu glauben, daß Eisen gehöre mit zu der Bildung dieses Steines. Viele Diamanten findet man aber auch in den Flüssen selbst, man leitet diese deßhalb zu Zeiten ab; besonders sieht man diese Edelsteine nach starken Regengüssen; wahrscheinlich sind sie aus den Gebirgen los geschwemmt. Der kleine Fluß do Milho Verde in jener Provinz Dofrio Cerro ist besonders wegen seiner Diamanten berühmt.

Die Portugiesen waren zwar seit 1500 im Besitze von Brasilien, allein die Diamanten wur-

den nur erst im Jahre 1628 in einigen Armen des Flusses Caravelas (Capitan. Porto Seguro) durch Zufall entdeckt.

Es fanden sich nämlich unter dem Golde, welches die Sklaven dort aufsuchten, kleine glänzende Steine, die sie als unnütz wegwarfen, bis Anton Rodriguez B a n h a zufälliger Weise darauf aufmerksam ward, und seine Vermuthungen dem Statthalter A l m e i d a mittheilte.

Dieser sandte eine Quantität solcher Steine zur Untersuchung nach Lissabon, da denn der Portugiesische Minister A c u n h a in Holland durch dort angestellte Versuche bewies, daß diese nichts geachteten Steine wahre Diamanten wären.

Jetzt erwachte der Geist der Gewinnsucht mit so großem Eifer, daß so fort 1100 Unzen, also beynähe 80 Pfund Diamanten, auf einmahl in Europa eingeführt wurden. Die Folge war der Unvorsichtigkeit angemessen. Der Preis der Diamanten sank in Europa plötzlich sehr tief herab; und nur durch kluges Zurückhalten stiegen sie wieder zu einem ansehnlichen Werthe. Hierauf ward die Erlaubniß, Diamanten suchen zu lassen, und der Handel damit vom Hofe an eine Gesellschaft verpachtet, und Todesstrafe auf die Beeinträchtigung dieses Monopols gesetzt.

Nachmahls ist die Regierung selbst an die Stelle jener Gesellschaft getreten. Alle Steine werden von ihrer Absendung nach Portugal einem dazu angesetzten Intendanten überliefert. Dieser legt sie in eine mit Eisen beschlagene Kiste, die mit drey Schlössern verschlossen wird. Er selbst hat den einen, der Vice-König den zweyten, und der Provadar de la Hazienda den dritten Schlüssel. Diese Kiste wird sodann in eine zweyte gesetzt, die mit den drey Siegeln jener Personen versiegelt wird. Der Vice-König, der nicht das Recht hat nachzusehen, was die erste Kiste enthält, läßt diese zweyte dann in eine dritte setzen, versiegelt sie und sendet sie nach Lissabon ab. (Vougainville.)

Nur in Gegenwart des Königes wird sie eröffnet; er wählt sodann die ihm anständigen Steine und zahlt den Preis an die Entrepreneure. Es werden auf die Art dem Hofe etwa 60,000 Karat Diamanten im Durchschnitte zugeführt; und ein einziger Kaufmann, der Entrepreneur, zahlt, das Karat zu 25 Livr. gerechnet, 3,120,000 Livr. an die Krone. Er verkauft sodann die meisten roh nach England und Holland. Der Unterschleif wird etwa $\frac{1}{10}$ gerechnet. Ranaal behauptet, der ganze Diamant-

Handel gebe der Regierung doch noch nicht viertheil Millionen Livr., also noch keine Million Thaler; ob hierzu die Taxe auf die Minen-Sclaven mitgerechnet seyn mag? denn jeder Sclave kostet den Unternehmern 1 Piafter täglich. Man rechnet etwa 800 Sclaven (Negern) zu dieser Arbeit. Die Contrebande mit Diamanten wird noch jetzt hart bestraft. Dem Armen kostet sie das Leben; der Vermögende verliert nicht nur die Diamanten, er muß über dieß den doppelten Werth bezahlen, und wird nach einem ganzen Jahre Gefängniß nach der Küste von Afrika exilirt.

Den Werth aller in Europa heimlich eingeführten Diamanten setzt Raynal nur auf 134,000 Livr.; dieß scheint indeß nicht mit den übrigen Angaben zuzutreffen.

Außer den Diamanten finden sich noch in diesen Gegenden Sapphiere oder Chrysolithen, Topasen, Amethysten und wohl auch andere farbige Edelgesteine. Der Handel mit denselben ist jedermann frey, und die Abgabe beträgt nur 1 vom 100. Ueberhaupt rechnet man etwa jährlich 150,000 Livr. für alle diese echten farbigen Steine.

Von andern brauchbaren Mineralien würde

Brasilien sicher eine sehr reiche Beute liefern, so bald man sie nur sachkundig aufsuchte; denn es kommen hinreichende Spuren vor von Eisen, Zinn, Bley und verschiedenen Halbmetallen; kurz, dieses Land scheint in mineralogischer Rücksicht wohl eben so bedeutend, als das ihm gegen über gelegene Peru.

Aber auch ohne die großen Schätze der Unterwelt ist Brasilien eines der productenreichsten Länder der heißen Zone. Selbst die ältern Nachrichten eines P i s o und M a r t e a u s, so mangelhaft sie auch jetzt scheinen mögen, beweisen eine eben so üppige als seltene Flora.

Mit vielem Rechte wird man auch von Brasilien sagen können: „Die Physiognomie der Vegetation hat hier mehr Größe, Majestät und Mannigfaltigkeit, als in der gemäßigten Zone. Der Wuchsthum der Blätter ist hier schöner, das Gewebe des Parenchyma lockerer, zarter, saftvoller. Colossalische Bäume prangen hier ewig mit größeren, vielfarbigeren, duftenderen Blumen, als bey uns niedrige, krautartige Stauden. Alte, durch Licht verkohlte Stämme sind mit dem frischen Laub der Paullinien, mit Pothos und mit Orchideen gekränzt, deren Blüthe oft die Gestalt und

„das Gefieder der Colibri nachahmt, welchen
„sie den Honig darbiethet.“ *)

Es ist gewiß, daß Brasilien gleichfalls in
den tiefer landeinwärts gelegenen Theilen die
kostbare Fieberrinde, Cinchona, erzeugt (Bar-
row), und da sich dort sehr beträchtliche Ge-
birge finden, wenn sie gleich nicht so hoch sind,
als die Cordilleren, so ließe sich, besonders
bey der großen Verschiedenheit der Höhen des
Bodens mit jenem vorzüglichsten aller heutigen
Reisenden sagen: „In dieser milden Region
„der Cinchona und weiter aufwärts erheben sich
„Eichen, Tannen, Cypressen, Berberis, Brom-
„beerstauben, Ellern und eine Menge von Ge-
„wächsen, denen wir eine nordische Physiognom-
„ie zuzuschreiben gewohnt sind. Der Tropen-
„bewohner genießt also den Anblick aller Pflan-
„zenformen. Die Erde offenbaret ihm auf ein-
„mahl alle ihre vielfachen Bildungen, wie die
„gestirnte Himmelsdecke von Pole zu Pole ihm
„keine ihrer leuchtenden Welten verbirgt.“

Unter den vorzüglichsten Producten des Pflan-
zenreiches nennt Barrow besonders das treff-
liche Holz zum Schiffbaue. Brasilien besitzt da-

*) v. Humboldts Geogr. der Pflanzen.

von einem unerschöpflichen Vorrath, und des widersinnigen Monopols der Krone ungeachtet, werden dennoch die schönsten Schiffe in Bahia und St. Salvador davon erbauet, bis zu der Größe eines Englischen Kriegsschiffes von 74 Kanonen, und zwar fast um die Hälfte wohlfeiler als in England.

Ferner sieht man hier, außer jenem Haupt-Producte, dem Fernambuck-Holze (*Caesalpinia Brasiliensis*) das *Haematoxylon Campechianum* (Campeche-Holz, und den *Morus tinctoria*); aber der ganze Handel mit diesen Färbehölzern gehört wiederum ausschließlich der Krone. Von bekannten Medicinal-Pflanzen führt jener Reisende, außer der China-Rinde, besonders die *Specuanha*, *Jalappa*, die *Palma Christi* und eine Menge Bäume an, welche nützliche Harze und Balsame erzeugen. Alle tropischen Früchte gedeihen hier in hoher Vollkommenheit, ja von den vielen Europäischen bekommt hier der Wein trefflich. Die Trauben sind sehr groß und saftreich. Schon Piso kündigte die Güte des hiesigen Weinstockes an; der daraus erzielte Wein, sagt er, sey dem *Vino cretico* gleich. Es ist also nur allein Portugals lächerliches Verboth gegen den Anbau und Fabrication des Weines,

das da Brasilien dieses vorzüglichen Erzeugnisses beraubt.

Die Brasilianische Flora ist aber desto reichender, da die meisten Bäume und Stauden dort alle Jahreszeiten hindurch blühen und tragen. Dieß sieht man an den Citronen, den Murucuja, den Mangaba, Bacoba, Banana, Janipaba, Araca, Pindova, Cocuro, Mamaon, Pimento, Pinhões, und anderen zum Theile unbestimmten Gewächsen, die *Piso* nennt.

Wie viel merkwürdige Gewächse mag aber Brasilien noch enthalten, die der Botanik bis jetzt gänzlich unbekannt, oder wenigstens unbestimmt geblieben sind! Folgendes scheint hierüber eine Bemerkung zu verdienen.

Clusius rechnet 12 verschiedene Arten von Pfeffer her. Der vielen Färbekräuter war schon zuvor gedacht. Die *Manobi* ist eine Art von Nüssen, die unter der Erde wachsen, von grauer Farbe, und mit einander durch Fäden verbunden. Sie sind unsern Haselnüssen an Größe und Geschmack ähnlich, haben aber nur eine dünne Schale, oder vielmehr eine Haut wie unsere Erbsen; vielleicht sind sie unterirdische Erbsen, wie jene in *Whida*, deren *Labat* Erwähnung thut *).

*) M. s. den ersten Jahrgang.

Die Mamoera des Clusius gehört wohl nicht zu den vielen Palmarten, womit Brasilien pranget, obgleich die männlichen und weiblichen Blüthen, wie bey der Dattel, auf verschiedenen Bäumen wohnen. Die Frucht ist nähmlich keine Kernfrucht, sondern an Größe und Form der Melone ähnlich; sie wird von den Indiern gegessen und enthält schwarze Körner.

Doch wer könnte sie aufzählen, die trefflichen Blumen von Wohlgeruch, die vielen Medicinal-Pflanzen und köstlichen Früchte Brasiliens, wovon uns Piso, Markgraf, Cerny, Laet, Clusius u. a. so unbestimmte Nachrichten ertheilen? Alle warten auf einen zweyten Pallas, Humboldt, Bonpland oder Aublet.

Noch reicher wäre für den Naturalisten die Ausbente in der Zoologie. Man denke nur, was uns die Merianin von dem weit kleineren, an Brasilien gränzenden Gujana geliefert hat, und sicher geht jene Fauna auch auf Brasilien fort, jedoch unzählig vermehrt durch alle Producte, die der große Umfang, und das weit abwechselndere Klima hier zuläßt.

Von den durch den Menschen bereits benutzten Thierarten erwähne ich hier nur noch der

Cochenille; denn Barrow bezeugt, sie komme hier gut fort.

Lindley bewunderte den Reichthum und die vielartige Pracht der hiesigen Papilionen. Aber noch mehr fiel ihm folgendes Phänomen auf. Ein unzählbares Heer weißer und gelber Schmetterlinge zog mehrere Tage des Märzmonaths hindurch, also zu Anfange des Winters, den Himmel fast bedeckend, von Nordost nach Südwest so unaufhaltsam fort, daß sogar das Fort ihrer Wanderung keine Gränzen setzte; sie mußten daher höchst wahrscheinlich gänzlich im Meere umkommen. Was zwang diese Insecten zu diesem Todeszuge?

Auch ihm verdanken wir die Nachricht von ganz ungeheueren Schwärmen hiesiger Ameisen. Er fand, wie bey den Afrikanischen und den unserigen, als er ihre großen Nester öffnete, mehrere Geschlechter unter ihnen, und Tausende der unbeflügelten trugen die Puppen der größeren mit größter Lebhaftigkeit, während daß viele der Flügelträger in die Luft stiegen; die letzteren schienen ihm die Weibchen, oder, wie er sie nennt, die Königinnen zu seyn.

Die Amphibien sind gleichfalls eben so mannigfaltig, als zum Theil fürchterlich. Jene Riesen-

senischlange, deren wir in Surinam gedachten *), weidet sich auch hier von großem Wildbret, das so unglücklich ist, ihr zu nahe zu kommen; auch geben einige Schriftsteller noch zwey Arten ungeheurer Wasserschlangen an. Die Klapperschlangen tragen hier ein weit schrecklicheres Gift, als in Carolina. Oftmahl's sind die hiesigen Schlangen nur desto gefährlicher, je mehr sie das Auge durch ihren schön gefärbten Balg auf sich ziehen, dieß ist besonders der Fall bey der Ibisboca; sie verführt durch ihre rothe, schwarze und weiße Livree.

Wie unermesslich reich sind ferner Brasiliens Waldungen an dem schönen Gefieder! Fast alle die großen langgeschwänzten, trefflich gefärbten Lori's, wegen ihrer Größe oftmahl's Indianische Raben genannt, sind hier zu Hause. Hierzu gehören besonders der Arat und der Canide des Cery (Pütt, Macao, Ararauna und Caeruseus), ihr herrliches Gefieder, besonders das des Schwanzes, diente den Oberhäuptern der Brasili'ser zum Kopfschmuck.

Ebenfalls leben hier die schön gehauften Cascadoes; und überhaupt sind von dem zahlreichen

*) Man sehe den 5. Jahrgang.

Geschlechter der Papageyen, wovon wir bis jetzt fast 200 Arten kennen, vielleicht gegen die Hälfte für Bewohner Brasiliens und des anliegenden Gujana's anzusehen.

Ein nicht minder schönfarbiges, freylich weit weniger zahlreiches Geschlecht von sonderbarer Bildung scheint aber diesem Lande vorzugsweise eigen zu seyn. Dieß sind die Toucane. Sollte man doch kaum glauben, daß ein Vogel, dessen Schnabel fast der Größe des ganzen übrigen Körpers gleich ist, dem Thiere erträglich wäre, und dem menschlichen Auge keinen ganz widrigen Anblick gewähren könnte, aber die an Schönheiten und an Ebenmaßen nie zu beschränkende Natur wußte dieses wunderbar gestaltete Geschlecht so zu bilden, daß sein außerordentlicher Bau weder ihm zur Last fiel, noch dem Auge mißfällig ward.

Schon das auf die warme Zone beschränkte Geschlecht der Papageyen scheint darauf hin zu deuten, daß diesem Himmelsstriche fruchtfressende Vögel mit auffallend großen Schnäbeln zu eigen gehören. Die Papageyen sind hierin gleichsam die Vorgänger der Toucane. Diese letztern (Ramphastos), welche gänzlich auf Süd-Amerika eingeschränkt scheinen, übertreffen nun jene, in

alle übrige Körnerfressende Vögel, an Größe des Schnabels. Ein erstaunlicher Umfang von hornichter Schale, aber äußerst dünn und leicht, sitzt auf einem kleinen älsterähnlichen Körper, beides geziert mit den schönsten Farben. Von den uns bis jetzt bekannten 17 Arten haben fast alle Brasilien zum Vaterlande.

Diese schönen Vögel leben gesellig, fliegen in kleinen Haufen. Man fängt sie ein, und sie werden bald so zahm, daß sie sogar gleich einer Henne ihre Jungen führen. Ihr Nest sollen sie sich selbst in den Bäumen auszuhöhlen wissen; daher denn auch die Portugiesen diesen Vogel *Carpentero* (den Zimmermann) nennen. Der hied gezeichnete *Toucan* (*Ramphastos piscivorus* L. *) ist schwärzlich, trägt eine rothe Leibbinde, das Ende des Rückens ist so wie die Kehle weiß. Den großen gelblichen Schnabel ziert gegen die Spitze hin ein schönes Hochroth, und die untere Hälfte ist bläulich, kurz, dieser Vogel prangt fast mit allen Farben des Regenbogens.

Einige andere *Toucane* haben 'gezähnelte' Schnäbel, so z. B. der *Momot* (*Ramph. Momo-*
a), wohnen in einsamen Höhlen und leben gleich-

*) Man sehe das Kupfer.

falls von Insecten. Jacquin ernährte ihn mit rohen Fleischstücken, die der Vogel zuvor im Wasser einweichte. Seine Stimme ist rauh und nur schwach; da hingegen wegen der sehr vernehmlichen Töne, die sie oft hören lassen, sie die Prediger genannt werden. Die Indier nannten ihn nach seinem Geschrey Tacataca.

Als seltener, ja wie es fast scheint, bis jetzt nur allein in Brasilien vorgefundener Vogel verdient der Anbinga (*Plotus Anhinga capite laevi, abdomine albo* L.) hier bemerkt zu werden. Ein taucherähnlicher Wasservogel, der sich, wie die übrigen seines Geschlechtes, von Fischen und andern Wasserthierchen ernährt, nistet oft auf dem höchsten Zweigen der dem Wasser nahe stehenden Bäume. Daben zeichnet er sich durch den übermäßigen Hals aus, der über einen nur kleinen antenförmigen Körper fast drei Fuß hoch hervor ragt *). Mit der entschiedensten Gewißheit seines Fanges schnellst er diesen langen Hals gegen die Fische hin, die ihm zur Nahrung dienen; denn er vermag es, den Hals schlangensähnlich auszu dehnen und zu verkürzen. Sein Körper ist schwärzlich, nur der Unterleib ist weiß.

*) Man sehe das Kupfer, nur ist der Hals zu kurz gezeichnet.

der Hals rothbraun, so wie der sehr kleine fast kahle Kopf; - der gezähnte Schnabel ist so wie der Körper von graulich gelber Farbe. Sonderbar genug scheint das ganze Geschlecht des Plotus bis jetzt auf die östliche Seite von Süd-Amerika beschränkt zu seyn; denn die beyden übrigen bis dahin bekannten Arten sind in Cayenne und Suriname zu Hause; am Senegal und Zeylon scheinen Varietäten davon zu leben.

Brasilien's Flora wird endlich auf das reichste durch jene herrlichen Thierchen besetzt, die so wohl wegen ihres Gold- und Farbenglanzes als wegen ihrer Nahrung den prächtigsten Schmetterlingen der heißen Zone so nahe zu stehen scheinen. Von der großen Anzahl der Colibriten ist vielleicht die Hälfte in Brasilien einheimisch, und darunter das kleinste aller vogelartigen Wesen. Der Lominejoo (*Trochilus minimus* Guamini 7. des *Markgraf*s) führt dort diesen Namen, weil er mit seinem Neste zusammen genommen etwa nur 2 Lominen oder 24 Gran wiegt.

In Brasilien trifft das Größte und Kleinste der Ornithologie zusammen. In den innern Provinzen findet sich nämlich der Amerikanische Strauß (*Struthio Rhea* L.) *Markgraf*

nennt ihn dort *Rhandaguacu*; es ist seiner bereits ehemahls umständlicher gedacht worden *).

Die meisten Quadrupeden der angrenzenden Länder bewohnen auch Brasilien; wir erwähnen daher nur einiger, die man entweder bis jetzt lediglich in diesem Lande vorfand, oder die darin häufiger vorkommen als in jenen.

Unter der großen Menge Affen der neuen Welt gehört besonders hierher der sehr schöne Mico (*Simia argentata cauda non prehensili* L.) Das feine glänzende Silberhaar des Körpers wird bey diesem kleinen Thiere durch das schöne Rosenroth des Kopfes auf eine höchst auffallende Weise gehoben. *Co nd a m i n e*, welchem der Portugiesische Gouverneur von Paraden Mico als eins der seltensten Thiere Brasiliens zum Geschenke machte, war aller Sorgfalt ungeachtet nicht vermögend, diesen zärtlichen Affen lebendig nach Europa hinüber zu führen.

Wenn gleich nicht so arm an Individuen, und daher nicht so selten wie der Mico, zeichnet sich der *Coendu* **) doch eben so sonderbar unter den Uebrigen seines Geschlechts aus. Ein Stachel-

*) Man sehe den vorherg. Jahrgang S. 230 u.f.

**) Man sehe das Kupfer.

Schwein mit einem Wikkelschwanze bedient sich desselben, wie die Sajus oder die Makis (Lemures) bey'm Besteigen der Bäume zum Festhalten, und nährt sich nicht bloß, wie seine Verwandte, von Früchten, sondern auch von kleinen Vögeln und ihren Eiern.

Lapiere, Faulthiere, Ameisenbären, Coatis, mehrere Tiegern und Katzenarten, verschiedene Säu- vier haben wir bereits aus den Nachrichten von den benachbarten Ländern kennen gelernt. Bekanntlich erhielt Europa das so genannte Meerschweinchen (*Cavia Cobaya*) zuerst aus Brasilien. Dieses Thier bekam von seinem Grunzen und von der Ueberfahrt über das Meer seinen Deutschen Namen. Den Englischen (*Guinea pig.*) hingegen, weil es von den Guinea-Sclavenschiffen, die in Brasilien landeten, von dorther nach Europa gebracht ward.

Die Armadille (*Dasypus L.*) machen hier aber ein besonderes Wildbret aus. *Ci nd l e n* versichert, daß die Brasilianer gegen die Nacht ordentlich auf den Anstand gehen, um Armadillos zu schießen. Diese gepanzerten, wehrlosen und furchtsamen Thiere kommen hauptsächlich bey Nacht aus ihren Höhlen hervor. Ihr Fleisch ist vorzüglich; dem Geschmacke nach steht es gleichsam zwischen dem Spanferkel und dem Kanin-

D

chen. Man bratet die Armadille in ihrem Panzer oder ihrer Schale. Diese dient dann dem Indianer zur Verfertigung kleiner, undurchdringlicher Koffer und Schachteln.

Fast noch reichlicher als das Land sind die Gewässer Brasiliens belebt; und auch hier ist, wie dort, nicht bloß die Fülle, sondern zugleich die Sonderbarkeit der Gestalten zu bewundern. Das merkwürdige Geschlecht der Bandfische (*Chaetodon* L.) ist hier fast gänzlich zu Hause, und von den dick gepanzerten, gehörnten und flachlichtigen Ungeheuern (*Tetrodon*, *Diodon*, *Balistes* L.) kommen hier sehr viele Arten vor. Ebenfalls wohnen zweyerley galvanische oder elektrische Fische in Brasiliens Gewässern, so wie viele Arten der Rochen und Hai-fische.

Vermuthlich ist es der Lamentin oder Manati *), denn dieser findet sich ebenfalls in hiesigen Gewässern, der zu den Fabeln von dem *Ypupiara*, den Tritonen und Nereiden, Anlaß gegeben hat. Ein Portugiesischer Schriftsteller erzählt von ihnen, sie wichen dem Gesichte nach nur darin von dem menschlichen ab, daß ihnen die Augen viel tiefer lägen. Die Weibchen hät-

*) Man sehe den 5. Jahrgang dieses Taschenb.

ten sehr langes Kopfhaar, und tödteten oftmahls Neger, die den Mündungen der Flüsse zu nahe kämen, indem sie sie mit solcher Inbrunst umarmten, daß diese dadurch erdrückt wurden. Vornehmlich sollen sie sich unweit der Bay aller Heiligen, in der Mündung des Sagoaripe, finden. Uebrigens sey man in Rücksicht solcher dem Menschen ähnlicher Seethiere nicht zu voreilig. Mag es gleich keine wirklichen Meermenschen geben, so haben sich dennoch unlängbar einzeln mehrere seltsame Thiere im Meere gesehen lassen, die dem Kopfe nach eine bedeutende Aehnlichkeit mit dem Menschen zeigten. Ohne hier die verschiedenen, zum Theile sehr verdächtigen, Nachrichten hierüber beizubringen, erinnere man sich nur des so genannten Meermannes der Antillen, der bey dem Felsen Diamant, unweit Martinique, eine hinreichende Zeit über den Wellen aufrecht blieb und von mehreren Männern gesehen ward, die darüber ein gütiges eides Geugniß ablegten *).

*) In dem Dictionnaire raisonné et universel des Animaux. Paris 1759. 4to. Volum. 4. findet man T. 2. p. 486. Art. hommes marins, die meisten Nachrichten hierüber gesammelt. Auch in Robinet de la Nature, T. 3me.

Und warum sollte die unermessliche Tiefe, das Meer, eine dem festen Lande so weit an Umfang überlegene Region, bey dem unerschöpflichen Reichthum an Abwechslung, die die Natur in den Formen hervor bringt, nicht einige Thierarten enthalten, die der menschlichen Gestalt mehr oder minder ähnlich sind, in so weit es nämlich die Natur eines Fisches nur zuläßt? Was sie doch dem Lande die Dourangen, warum nicht etwas Aehnliches dem Ocean? Stellers noch unbestimmter Seeaffe mag doch wohl ein Thier seyn, das sich wenigstens seinem Instincte und vielleicht seinem Aeußern nach, jenen Mimikern nähert; auch hat ja das Geschlecht der Phokens schon einen Uebergang zu ähnlichen Geschöpfen vorbereitet. Die folgenden Jahrhunderte mögen, beydem erstaunlichen Fortschreiten der Naturkenntnisse und der Geographie, noch wohl Wunder bewahren, die bisher noch weniger geglaubt sind.

So hätten wir im Ganzen Brasiliens natürliche Beschaffenheit in etwas kennen gelernt. Allein, wie unbedeutend ist diese Uebersicht ausgefallen, selbst mit Beziehung der besten Schriftsteller, so wohl der ältern, als der neuern. Sie ist nicht einmal vergleichbar mit der, die uns von Peru zu Theil werden konnte; und dieß nur

Alein deshalb, weil Portugals vermeinte Klugheit alles Eindringen in das Binnenland bis dahin ängstlich verbotzen hat; ja selbst die darüber ehemahls bekannt gewordenen Christen, so viel es nur möglich ist, verheimlicht.

Doch auch dieser Schleyer wird dereinst gestiftet werden, diese drückende Beschränkung des menschlichen Wissens wird aufhören, so wie jede Sklaverey, sie sey noch so künstlich gewebt, oder noch so sicher geschmiedet, endlich vernichtet werden wird und soll.

Indeß kann selbst das Wenige, was wir von Brasilien wissen, uns einen allgemeinen heiteren Rückblick auf diesen herrlichen Theil der Erde gewähren.

Das Meer und die Gebirge mäßigten in einem ungeheuren Lande der heißen Zone die Wuth der lothrechten Sonne. Unzählige Ströme, und viele gehörten darunter zu den größten der Erde, verbanden es mit andern reichen Landschaften der Tropen and mit dem Ocean.

Nicht bloß alles, was nur der warme Erdgürtel erzeugt, sondern selbst Producte der nördlichen Welt wurden auf das vollkommenste hier erzielt. Denn auch unsere Hausthiere und mehrere Europäische Vegetabilien gedeihen in Brasilien sehr gut. Jetzt denke man sich die großen

Erdthe, welche man selbst aus den wenigen Quadrat-Meilen, die da bis jetzt benutzt werden, erzielt, und man rechne die mehrere tausend Maß größere, aber eben so günstig gelegene Fläche des unbenutzten Gebiets von so vielartiger Bildung und Natur: hierbei zugleich die große Bequemlichkeit, die das Meer und die Ströme dem wechselseitigen Waarentausche und dem Handel mit den übrigen Welttheilen darbiethen; was für Aussichten zeigen sich hierdurch nicht für die Zukunft!

Welche Menschen in diesem so gesegneten Theile der Erde leben, und ob und wie sie ihn bis jetzt benutzen, dieß sey nun der Gegenstand unserer Betrachtung.

D e r M e n s c h.

a) Der Urbewohner; der Brasilianer.

Als die Portugiesen vor drey Jahrhunderten in die dicht verwachsenen Wälder Brasiliens drangen, mußten sie mühselig nach Einwohnern umher suchen. Jene seltsamen, aber mir stets ver-

ehrwürdigen Schwärmer, welche dem unwiderstehlichen Triebe rohe, furchtbare Wilde zu unserer Religion und sonach zum bessern Daseyn hinüber zu führen, Freunde, Verwandte, Bequemlichkeiten des Lebens, ja oftmahls ansehnliche Besizungen, selbst mit Todesgefahr aufopfereten, die Missionäre, fanden diese trefflichsten Länder der Welt öde und menschenlos. Die höchsten Waldbäume mußten sie besteigen, um von ihren die ganze Gegend beherrschenden Gipfeln einzelne Menschen, höchstens einzelne Familien oder ihre Spuren, den Rauch dürstiger Hütten, zu erspähen. Und nach allen drangsalvollen Anstrengungen, was fanden sie? Nichts als einzelne geringzählige Horden roher Menschen, jede von verschiedener Sprache, unter einander fast stets in Fehde, und einander entgegen stehenden Sitten. Hier ein Jägervölkchen, dort Ichthyophagen oder Menschen, die gar nur von Muscheln lebten; und nur selten einen ärmlichen Anbau von Mais: je nachdem der Wald, der Fluß oder die Ebene sich ihnen darboth.

Aber der Hauptsinn dieser Menschen war fast durchgehends ein vagabondes, thierisches Fortbrüten in gedankenlosem Daseyn, das nur auf momentanen Genuß abzwecte, woben sich ein

stärker Haß gegen alle übrige Völkerschaften äußerte, der gewöhnlich bis zur Menschenfresserey hinauf stieg.

Der Gestalt nach hatten sie freylich Aehnlichkeiten mit einander, dennoch blieb jeder Völkerschaft ein gewisser Stämpel, ein Familien-Zug, der so bedeutend war, daß diese Stämme sich beim ersten Blick einer unter den andern so fort erkannten. Die meisten Völkerschaften Brasiliens waren mit einander Menschen von mittlerer Größe. Ausnahmen gab es auch freylich hiervon. So zeichneten sich die Guaymúraer durch ihre Länge aus. Die Motayer hingegen waren von kurzer Statur; ja man behauptete, das Binnenland häge Pygmäen. Alle waren aber von gesundem Gliederbau; man sah bey ihnen keine Vermachsene, Bucklichte oder Lahme; vielleicht tödteten auch sie, wie andere rohe Völker, die fehlerhaften Kinder. Der Kopf und die Schultern sind bey ihnen breit; und die Mütter haben die sonderbare Gewohnheit, den Kindern die Nase zu pletschen. Ihr Colorit ist kupferfarben, das Haar lang, straff und schwarz; nur an der Oberlippe und unter dem Kinne zeigt sich dünnes Barthaar. Die Bildung und die Züge des Gesichts waren bey den Brasilianern, die Barrow

zu sehen Gelegenheit hatte, denen der Malayen sehr ähnlich.

In den Sitten herrschten schon nach ihren Ernährungs-Methoden bedeutende Verschiedenheiten. Da sie mit einander unter der heißen Sonne lebten, so bedurften sie fast keiner Bekleidung. Dennoch bedeckten einige die Mitte des Leibes; auch zeigten sich bey einigen Völkerschaften verschiedene Arten des Puges. Die schönsten Federn der Papageyen in einen hohen Kranz oder prächtiges Diadem gebunden, zierten die Köpfe der Oberhäupter, und die großen Straußfedern sah Verry bald um die Hüften, bald auf ihren Schultern. Andere beklebten den Körper mit feinen, gefärbten Federn, welche vermittelst eines Gummi darauf hängen blieben. Bey Feyerlichkeiten zierten die schwarzen Federn des Loucans auf diese Art Stirn und Backen.

Das andere Geschlecht ist freylich, wie überall, ausgesuchter und studierter in seinem Schmucke. Das Haar, welches die Männer nur kurz trugen, stieß jenen dagegen lang um die Schultern. Es war gescheitelt, und bey einigen Völkerschaften mit einem rothgefärbten, baumwollenen Bande aufgebunden. Uebrigens litten beyde Geschlechter

ter an keinem Theile des Leibes Haare, den Kopf ausgenommen.

Auch verunstalteten die Weiber den Mund nicht, wie die Männer, durch Steine oder Knochen, die diese in der desßhalb durchbohrten Unterlefze trugen. Aber die Knochenringe um die Arme und oftmahls um die Beine, fanden sich an beyden Geschlechtern. In den Ohren trugen sie ungeheuerer Gehänge von weißen Muscheln; sie hingen oft bis zur Brust herab. Auch puzten sie sich häufig mit Halsbändern, die aus weißen Knochen, kleinen Steinen oder Kugeln, von glattem schwarzen Holze bestehen. Eben daher waren denn die Brasilianer, besonders die vom andern Geschlechte, so sehr auf die Europäischen farbigen Glaskorallen erpicht. Sie liefen den dort landenden Franzosen stets nach, und riefen: *Mair deagatorem amabe*, d. i., Franzose du bist gut, gib mir von deinen Glaskugeln.

Für diesen Schmuck und für Kämme und kleine Spiegel gaben sie alles hin, was ihnen am liebsten war, sogar oftmahls ihre Waffen.

Beide Geschlechter bemalten den Körper auf mannigfaltige Weise mit verschiedenen Farben. Die Hauptfarbe ist bey den Männern die schwarz

ze; hierauf setzen sie oftmahls rothe und weiße Figuren.

Bei den Weibern wird nicht so wohl der Körper als das Gesicht bemahlt. Ein Zirkel von blauer, rother und gelber Farbe ist die Hauptfigur auf jeder Backe; von ihm laufen gleichfarbige Spiral-Linien über das übrige ganze Gesicht, und die ausgerissenen Haare der Augenlider ersetzt ein fein gezeichneter schwarzer Bogen.

Waren die Methoden, sich zu ernähren, bei diesen Völkern, wie wir eben erwähnten, verschieden, so hatten die wenigen Stämme, die eigenes Land anbaueten, in Ansehung der Mannigfaltigkeiten der Arten des Genusses, besonders in Rücksicht des Getränkes, Einiges vor den übrigen voraus. Der Manioc *) liefert ihnen, so wie der Mais, mehrere Gerichte. Das daraus bereitete Mehl genießt man bald als Brot, bald als Kuchen, und der aus der Wurzel des Manioc gepreßte Milchsaft erhärtet an der Sonne zu einer Art Käse oder Eyeruchen. Aus den Wurzeln des Manioc ziehen sie ein berauschendes Getränk; eine Art der ekeln *Rawa* der Südsee-Inseln. Die Wurzeln kocht man in Wasser

*) Man sehe den 2. Jahrgang.

weich, und läßt sie dann von alten Weibern kauen. Hierauf werden sie in andern irdenen Gefäßen abermahl gekocht, und stets umgerührt; alles gießt man in sehr große irdene Töpfe; hierin muß die Masse einige Zeit gähren und das Getränk wird sodann zum Gebrauche aufgehoben.

Sind gleich die Wohnungen dieser vagabonden Völkerschaften nur Hürden aus Baumstämmen, bey einigen oft mit Lehm verbunden und mit Baumrinde gedeckt, so verstehen sie es dennoch, Ortschaften, welche aus vielen solcher Cabanen neben einander errichtet bestehen, durch Einfassungen oder Mauern von großen Steinen zu schützen. Die einzelnen Cabanen oder Hütten sind oft von solchem Umfange, daß sie mehrere Familien enthalten können.

Ihr häusliches Leben ist freylich bey der großen Anzahl der einander zum Theile gänzlich fremden Völkerschaften verschieden. Indes mußte doch noch eine Aehnlichkeit in ihren einfachen Sitten herrschen, da das Klima ihnen überall nur geringe Bedürfnisse, und daher nur geringe Anstrengung abforderte.

Die Brasilianer sind Polygamen; ein Ehemann darf sich indes, außer mit den von ihm

als seine Frauen anerkannten Weibern, nie mit andern einlassen. Aber nur erst, wenn ein junger Mann einige Feinde getödtet hat, kann er auf die Ehe Anspruch machen; jeder Feige wird von den Mädchen zurück gewiesen. Der Ehebruch ist äußerst selten, und zieht der Frau die Todesstrafe zu. Vor der Ehe hingegen können die Mädchen ungestraft ihre Reize darbiethen; die Menge ihrer frühern Liebhaber hält niemand zurück, sie zu Frauen zu nehmen.

Es ist falsch, daß die Weiber ohne Schmerzen niederkommen. Der *Y* bezeugt dieß durch die gütigsten Beyspiele. Der Vater verrichtet dabey das Amt einer Hebamme. Die Neugeborenen werden neben der Muttermilch mit Maizbrey ernährt. Die Mutter hütet nur ein oder zwey Tage das Hängebette, den Hamac, und trägt das Kind in einer Binde von Baumwolle, die am Halse herab hängt.

Bei einigen Völkern herrscht gleichfalls die aberwähnte Gewohnheit der Convale, da der Vater den Kranken spielt, und das Wochenbett hütet *).

Die Arbeiten des schwächeren Geschlechts sind

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 309.

auch hier nicht geringe. Außer dem Stricken der Netze, der Hängebetten und anderer Zeuge, nebst dem Verfertigen und Bemahlen der irdenen Gefäße müssen sie den Männern ihre Lebensmittel im Kriege nachtragen, auch oftmahls bey den ackerbauenden Völkern das Feld bestellen. Selbst die Schwangerschaft überhebt sie solcher sauern Arbeiten nicht; ein treuer Beweis der Rohheit dieser Völker.

Die Erziehung der Kinder ist hauptsächlich auf die Jagd, den Fischfang und den Krieg gerichtet. Unter sich leben diese Menschen ruhig und friedlich; Cery erlebte in einem Jahre nur zwey Zänkereyen. Dagegen sind sie beleidigt, unver söhulich, und der Tod eines Verwandten kann nur durch den Tod des Urhebers oder dessen Verwandten gebüßt werden.

Einige Sprachen dieser Indier sind doch nicht so ganz unausgebildet und unbiegsam, als die vieler andern Völker, deren wir am Maranon oder in Paraguay gedacht haben *). Das Beispiel des Zeitworts *Ich bin* bey den Topinambuern liefert hiervon den Beweis. Aico heißt, ich bin; Ereico, du bist; Oico, er ist; Oroico,

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

wir sind; Peico, ihr seyd; Auraheoico, sie sind. Auch haben sie, wie die Franzosen, ein doppeltes Perfectum, eins für die noch nicht gänzlich vergangene und eins für völlig vergangene Zeit; und die übrigen Theile der Conjugation sind bey ihnen vollständig. Dennoch sind ihre Zahlwörter sehr unvollständig. Sie reichen nur bis auf fünf, die größern Zahlen werden dann durch Wiederholung der Zahl 5, und Zusammennehmung aller Finger der Umstehenden angedeutet. Uebrigens fehlten auch ihren Sprachen, so wie denen der meisten übrigen Wilden, die Ausdrücke für allgemeine Begriffe. (P e r y).

Diese Sprache der Topinambuer war aber eine der wichtigsten, da diese Völkerschaft sich außerordentlich weit verbreitet fand.

Die vornehmsten Völkerschaften waren, nach der Angabe dieses Franzosen, die Magajer, die Metacaer, die Maguher, die Tapujer, die Topinambuer. Allein der Engländer Knivet, welcher viele Jahre in verschiedenen Theilen Brasiliens zugebracht hat, gibt uns eine ungleich größere Liste der dortigen Nationen oder vielmehr Volksstämme. Nur allein von den Tapujern zählt er sechs und siebenzig verschieden benannte Stämme.

me. Ueber dieß führt er noch über 12 Hauptvölker an, die so wohl durch die Sprache als durch die Lebensart und Sitten von einander verschieden waren. Den ersten Rang gesteht er dar unter den Petiguarern zu, denen dann die Topinambuer, Tapujen und Margasen nebst den übrigen folgen. Dennoch fand auch Knivet, wie Perry, einige Sprachen, welche von sehr vielen Nationen verstanden wurden; hierunter gehörte besonders die der Topinambuer, deren eben gedacht ist.

Viele dieser kleinen Völkerschaften sind in unsern Zeiten sicher nur noch dem Namen nach bekannt. Sie reiben sich seit langer Zeit einander selbst auf, und die ihnen so weit überlegenen Europäer haben es an ihrer Vernichtung oder doch Verkleinerung sicher nicht fehlen lassen. So ist jene Nation der Tapujer, die vormahls in so viele Zweige zerfiel, jetzt ins Innere gedrängt und ihr Name begreift fast alle unterjochte Nationen des Binnenlandes. Auch haben alle Original-Brasilier den entschiedensten Haß und Abscheu gegen ihre Unterdrücker, die Portugiesen. Die zwölf Brasilianer, welche Barrow bey seiner Landung dort als Kuderer auf einem Portugiesischen Bothe vorfand, hatte der Gouverneur nur mit vieler Schwierigkeit her-

hey zu schaffen vermocht, denn alle Eingeborne, die sich dem Dienste der Portugiesen überlassen, werden, sagt er, von ihrer eigenen Nation mit so tiefer Verachtung angesehen, daß sie es nicht wagen, zu den Ihrigen jemahls zurück zu kehren, indem sie überzeugt sind, von ihnen auf eine schimpfliche Weise getödtet zu werden.

Eben daher sahen sich die Portugiesen genöthigt, Sklaven aus Afrika für ihre Etablissements herbey zu führen, denn es war unmöglich, die Eingebornen zum Bearbeiten des Ackers, oder der Minen, auf die Dauer zu zwingen.

Uebrigens äußern sie, so wie die meisten uncivilisirten Völker, große Gastfreiheit gegen die Fremden, die ihnen nicht feindlich sind.

Zu den Zeiten des *Pern* ward der Fremde, so bald er eine Cabane betrat, genöthigt, sich in ein Hängebett (*Hamak*) zu setzen. Der Hauswirth versammelte hierauf seine Frauen, und diese kauerten um den *Hamak* herum nieder, damit sie den Gast bequemer angenehm unterhalten konnten. Unter Thränen der Freude sagten sie ihm: „Wie bist du doch so gut; du hast dich bemühet, zu uns hierher zu kommen. Du bist recht hübsch, du bist so tapfer; wir haben dir wahrlich große Verbindlichkeit.“ Es forderte

dann die gute Lebensart, von Seiten des Gastes, zu zeigen, daß er sich hiervon gerührt-fühlte, und dieß wo möglich durch Thränen des Danks, oder wenigstens durch einige Seufzer zu äußern.

Hierauf trat der Hausvater, der Mussucat, der bis dahin gar auf den Fremden nicht weiter zu achten schien, ihm näher; erkundigte sich nach dessen Befinden, und nach dem Zwecke seiner Reise. Er ließ für ihn, im Falle er ein Fußgänger war, sodann Wasser bringen, und die Weiber wuschen dem Franzosen (dem Mair) die Füße. Wünschte der Reisende zu essen, so ward Wildbret, Fische und Getränk herbey geschafft. Blieb er über Nacht, dann hängte man für ihn ein reines weißes Inis (Hamak) auf, machte da umher Feuer an, setzte aber eine Art Feuer-schirme (Tatapecum) davor, damit der Schlaf nicht gestört werde. Beym Erwachen hoch der Wirth einen guten Morgen, und entließ ihn mit froher Zufriedenheit. Diese Sitten haben sich noch bey vielen dortigen Nationen des Innern erhalten.

Vom eigentlichen Handel und Gewerben haben sie durchaus keinen Begriff. Sie wunderten sich nicht wenig über die mühsame Emsigkeit, womit die Europäer das Farbeholz wegführen.

U r p

Lery hatte hierüber folgendes Gespräch mit einem bejahrten Wilden; es ist zugleich belehrend in Rücksicht ihrer Denkart überhaupt.

Ein Brasilianischer Greis, der mit Erstaunen die ungeheure Quantität Färbholz bemerkt hatte, welche die Franzosen fällen und auf ihre Schiffe tragen ließen, redete den Lery deshalb auf folgende Weise an:

„Wie geht es zu, daß ihr Mairen und Persoer (Franzosen und Portugiesen) so weit her kommt, um Holz zu hohlen euch zu erwärmen? gibts denn in eurem Lande kein Holz?“

L. „Allerdings haben wir bey uns Holz, und zwar in großer Menge, allein nicht von der Art, wie dieses hier, welches wir nicht zum Brennen, sondern, wie ihr selbst zum Färben eurer Schnüre und Federn, benutzen.“

Br. „Aber braucht ihr denn so viel davon?“

L. „Ein einziger Kaufmann unsers Landes hat mehr Tuch und Fries, als du je sahst, und dieser allein kauft daher zum Rothfärben eine ganze Schiffsladung des Arabutan.“

Br. „Ah! was für Wunderdinge du mir erzählst! Aber jener reiche Kaufmann, stirbt er denn nicht?“

L. „Freylieh stirbt er, wie Andere.“

Br. „Und wenn er nun todt ist, wem gehört denn alles, was er hinterläßt?“

L. „Seinen Kindern, und im Falle er keine hat, seinen Brüdern, Schwestern oder sonstigen Anverwandten.“

Br. „Wahrlich, jetzt erst sehe ich ein, daß ihr Franzosen große Narren seyd. Müßet ihr darum euch so sehr anstrengen, und so weit über das Meer reisen, um für diejenigen Reichthümer zu sammeln, die nach euch leben? Als wäre die Erde, die euch doch ernährt, nicht hinreichend, jene gleichfalls zu ernähren. Wir haben eben wohl Kinder und Anverwandte, wie ihr, und wir lieben sie, wie du siehst; allein, da wir wissen, daß die Erde, die uns ernährt, auch sie ernähren wird, so verlassen wir uns ruhig hierauf.“

Die Ergeßungen dieser Völker bestehen, außer den Schmausereien und feyerlichen Kriegsgelagen, hauptsächlich im Tanzen. Sie bedienen sich hierbey eigener Klappen aus hohlen Früchten, von der Größe unsrer Kastanien, die mit kleinen Steinen gefüllt sind. Diese werden an die Beine gebunden, während daß sie größers

Klappern, Maraca genannt, gleichfalls hohle Baumfrüchte, in den Händen halten. Uebrigens besteht ein solcher Tanz mehr in Bewegung des Leibes und der Arme, als der Füße. Die Stimmen dazu monotone Lieder an, Rundgesänge, die Chorweise wiederholt werden. Ein solcher Gesang bestand nur in der Wiederholung der Worte He he hua; ein anderer lautete heu huraure heura; diese Worte wurden nach den fünf verschiedenen Tönen der Tonleiter, g, f, e, a, d abgesungen. (L e r y).

Wenn gleich die Völker Brasiliens keinen eigentlichen Cultus, noch auch einen bestimmten Begriff von der Gottheit hatten, so fand man dennoch bey ihnen nicht nur merkwürdige Spuren einer ältern Religion, sondern es äußerten sich bey ihnen daneben offenbare Anzeigen eines Glaubens an überirdische Wesen irgend einer Art.

Auch fand man, daß sie mit dem Worte Tupan (der Donner) die Idee einer übernatürlichen Macht verbanden, von welcher sie behaupteten, sie habe sie den Ackerbau gelehrt. Ebenfalls hatten sie einen Begriff vom Leben nach dem Tode; denn sie glaubten, es bleibe von ihnen nach ihrem Ableben noch etwas übrig, und

mehrere der Ihrigen seyen in Geister verwandelt. Daher haben sie denn auch Wahrsager, welche sie besonders bey ihren Krankheiten sowohl um Hülfe, als um Voraussagen ihres Schicksals angehen.

Es ist ferner sehr merkwürdig, daß einige dieser Völker einer alten Sage von einer sehr großen Ueberschwemmung des ganzen Landes erwähnen, mit dem Zusatze, damahls seyen nur zwey Menschen, Schwester und Bruder, lebensdig erhalten worden.

Einem Zufalle verdankte Lery einstens den Anblick einer sehr feyerlichen Ceremonie, wobey Gesänge mit sonderbaren Tänzen und Leibesbewegungen verbunden waren; und diese Ceremonie schien so heilig gehalten zu werden, daß sie gänzlich alle Fremde davon zu entfernen wünschten. Solche Feyerlichkeiten werden oftmahls mit großer Hefrigkeit betrieben; die handelnden Personen schäumen dabey vor Wuth. Sie dienen besonders als Vorbereitungen zum Kriege, und bey solchen Gelegenheiten pflegen sie sich von den Anführern durch lange Schilfröhre Tabaksdampf bis zur Sinnlosigkeit anblasen zu lassen. Hierdurch, behaupten sie, werde ihnen Wuth eingebläst. —

Die Kriege selbst bestehen fast, wie bey alten Urvölkern der neuen Welt, mehr in Hinterlist und Ueberfall, als in offenen Schlachten. Dabey herrscht auch bey den Brasilianern die bitterste Rachsucht gegen die Feinde, und die rohste Grausamkeit gegen die Ueberwundenen.

In den reichen Ländern von Süd-Amerika konnte es nicht dieselben Ursachen zum Kriege unter den Wilden geben, als in dem dürftigern Norden. Unter den Wendekreisen both der Wald zu jeder Jahreszeit einen unermesslichen Ueberfluß der schmackhaftesten Früchte, und des besten Wildbrets dar; die ungeheueren Ströme, nie mit Eise belegt, enthielten, so wie das benachbarte Meer, einen übermäßigen Reichthum der schönsten Fische, und die Erde bedurfte kaum aufgerichtet zu werden, um den Mais oder Manioc, oder die Yams, mehrmahlß im Jahre hervor gehen zu lassen. Es war mithin bey einer so geringen Bevölkerung kein Grund vorhanden, um die Jagd- und Flußgebiete, oder überhaupt um die Bedürfnisse des Lebens, zu kämpfen, wie dieß in dem rauhen Norden oft der Fall war. Millionen konnten hier reichlich ernährt werden, friedlich und glücklich neben einander ihr Daseyn fristen. Dennoch herrschte unter die-

sen von der Natur so trefflich ausgestatteten Menschen ewige Fehde. Hier war nur Rachsucht, oft nur für individuelle Befeidigung die Ursache des criminellen Wahnsinnes, des unnöthigen Krieges. Diese Leidenschaft kleiner, niedriger Seelen wird durch die Hestigkeit der Sonne noch mehr erhöht. Und da bey der dürftigen Bevölkerung von Amerika bey nahe alles in kleine Stämme, also gleichsam in Familien getheilt war, so nahm gewöhnlich der ganze Stamm Antheil an der wahren oder vermeinten Befeidigung irgend eines seiner Mitglieder.

Diese Darlegung der Ursache der Kriege der Südamerikanischen Wilden wird genau durch die Erzählung des Perry bestätigt. Er war ein Augenzeuge eines Feldzuges der Topinambuer gegen die Margajer; zwey Nationen, welche seit langer Zeit nur allein wegen individueller Befeidigungen mit einander in bitterster Feindschaft lebten.

Ihre Einrichtung vor dem Ausmarsche bestand zuerst in Erwählung der Heersführer. Hierzu kann niemand gelangen, als der, welcher bereits mehrere Feinde erlegt hat. Diese Heersführer sind, die einzigen temporären Gebiether

bey den Brasilianern; denn im Uebrigen gibt es keine besondere Regierungseinrichtung bey ihnen. Sie setzen sich alle einander gleich, nur dem Alter bezeigen sie, wegen seiner größern Erfahrung, mehr Achtung, und nehmen auf seine Rathschläge Rücksicht. Aus jeder Aldeja, so benennen sie die Anzahl der Cabanen oder Wohnungen, welche auf ein und demselben Bezirke errauet sind, (etwa 5 oder 6) wird ein Anführer gewählt.

Sodann bewaffnet sich jeder Krieger. Ihre Rüstung besteht aus einer Keule von sehr schwerem, oft schwarzen Ebenholze, an deren rundem Stiele sich eine dicke, linsenförmig geformte Kolbe befindet, deren Ranten zugespitzt sind. Die ganze Keule ist 6 Fuß lang und heißt Tacape. Ihre Bogen, Oropate genannt, haben Sehnen von ganz außerordentlicher Stärke, obgleich sie nur aus dünnem Grase geflochten sind; die Pfeile halten 6 Fuß; ihr mittlerer Theil besteht aus Rohr, die Enden aus Ebenholz, die Spitze aus scharfen lanzettförmigen Knochen oder aus der Spitze eines Koggenschwanzes. Seit der Bekanntschaft mit den Europäern wählen sie hierzu ein scharfes Eisen; das andere Ende ist mit ein Paar farbigen Federn verse-

hen. Das Ganze wird vermittelst Baumrinde sehr künstlich mit einander verbunden. Zur Beschützung führen sie runde und flache Schilde von dem starken Rückenelle des Tapirs; zur Feldmusik und zu Kriegs-Signalen haben sie Hörner, Inubia genannt, und Pfeilen von Knochen, gewöhnlich aus den Höhlen der erschlagenen Feinde.

Die streitbaren Indianer aller Albejaen versammeln sich in kleinen Armeen von etwa 5 bis 6000 Mann; die Weiber müssen ihnen die Lebensmittel nachtragen.

Ihre Angriffe geschehen hauptsächlich zu Nacht; am Tage halten sie sich unweit der Dörfer, oder Städte, verborgen. Diese überfallen sie dann im Finstern und setzen zugleich die Wohnungen in Brand. Sehen sie sich aber gezwungen, im freyen Felde bey Tage zu schlagen, so geschieht dieß mit größter Wuth. Sie suchen diese durch ein gräßliches Geheul zu erhöhen. „Als die Unsrigen,“ sagt Lery, „den Feind auf eine Viertelmeile gewahr wurden, fingen sie an zu brüllen, und so wie die beyden Parteyen einander näher kamen, verstärkten sie dieß, bliesen ihre Kriegshörner, streckten die Arme ge-

„gen einander drohend aus, und zeigten die
„Knochen der Gefangenen, die sie gefressen hat-
„ten, wie auch die Reihen Zähne, welche ih-
„nen davon am Halse herab hiengen.“

„So bald sie bis zu der Schußweite gegen
„einander gekommen waren, sah man die Luft
„mit Pfeilen gefüllt. Es war ein wundersames
„Schauspiel, mehrere tausend Pfeile mit ihrer
„großen Befiederung von rothen, blauen, grü-
„nen und gelben Federn in der Luft durch die
„Sonne glänzen zu sehen. Die davon Betrof-
„senen rissen sich wüthend die Pfeile aus ihren
„Wunden, zerbrachen sie, und zerbißen sie mit
„den Zähnen. Sie fochten mit solcher Wuth,
„daß sie, selbst gelähmt oder tödtlich verwundet,
„nicht zurück wichen. Endlich ward man hand-
„gemein, und nun zeigte sich eine eben so fürch-
„terliche als seltsame Scene. Mit den schweren
„Keulen schlug jeder wüthend auf den Gegner
„los, und suchte daneben durch die behebendsten
„Sprünge und Wendungen des Körpers den
„Streichen des Feindes auszuweichen. Traf aber
„der Schlag, so tödtete er größten Theils auf
„der Stelle.“

Nach einem Gefechte von drey Stunden
siegten endlich die Topinambuer und machten

dreyßig Magajer, Männer und Weiber, zu Gefangenen.

Wir waren, fährt Perry fort, auf 10 Seemeilen von der Heimath unserer Indianer entfernt. Aber kaum war der Sieg entschieden, so kamen ihnen bereits ihre Bundesgenossen, und bald darauf ihre Landsleute entgegen. Es war ein Triumphzug mit den wildesten Sprüngen, Tänzen und schrecklichen Gesängen für die unglücklichen Magajer, die nun, hart gebunden, in der Mitte ihrer gräßlich frohlockenden Sieger daher zogen.

Als diese sich ihren Wohnungen näherten, riefen sie den übrigen zu: „Sehet da die Speise, die ihr so vorzüglich liebt; sie nähert sich euch.“

Während dieses empörenden Geschehens zwang man die unglücklichen Schlachtopfer zum Tanzen.

Hierauf wurden sie in die verschiedenen Aldeas vertheilt. Man behandelte sie auf das freundlichste, man nährte sie auf das beste, um sie gehörig zu mästen. In dieser ganzen Periode gibt man ihnen sogar Weiber. Dieß sind entweder die Witwen der von den Feinden Erschlagenen, oder die Schwestern derselben.

Gegen die Zeit der feyerlichen Hinrichtung richten nun die Weiber ungeheuerer Gefäße mit den oben beschriebenen berausenden Getränken zu. Der Herr des zu opfernden Gefangenen laßt sodann zu dem Todestage die ganze Ortschaft ein, und erwählt einen Mann, den er besonders zu ehren denkt, zum Opferer. Das Fest beginnt; unmäßiges Trinken, Tanzen und Singen wechseln mit einander ab, und das unglückliche Schlachtopfer wird genöthiget, daran lebhaften Antheil zu nehmen. Man hat den Gefangenen zu dieser Feyerlichkeit mit verschiedenen Farben bemahlt, und so gewiß er auch jetzt seines Todes ist, so stimmt er dennoch unter lautem Zechen Erinnerungslieder zum Lobe seiner Vorfahren an, — worin er hauptsächlich alle die Grausamkeiten erzählt, welche seine Nation gegen die jetzigen Greger ausgeübt hat.

Oftmahl dauern diese Gelage drey Tage, je nachdem die Getränke hinreichen.

Endlich erscheint jener geehrte Henker, der sich bisher nicht sehen ließ. Er ist vielfarbig bemahlt und mit Federn geschmückt, die Keule selbst, das Instrument des Todes, haben die Weiber gleichfalls mit bunten Federn und Bändern geziert; es wird von den angesehensten und auf

beste bewachten Kriegern herben gebracht und dem Todtschläger feyerlich vom Oberhaupte der Aldesja überreicht.

Kurz zuvor hat man dem Gefangenen, nachdem ihm ein Strick um die Mitte des Leibes geschlagen ist, wodurch er von zwey Männern gehalten wird, Steine und Scherben hingelegt und ihn unter Ankündigung seines Todes aufgefordert, sich zu rächen. Auch strengt er dann alle Kräfte hierzu an, und oftmahls werden mehrere seiner Feinde, obgleich sie sich mit ihren Schilden bedecken, schwer durch seine Steinwürfe geschmettert.

Nach dieser sonderbaren Scene tritt der Opferer oder Henker hervor, erinnert den Gefangenen, wie viel Krieger ihnen durch seine Nation getödtet, wie viel sie gefressen, und wie viel Unglück sie ihnen überhaupt verursacht habe. Der Gefangene bejohet, dieß triumphirend, und versichert auch, dieser sein Tod werde auf das stärkste von seiner Nation gerächt werden.

Hierauf erfolgt schnell der Todesstreich, er wird mit solcher Gewisheit geführt, daß das Opfer gewöhnlich so fort ohne weitere Spuren des Lebens niederstürzt.

So fort fällt die temporaire Frau des Es

schlagenen über den Todten her, beklagt ihn laut mit vielen Thränen; wie sehr dieß nur Ceremonie ist, beweiset ihr darauf folgendes Betragen.

Die Weiber nehmen gleich darauf den Leichnam, waschen und reinigen ihn, und der, dessen Eigenthum der Gefangene war, zerlegt nun den Körper. Die zuerst davon getrennten Glieder, die Urine und Beine, werden mit Pomp in der Ortschaft herum getragen. Sodann wird der Rumpf zerstückelt; und bey dieser ganzen scheußlichen Operation riech man den Kindern das Gesicht, und vorzüglich den Mund, mit dem heraus fließenden Blute. Die zerschnittenen Theile werden hierauf vertheilt, gerästet und unter lautem Jubel verzehrt. Die Weiber erhielten nur die Eingeweide und den Kopf; letzteren kochen sie mit einem Mehlbrei, und die Frau des Erschlagenen bewies bey diesem gräßlichen Mahle eine ganz ausgezeichnete Begierde.

Man kennt in der Natur nur ein Paar räuberische Insecten, die sogleich nach ihren ehe-lichen Liebkosungen einander fressen. Bey den Spinnen ist dieß zuweilen der Fall, häufiger aber bey der Gangheuschrecke (*Mantis L.*), eine der gefräßigsten Kreaturen der ganzen Thier-heit.

Aber Menschen dieses Triebes ! Wie tief, selbst unter die und ähnlichen Thierarten kann die Un-Cultur den Menschen, diesen Liebling des Himmels, herab sinken lassen ! Denn es wird als ein äußerst seltener Fall angesehen, daß der Hund in der Noth sich von dem Cadaver eines Hundes nährt.

Die Antropophagie war freylich von je her das Laster so vieler uncultivirten Völker der Erde, allein es bleibt stets bemerkenswerth, daß in keinem Theile unserer Welt diese schaudererregende Gewohnheit sich so gleichförmig und gleichzeitig verbreitet fand, als in der neuen Welt. Hier stieß man kaum auf ein Volk, das nicht entweder Menschen für ihre Götter schlachtete, oder sie gar selbst verzehrte.

Schon zuvor ward angezeigt, daß im warmen, südlichen Amerika sicher nicht die Nothwendigkeit die Menschen zu diesen Unthaten zwingen konnte, sondern nur die Blutrache. Aber der Unterschied verdient wohl bemerkt zu werden, der sich hierin in Rücksicht des Nordens und des Südens von Amerika zeigte. Fast alle die nördlichen Völker dieses Erdtheiles waren weit grausamer gegen ihre unglücklichen Schlachtopfer. Sie thaten ihnen zuvor die entsetzlichsten

Martern an *); bey den Brasilianern, obgleich wegen ihrer Menschenfresserey berühmt, endigte dagegen ein einziger Schlag das traurige Daseyn der Gefangenen.

Auch scheint es unserer Aufmerksamkeit nicht unwerth, daß Amerika eine weit größere Anzahl Jäger-Nationen enthielt, als Asien oder Afrika. Die Jagd, wie dieß bereits oft gesagt ward, ist die Mutter der Gefühllosigkeit, ja der Grausamkeit gegen und ähnliche Mitgeschöpfe. Und auch hierin stand Süd-Amerika glücklicher Weise dem nördlichen nach. In letzterem waren fast alle die kaum aufzuzählenden Stämme, welche die vasten Regionen von Mexiko an bis zu den Ländern der Esquimaux hinauf bewohnten, Jägervölker; die wenigen Ichthyophagen der Küsten ausgenommen. Sie waren freylich zum Theil durch die geringere Ergiebigkeit ihres Bodens, und durch die auf den großen offenen Plätzen, Wiesen und Savanen umher irrenden Herden wilder Ochsen, Rehe, Caribus und wilden Geflügels hierzu gleichsam von der Natur selbst aufgefordert.

Nicht so unter den Tropen. Der ungeheure

*) M. f. den dritten Jahrgang.

Trieb der Vegetation übersteigt hier alle Begriffe. „Die wildesten Volksstämme,“ sagt der treffliche Humboldt, „werden zum Gartenbaue gezwungen. Sie müssen Pflanz, Arumarten und Manioc bauen, weil das Dickicht der Wälder sie hindert, als Jäger zu leben. Der Wald drängt sich an den Fluß. Man fährt lange mit dem Canot an dem Ufer hin, bis man eine Stelle trifft, wo das Pflanzengewirre einen Raum läßt, ans Land zu steigen, und seine Hamaken auszuspannen. Missions-Niederlassungen liegen nur etwa 1000 Toisen von einander entfernt, und kaum hat man einen Landweg von einer zur andern eröffnen können. Die ewigen Aequatorial-Regen hindern das Abbrennen der Waldungen, und das Menschengeschlecht muß in Menge noch sehr zunehmen, ehe es dort Herr der Pflanzenschöpfung wird.“

Die Brassianer waren aber in Rücksicht ihr Antropophagie auch nicht zu vergleichen mit den Afrikanischen Menschenfressern, obgleich diese unter einem ähnlichen Klima lebten. Es ist nämlich unläugbar, daß einige Nationen des Innern von Afrika allerdings Sklaven ihrer eigenen Nationen zum Verzehren schlachten; wie

werden bey einer andern Gelegenheit hierüber umständlicher Auskunft geben.

Weniger scheinen die Brasilianer von einigen wilden Nationen unterschieden gewesen zu seyn, welche ihre eigenen Verstorbenen verzehrten, nur allein um ihnen ein ehrenvolles Grab in den Eingeweiden ihrer eigenen Verwandten anzuweisen; denn Piso bemerkt, daß einige Völker ihre eigenen Kinder gegessen haben, von den Lebenden die Nabelschnur, nachmahls aber ihren Tod beweinten.

Die Brasilianer betrugten sich so wohl gegen ihre Kranken als gegen ihre Verstorbenen mit vieler Aufmerksamkeit und Anstand. Sie warteten erstere sehr sorgfältig. Betraf es Wunden, so wurden diese ausgesogen, und mit strenger Diät und Kräutern geheilt. Fieberartige Krankheiten kamen hier am gewöhnlichsten vor; besonders litten aber die Einwohner an dem Plan. So hieß bey ihnen ein Uebel, bey welchem sich Blattern über den ganzen Leib erzeugten, und zuletzt einen gefährlichen breiten Schorf bildeten, der selbst, wenn er gleich geheilt wurde, scheußliche Narben auf viele Jahre zurück ließ. Es war eine Hautkrankheit, die ihren Ursprung aus der Wollust nahm, und keinen geringen Bey-

trag zur Erläuterung des Streites über das Vaterland der Lustseuche an die Hand gibt.

Die Todten begräbt man in einer ruhenden, tonnenförmigen Grube. Hierin wird der Verstorbene aufrecht sitzend mit zusammen gebogenen Knien und Armen gesetzt. Einem Oberhaupte legen sie seine Waffen, Halbbänder, Hamak und Federn mit ins Grab. Dabey stimmen sie, unter Vergießung vieler Thränen, Klagelieder an. Zur Ehre des Verstorbenen wiederholen sie diese, so oft sie sich dem Grabe nachmahls nähern.

Der hier geschilderte Zustand der Brasilianer hat in solchen Theilen des Landes, wo selbst die Portugiesen mit ihnen in nähere Verbindung getreten sind, wohl einige Veränderung erlitten. Auch haben sie es vorzüglich den mühsamen Anstrengungen der Missionäre zu verdanken, daß sich ihre Anthropophagie beträchtlich gemindert hat. Allein im Ganzen sind diese Nationen erbittert gegen ihre Unterdrücker, und daher weniger geneigt, fremde Sitten anzunehmen, stets noch dem rohen Zustand treu geblieben, der uns den so genannten Naturmenschen so widrig darstellt.

Ihre jetzige Population anzugeben scheint gänzlich unthunlich. So wie alle die Urein-

wohner der neuen Welt haben auch sie die Uebermacht der so genannten Christen schrecklich gefühlt. Sie sind durch unsere Waffen zurück gedrängt, und an Anzahl sehr vermindert; ja es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn die Europäer fortfahren im inneren Theile von Süd-Amerika stärker anzubauen, jene vielartigen Völkerschaften Brasiliens theils in einander selbst, theils mit den Europäern verschmolzen, dereinst nur noch in der ältern Geschichte fortleben werden.

b) Der Fremde; der in Brasilien Angesiedelte.

Nicht völlig unter so schrecklichen Scenen als Peru, ward Brasilien von den Europäern eingenommen. Wir sahen, daß Cabral sich fast ohne Widerstand des entdeckten Landes bemächtigte, und da man dort nicht so bald als in Peru edle Metalle vorfand, sondern das Nutzbare anfänglich nur aus Färbeholz bestand, so war auch der Drang der Europäischen Abenteurer zu dieser neuen Erde nicht so stürmisch, und daher den Eingebornen nicht so fürchtbar.

Freylich fühlten die Letzteren bald, worauf es abgesehen war; daher widersetzten sie sich mit eben so vielem Muthe als Grausamkeit den Missethättern und schlechten Frauenspersonen,

welche Portugal bald nach der Entdeckung dort hin sandte, um zur Grundlage einer Europäischen Colonie zu dienen.

Ein anderer Stamm der Europäischen Colonien Brasiliens bestand aus den unglücklichen Hebräern, die die von Spanien nach Portugal verpflanzte Inquisition auf das wahnsinnigste verfolgte. Auch diese fanden sich nur zu häufig betrogen. Entgingen sie in Europa dem Scheiterhaufen, den der tolle Fanatismus für sie anzündete, so verschlang sie dagegen oftmahls der rohe Antropophage; hier wurden sie indessen nur erst nach dem Tode geröstet. Die Indier zeigten sich nämlich stets wüthender, je mehr Europäer sie ankommen sahen, und Thomas Colla, der im Jahre 1549 mit einer ansehnlichen Macht und mit vielen Missionarien als Statthalter von ganz Brasilien dort zur Aufrechthaltung der neuen Colonie ankam, hatte manchen schweren Kampf mit diesen von Rache glühenden Indiern zu bestehen.

Bald darauf zeigte sich eine dritte Verschiedenheit von Europäern in Brasilien. Auch diese trieb der Verfolgungsgeist aus ihrem Vaterlande. Die Hugenotten waren in Frankreich bereits unter der Regierung Franz des Ersten

hart gedrückt. Sie konnten es sicher nicht erwarten, diese Intoleranz bey seinem Nachfolger Heinrich II. gemindert zu sehen, da Katharina von Medicis nun Königin geworden war. Der Vice-Admiral Villegagnon, obgleich Malteser-Ritter, war dennoch den Calvinisten günstig, und suchte, unter dem Vorwande, Frankreich durch Anlegung einer Colonie in der neuen Welt mit Spanien wetteifern zu lassen, einen Schutzhort jener unglücklich Verfolgten. Er landete dort im Jahre 1556 mit drey ansehnlichen Schiffen. Sie enthielten 290 Franzosen unter der Führung des Ritters Dupont, eines vorzüglichen Freundes des berühmten Admirals Coligni, der diese Expedition zur Rettung und Verbreitung der Reformation, wovon er bald darauf selbst ein trauriges Opfer ward, auf das thätigste beförderte. Unter diesen Wanderern befanden sich, außer dem Prediger Lery, mehrere geschickte Männer aus Genf, so wie zugleich fünf ledige Frauenzimmer, durch deren dortige Verheirathung man für die Colonie bedeutende Vortheile zu bewirken hoffte. Neuere Versuche der Franzosen, dort anzusiedeln, geschahen in den Jahren 1584 und 1595, alle waren nicht sehr glücklich.

Endlich suchte wiederum eine andere Europäische Nation in Brasilien Colonien anzulegen. Die Niederlande hatten sich dem Spanischen Joch entzogen, und die unglückliche Vereinigung Portugals mit Spanien gab nun Anlaß, daß Hollands siegreiche Flotten, die durch Portugals Tapferkeit so mühsam erworbenen Besitzungen in Indien zu erobern suchten.

Holland errichtete außer der Ost-Indischen auch eine West-Indische Handelsgesellschaft; diese machte dann im Jahre 1624 unter der Führung des Admirals Wilhelms einen glücklichen Angriff auf die damalige Portugiesische Hauptstadt Brasiliens, St. Salvador. Mit ihr kamen die meisten Besitzungen Brasiliens in die Hände der Holländer. Zwar wurden sie bald darauf von den Portugiesen durch die Tapferkeit des dortigen Erzbischofs, der sich mit einem beträchtlichen Theile der Besatzung glücklich gerettet hatte, wieder vertrieben. Allein schon 1630 waren die Holländer wieder Meister, und die großen Talente und der hohe Muth des Prinzen Moriz von Nassau ließ alle Anstrengungen der besten Portugiesischen Feldherren zur Wiedereroberung Brasiliens scheitern. Nur nach vielfältig wechselndem Glück und Un-

glück ward endlich Brasilien durch den Frieden von 1661 Portugal völlig zugesichert.

Im Ganzen war daher Brasiliens Colonisation sehr vielartig. Sie hatte zugleich etwas Aehnliches mit der der vereinigten Staaten von Amerika; denn auch in Brasilien waren religiöse Verfolgung und der Drang nach Gewissensfreiheit Hauptgrundlagen der Ansiedelung. Allein was kann nicht alles aus ein und demselben Stamme erzeugt werden? Sah ich doch selbst mit Erstaunen in den hesperischen Gärten der Feen-Inseln des Borromäus Nelken und Wein, Feigen, Rosen und Jasminen auf hohe Citronen-Bäume auf das glücklichste gepfropft! Hier duftete bey der goldenen Frucht der Balsam des Gemisches jener herrlichen Blüthen, und der reiche Weinstock umrankte zur allgemeinen Verbrüderung diese heterogenen Naturen *). Der Fleiß und die Talente des Menschen haben mithin eine kaum glaubliche Macht. Und wenn der Stamm jener vielartigen Wanderer, die die Intoleranz über das weite Meer nach der neuen Welt hintrieb, im Norden ganz etwas anderes

*) Im Jahre 1788 habe ich nebst mehreren gültigen Augenzeugen diese sonderbare Thatsache auf den Borromäischen Inseln gesehen.

hervor brachte, als im Süden, so lag dieß theils an dem Klima, theils an der Pflege und ganzen Behandlung, die das Mutterland seinen Colonien angedeihen ließ.

Was für herrliche Früchte in Nord-Amerika durch Englands liberale Behandlung und Unterstützung erwachsen sind, dieß ist hinreichend gezeigt worden *); jetzt wollen wir nun sehen, ob Portugal sich ähnlicher Verdienste um die Menschheit in Rücksicht seiner Amerikanischen Colonien rühmen kann.

Portugals Regierung nahm sich zwar seiner Colonien an, allein stets in dem Geiste des intoleranten Katholicismus. Man erstaunt, wenn man die lauten, halb wahnwitzigen Klagen ihrer Geistlichkeit gegen die Holländischen Reformirten Brasiliens liest. Zum Beweise mögen uns folgende Stellen einer höchst sonderbaren geistlichen Rede einen Augenblick unterhalten.

Als die Holländer sich von neuem einiger Theile Brasiliens bemächtigt hatten, trug der Jesuit A. Vieira in einer beredten Predigt zu Baja auf folgende Weise dem Himmel seine Beschwerden vor. „Erwache Herr, warum schläfst du,

*) Man sehe den vierten Jahrgang.

„du, warum verbirgst du dein Antlitz und ver-
 „gibt unsers Elendes? Ich werde heute nicht
 „zu dem Volke reden. Meine Stimme erhebt
 „sich höher; sie erhebt sich zum Schooße der
 „Gotttheit. Vergebens haben die evangelischen
 „Redner es versucht, das Volk zur Bekehrung
 „zu bringen; da es taub war, so bist du es,
 „Herr, den ich bekehren werde; und ob wir
 „gleich die Sünder sind, so bist du es, den ich
 „zur Reue bringen werde!“

„Josua war heiliger und geduldiger als
 „wir; dennoch war seine Sprache keine andere,
 „als die meinige, obgleich der Vorfall selbst we-
 „niger wichtig war. Als er durch den Jordan
 „ging und die Stadt Ai angriff, wurden seine
 „Truppen zerstreut. Sein Verlust war nicht
 „bedeutend, dennoch zerriß er seine Kleider,
 „wälzt sich auf der Erde und schreyet: Warum
 „ließeſt du uns über den Jordan gehen! Sage
 „Herr, geschah es, um uns den Amoritern
 „preis zu geben? Sollte ich daher, wenn es
 „um ein großes Volk in einem vasten Lande zu
 „thun ist, nicht mit Recht ausrufen: hast du
 „uns diese Gegenden nur darum gegeben, um
 „sie uns wieder zu nehmen? Hat dir der Re-
 „her so große Dienste gethan, um ihn durch
 „Lafchenb. 7. Band.

„unsere Arbeiten zu bereichern. Verzehre und
 „mit Feuer, vernichte uns alle; aber morgen
 „wirst du die Portugiesen suchen und sie ver-
 „gebens suchen. Wird dir Holland die Tempel
 „errichten, die dir gefallen? Wird Holland
 „dir wahre Diener weihen? Ja! du wirst den
 „Gottesdienst von Amsterdam, Bliessingen und
 „andern Orten dieser feuchten, kalten Hölle er-
 „halten.“

„Es reuete dich vormals, die Welt er-
 „schaffen zu haben; es reuete dich des Vergan-
 „genen. Siehe, wie du bist; und weil dieß
 „dein Charakter ist, warum willst du dich jetzt
 „nicht selbst schonen, indem du unserer scho-
 „nest? Denke daran und betrachte die Folgen
 „der neuen Sündfluth, die du vorhast. Bahia
 „und das übrige Brasilien ist ein Raub der
 „Holländer. Sie verheeren alles mit der Wuth
 „des Eroberers — du Herr wirst ihren Ver-
 „wüstthätigkeiten nicht entgehen. Ja, du wirst
 „deinen Theil daran haben. Der Keger wird
 „die Thüren deiner Tempel aufreißen, die Ho-
 „stie, dein eigenes Fleisch, mit Füßen treten,
 „und sich selbst an deiner Mutter vergreifen.
 „Wenn du auch diese Beschimpfungen dul-
 „den würdest, so wäre ich nicht darüber er-

„staunt, weil du sonst noch blutiger bußdetest.
„Aber deine Mutter! Wo ist deine kindliche
„Treue?“

„Kurz, Herr, wenn deine Tempel geplün-
„dert, deine Altäre zerstört, deine Religion in
„Brasilien erloschen ist; wenn Gras in den Vora-
„höfen deiner Kirchen wächst; wenn die Fasten
„ohne die Geheimnisse deines Leidens gefeiert
„werden; wenn die Steine auf der Straße seuf-
„zen; wenn die Keger sich der Kanzel der Wahr-
„heit bemächtigen werden; wenn man eines Ta-
„ges die Kinder derjenigen, die mich umgeben,
„fragen wird: Knaben, von welcher Religion
„seyd ihr? und sie antworten: wir sind Calvi-
„nisten; und ihr jungen Mädchen? und diese
„antworten: wir sind Lutheranerinnen, als-
„dann wirst du gerührt werden, dann wird es
„dich reuen! Weil aber diese Reue doch gewiß
„nachfolgt, warum willst du ihr nicht zuvor
„kommen?“ (R a n n a l.)

Doch genug dieses beredten Unsinnes, der
zugleich ein lustiges Beispiel gewährt von den
geläuterten Religions-Grundsätzen dieser Volks-
lehrer. Man begreift aber, wie wenig dieß mit
derjenigen Toleranz zusammen trifft, die im
Stande gewesen wäre, Brasiliens vielartige

Einwohner, wie bey den Freystaaten von Nordamerika, zu einem glücklichen Verein und dadurch zum allgemeinen Anbaue des großen Landes aufzumuntern.

Zwar führte Portugal, die Inquisition in Brasilien nicht wirklich ein. Dagegen hielt dieses furchtbare Gericht dennoch stets seine Agenten, die auf die Andersglaubenden, und besonders auf die Juden, ein strenges Auge hatten. Diese Agenten wütheten gegen die so genannten Unchristen selbst noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (besonders von 1702 bis 1709) auf das härteste, und schlugen hierdurch der Colonie schwer zu heilende Wunden.

Ein zweyter wichtiger Unterschied zwischen Portugal und England in Rücksicht ihrer jungen Colonien lag dann in der Behandlung der Original-Einwohner. Penn, Calvert und andere Geister der Nordamerikanischen Staaten erhandelten die von ihnen anzubauenden Länder von den Indiern gegen Europäische Waaren; und wenn gleich zu Zeiten Unruhen und Fehden mit den Indiern entstanden, so waren sie doch selten von Dauer. Viel weniger war es aber auf die völlige Unterjochung dieser vormaligen Besitzer des Landes angesehen.

In Brasilien hatten anfänglich die Indier den Portugiesen gleichfalls den Anbau ihres Landes gutmüthig zugestanden, allein kaum fühlten Lektore den Werth des reichen, fruchtbaren Bodens, so gingen sie damit um, den Eingebornen ihre Religion und Gebräuche mit Gewalt zu beschränken, diese gastfreien Menschen sogar zu verdrängen, ja sie völlig in Fesseln zu schlagen.

Die Portugiesen hatten nämlich von Madeira mehrere Seckreiser von Zuckerrohr nach Brasilien geführt. Das vorzügliche Gedeihen dieses hierher verpflanzten Rohres erregte die Aufmerksamkeit des ersten General-Gouverneurs. Er suchte die Zucker-Plantagen im Großen zu betreiben, und glaubte hierzu die Original-Bewohner als Sklaven gebrauchen zu können. Der bis dahin freie, ungebundene Brasilianer ward nun aufgebracht; er widersezte sich und suchte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er entzog sich nicht bloß seinen tyrannischen Gästen, sondern er ließ sie oftmahls durch Blut und Verheerung die ungemessenste Rache fühlen.

Diese Wilden aber zu dem Glauben der Christen herüber zu ziehen, dazu bedienten sich die Portugiesen oft sehr zweckwidriger Metho-

ben. Unter den katholischen Missionären waren unstreitig die Jesuiten hierzu am meisten geeignet. Diese suchten nämlich auf den Aberglauben dieser rohen Völker selbst einige feyerliche Gebräuche des Römischen Cultus zu impfen, und sie hierdurch nach und nach zu unserm Glauben hinüber zu führen. Und indem sie den Indiern schon hierdurch weniger anstößig und fremd schienen, behandelten sie sie milde, beschenkten sie mit ihnen angenehmen, in sich aber wohlfeilen Waaren, und unterstützten sie oftmahls selbst mit Lebensmitteln. Allein anfänglich wurden hauptsächlich Missionäre anderer Art hierzu von Portugal ausgesandt; Dominicaner, Franciscaner und andere Ordensbrüder. Und diese, da sie so fort alle religiöse Begriffe und Ceremonien der Indier mit Fluch belegten, ja diese stupide Menschen deshalb hart behandelten, und sie auf das widersinnigste zwingen wollten, unsere unbegreiflichen Mysterien und unsere Lehren von der hohen Glückseligkeit in jener Welt zu glauben, ohne sich im mindesten ihrer Lage in der gegenwärtigen Welt anzunehmen, oder sie ihnen angenehmer zu machen, vermehrten bey den Indiern nur die ohnehin herr-

schende Abgeneigtheit gegen die neuen, intoleranten Einwanderer.

Als wenn aber alle diese Unbesonnenheiten Portugals in Rücksicht dieser Colonie noch nicht hinreichend geschienen hätten, so ersann die Regierung fast alle möglichen Mittel, das Aufblühen des Anbaues und des Brasilianischen Handels zu erschweren.

Durch das Vorhaben, die Rauffahrer vermittelft ihrer Kriegsschiffe gegen jeden feindlichen Angriff in Sicherheit zu setzen, hemmte sie die Freyheit des Handels, indem sie die Handelsflotten zwang, nur im Monate März von Porto nach Brasilien die Waaren des Mutterlandes zu führen. Hierdurch ward dann manchem Kaufmanne gerade der ihm bequemste Zeitpunkt zu diesem Tauschhandel verrückt, und die Fracht mußte in jeder Hinsicht erschweret werden, weil zu jener einzigen Zeit die Concurrenz beßhalb am stärksten ward.

Weit drückender waren indeß die Monopoliën und Auflagen für Brasilien selbst. Einer Hauptbedürfnisse des menschlichen Haushaltes, das Salz, behielt sich die Regierung allein vor, von den Inseln des grünen Vorgebirges,

Salz und Majo, in Brasilien einzuführen; da begreiflich die heiße Sonne Brasiliens sehr bequem das beste Salz lieferte, und auf die Weise Menschen und Vieh auf die leichteste Art erhalten würden. Und diese Ungerechtigkeit, die so weit getrieben wird, daß selbst das Salz, was die Sonne willkürlich an den Küsten auskocht, nicht nach den großen Städten geführt werden darf, brachte sie denn der Krone ungeheure Summen ein? Noch nicht völlig ein hundert tausend Thaler; wahrlich ein Geringes, nur allein in Rücksicht der ungeheuren Quantität des leicht einzusalzenden Rindfleisches jener vasten wilden Herden, von welchen die Körper größten Theils nun verfaulen, und wovon jetzt lediglich die Häute benutzt werden; denn das Fleisch selbst ist so wohlfeil, daß ein mittelmäßiger Ochse in Rio Janeiro nur gegen 6, tiefer im Conde aber kaum 2 bis 3 Thaler gilt.

Genes aus Madera hergeführte Zuckerrohr gewährte bald einen höchst wichtigen Handelszweig. Den Anbau und die Ausfuhr hätte man ermuntern sollen; aber Portugals merkwürdige Politik belegte dagegen die Ausfuhr des Zuckers mit 20 Procent!

Wie suchte nicht England und auch (das

Königliche) Frankreich den Anbau und die Ausfuhr des Indigo ihrer Inseln zu befördern; Portugal hingegen erschwert diesen Handel; es macht daraus ein Monopol der Krone.

Schon vorhin ward des Weines als eines vorzüglichen Productes von Brasilien erwähnt. Eine eigene Gesellschaft bezahlt aber der Regierung das Vorrecht allein nach Brasilien Portwein zu führen, und verbiethet den Brasilianern nicht nur den Anbau des Weines im Großen zum Verkaufe, sondern sie erlaucht nicht ein Mal den dortigen Wein zu eigenem Hausverbrauche. Der Portwein wird in den Seestädten mit 1 Rthlr. und im Inneren des Landes mit 2 Rthlr. die Bouteille bezahlt. (Barrow.)

Ferner gewinnt die Regierung 200,000 Thaler durch den Alleinhandel mit Seife, Quecksilber, Scheidewasser und Spielkarten, ja die Colonie muß ihr den Zehnten von allen Producten, so wie von allen Ex- und Importen, ferner eine Abgabe für jeden Sklaven, und außer andern minder bedeutenden Taxen auch die Kreuzbullen bezahlen. Diese Auflagen, mit Inbegriff der bereits angeführten, auf die Juwelen und edeln Metalle, betrugen im Jahre 1775 über 4 $\frac{1}{2}$ Million Thaler.

Auch der Vortheil von der hier so trefflich
 lekommenden Baumwolle ward der Colonie ent-
 rissen. Die Waarenlager fanden sich davon an-
 gefüllt; es ward daher eine sehr große Quantität
 Brasilianischer Baumwolle nach Portugal ge-
 sandt. Zufälliger Weise traf es sich, daß nicht
 nur die Magazine bereits damit angefüllt waren,
 sondern daß gerade zu der Zeit Portugal mit
 Frankreich über seine Neutralität unterhandelte.
 Da man dieser fremden Macht kein bares Geld
 zu geben im Stande war, und sie, der es über-
 haupt nur darauf ankam, irgend etwas von
 Werth zu erzwingen, sich an Geldes Statt mit
 Waaren begnügen ließ, so ward die von den
 Brasilianern gesandte Baumwolle dafür hinge-
 geben, und die dortigen Pflanzer auf künftige
 Bezahlung ohne festgesetzten Preis und Zeit
 vertröstet. (Barrow.)

So vereinigt sich denn alles, den Flor die-
 ser herrlichen Colonie zurück zu haben. Wie
 Tantalus bringen Brasiliens Pflanzer, umgeben
 von dem größten Ueberflusse, ihr Leben in dürf-
 tiger Aengstlichkeit hin.

Dennoch biethet die hier von allen Gaben
 strogende Natur diesen widersinnigen, auf das
 Mutterland so traurig zurück wirkenden Ein-

zwangungen Troß. Die trefflichen Erzeugnisse geben der Colonie bey den vielen dort landenden fremden Schiffen: Anlaß zu einem sehr bedeutenden Schleichhandel. Besonders sind hierbey die Wallfischfänger Englands und die der vereinigten Staaten von Nord-Amerika am thätigsten. *Barrow* bezeugt, daß dieß jährlich ein Gegenstand von einer halben Million Pfund Sterling sey. Hiervon sollen besonders für den Sclavenhandel gegen 400,000 Pf. Sterl. aufgewandt werden. Er rechnet jährlich auf 20,000 Neger, jeden zu 20 Pf. Sterl.

Da nämlich die Portugiesen fanden, es sey unmöglich die Original-Bewohner sich so gefällig zu machen, oder auch durch Gewalt sie dahin zu vermögen, daß sie die Arbeit der Bergwerke und der Pflanzungen übernähmen, so richteten sie ihre Augen nach ihren gegen über liegenden Besitzungen in Afrika, und brachten nun zu jenen Absichten viele tausend Neger herüber. Es eröffnet sich aber hierbey eine traurige Aussicht für die Menschheit, zu sehen, wie hier fortbauernb jährlich eben dieselbe Anzahl von Schwarzen eingeführt werden muß, um die Quantität der Arbeiter, welche der Colonie nothwendig sind, nicht abnehmen zu lassen.

Die Summe aller Neger Brasiliens setzt *Annaal* (vor einigen zwanzig Jahren) auf etwas über 347,000, denn die Angabe von *Hawkesworth* von 629,000 Negern nur allein in dem Bezirke der Stadt Rio Janeiro ist höchst wahrscheinlich ganz übertrieben *). Hiernach betrüge also jener jährliche Nachschuß über 5 pCt., und dieß berechtigt anzunehmen, daß Portugals Sklaven entweder wenigstens nicht besser behandelt werden, als die der übrigen Europäer, oder daß Klima von Brasilien muß den Schwarzen besonders ungünstig seyn, welches unstreitig der Fall nicht ist; oder drittens, daß der Portugiese, so wie der Engländer, lieber frische starke Sklaven kauft, als durch Heirathen der Neger und sorgfältiges Auferziehen junger Schwarzen den Abgang von der Natur selbst ersetzen läßt. Zur Ehre der Portugiesen hat man Grund, lieber das Letzte, als das Erste anzunehmen, da die Methode, nach welcher die Neger der Pflanzer arbeiten, billiger scheint, als die auf den Colonien anderer Nationen.

Dem Neger ist nämlich in Brasilien nur so viel Arbeit auferlegt, als etwa in 4 Tagen

*) Wahrscheinlich gar um eine Nuß zu viel.

abgethan werden kann. Die beyden übrigen Tage gehören dafür ganz und gar dem Sklaven selbst; allein er muß darin so viel gewinnen, daß er sich dadurch ernähren und kleiden kann. Der Herr hat also nur, allein die Einkaufskosten zu bestehen, und der Neger erwirbt sich sehr oft so viel, daß er sich dadurch die Freyheit erkaufen kann. Daher findet sich auch eine sehr beträchtliche Anzahl von Freynegern.

Uebrigens sind die Feldsklaven (die den Acker Bearbeitenden) so wie auch diejenigen, welche als Hausneger zur Bedienung gebraucht werden, in einer bessern Lage, als die der Bergwerke. Letztere werden nach einer bestimmten Quantität der erzielten Producte bezahlt. Da dieser Gewinn ungewiß ist, indem sie der Zufall bald mehr, bald weniger Gold oder Diamanten heraus fördern läßt, so werden die armen Menschen oftmahls gereizt, dergleichen zu verhehlen. Besonders ist dieß der Fall bey den Diamanten. Sie verschlucken sodann kleinere Steine. So bald der Aufseher der Minen dergleichen argwöhnet, gibt er den Sklaven eine starke Dosis Specacuanha, und sollte hierdurch nichts an den Tag kommen, ein sehr heftiges Purgirmittel; wie dieß bey ähnlichen Fällen bey den Perlen-

fißern angewandt wird. Oftmahls wird ein völlig Unschuldiger das Opfer dieser graufamen Behandlung.

Der Stand der Hausſclaven iſt deßhalb minder günſtig, als der der im Felde arbeitenden, da erſtere bey ſchlechter Koſt nur einen einzigen Ruhetag, den Sonn- oder Feyerntag, für ſich haben.

Die Anzahl von beynahe 350,000 Negern ſetzt ein erſtaunliches Capital voraus, und beweiset zugleich den hohen Werth der durch ſie erzielten Producte.

Die Tabelle, welche Raynal von den jährlichen Exporten Braſiliens, nach einem Durchſchnitt der fünf Jahre von 1770 bis 1775 gegeben hat, beweiset, daß Portugal darin an Werth für 26,796,842 Gulden, über dieß die Azoren, Madera, Afrika und Oſt-Indien für 1,040,875 Gulden erhalten haben. Dieß betrüge mithin zuſammen 27,837,717 Gulden.

Genau trifft freylich die Summe nicht mit der zu, welche Raynal von dem Zehnten, der von allen Exporten erhoben wird, angegeben hatte; denn dieſer betrug nur 2,237,583 Gulden, unſtreitig deßhalb, weil mehreres heimlich ausgeführt worden war.

Für Brasilien ist dieß indeß nur ein geringer Ertrag; denn man bedenke, daß die Juwelen und das Gold, jene zu 1,430,000, und letzteres zu 11 Millionen Gulden gerechnet, fast die Hälfte des ganzen Ertrags ausmachen. Von den übrigen trefflichen und vielartigen Producten, den Zucker und den Tabak ausgenommen, (wovon dieser auf $8\frac{1}{2}$, jener aber etwas über 1 Million beträgt) steigt kein einziges bis zu einer Million. Englands West-Indien, ein unvergleichbar kleineres Tropenland, lieferte für Zucker und den daraus erhaltenen Erzeugnissen $22\frac{1}{2}$, ferner für Kaffee über 6, für Baumwolle über 5 Millionen, für Indigo aber über 700,000 Thaler. Mithin beträgt selbst der Werth des Zuckers Brasiliens, obgleich das wichtigste Erzeugniß dieses großen Landes, nur etwas über ein Viertel des Zuckers der Englischen Inseln.

Noch trauriger fällt der Vergleich aus in Rücksicht der Baumwolle, des Kaffees und Indigos. Brasilien gewinnt von der ersten nur etwas über $\frac{1}{2}$ Million Gulden, also kaum $\frac{1}{17}$ tel, an Indigo nur $\frac{1}{17}$ tel und an Kaffee für 38,000 Thaler, mithin kein $\frac{1}{17}$ tel von der Ernte des Englischen West-Indiens.

Auffallender wird aber die Differenz durch

die Total-Summe. Hier betrug der ganze Werth der Exporten Brasiliens, mit Inbegriff des Goldes und der Juwelen, nur etwas über 18 Millionen Thaler, in dem kleinen West-Indien hingegen über 32 Millionen Thaler *).

Diese Darlegung des jetzigen Handels von Brasilien, welche mit Recht zum Anblick des heurigen Zustandes gehört, hing mit den dortigen Negern in so fern zusammen, als diese die Hauptfedern sind, die die gesammte Industrie der Colonie in Bewegung setzen.

Außer den Europäern und Negern finden sich dann, so wie fast überall in den Colonien von Ost- und West-Indien, Mulatten von einem Weißen und einem Neger; ferner Mestizen, von einem Weißen und einem Eingebornen. Größten Theils sind diese, so wie selbst viele Neger frey.

Die Europäer unterscheiden sich wiederum in solche, welche in Europa, besonders in Portugal, geboren sind, und in Creolen, oder Leute dort von Europäischen Völkern geboren.

Die gesammte Volkszahl dieses ungeheuren Landes wird von Raynal nur auf etwas über

*) Man sehe den 2. Jahrgang.

eine Million gesetzt. Hierunter soll etwa $\frac{1}{3}$ der Portugiesen seyn, und die Zahl der Neger sich in einigen Provinzen, wie 10 zu 1, zu den Weißen verhalten *). Es ist merkwürdig, daß auch hier die Neger den Eingebornen verhaßt sind, jedoch schwerlich mehr als die Portugiesen.

Uebersieht man nun, auf den neuesten Karten Brasiliens vaste Ländermasse von mehr als 100,000 Quadrat-Meilen, fragt man dabey, wie weit sind dann die Portugiesen in diesem Lande vorwärts gedrungen, daß ihnen bereits seit drey hundert Jahren zum Anbau, zum Benutzen und zur Civilisirung, und zwar in den letzten Zeiten ungestört zu Gebote stand, so findet sich hier eine erstaunliche Unkunde, eine ungeheure Leere. Und dieß leuchtet desto greller in die Augen, je mehr man den Vergleich von Brasiliens Colonien mit den Nordamerikanischen Staaten fortsetzt. Hierzu gab aber ihr ähnliches Entstehen zuvor Anlaß. Letztere nahmen fast 100 Jahre später ihren Anfang, dennoch finden sich jetzt nicht bloß ihre Küsten mit Städten, Ortschaften, Dörfern, einzelnen Meiereyen und kleineren Wohnungen

*) Auch diese Angaben treffen nicht mit Raynal anderweitig zu.

nicht besäet; mehrere hundert Meilen reicht der Anbau, ja die höhere Cultur ländleinwärts; die dürftige Anzahl von einigen hundert Original-Colonisten hat sich bis weit über 6 Millionen Menschen erhoben; die entferntesten Staaten, z. B. Kentucky, Tenassi u. a. sind geometrisch aufgenommen, haben sogar eigene Buchdruckereien und Zeitungen; sehr viele talentvolle Männer haben mit den schätzbarsten Producten ihres Geistes die Welt bereichert, und uns ihr Vaterland gründlich kennen gelehrt; der Handel ist vom Meere aus durch den Mississippi bis zum Mexikanischen Busen hinab geführt; ja eine eigene Untersuchungsreise hat der Erdkunde jetzt die unermesslichen Länder vom Atlantischen bis zum nordwestlichsten Theile des stillen Oceans eröffnet.

Was bewirkte dagegen nun Portugal seit einer beträchtlich längern Zeit, in einem Lande, das an Klima und Fruchtbarkeit jenes nördliche Amerika im Ganzen weit übertrifft!

Wären hier nicht abermahl's die Missionäre hervor getreten, so ständen auf den Karten fast in dem ganzen Inneren Brasiliens die wenigen großen Buchstaben: Terra incognita! Aber diese beherzten Dulder trieben ihre Missionen bis auf 470 Deutsche Meilen vom Meere gegen Peru

hin. Sie waren es lediglich, welche lange nach der Besitznehmung des Landes in die ungeheueren Strecken der Statthalterschaft Para vordrangen, und statt daß die Portugiesen die Original-Einwohner nur zum Sclavendienste einzeln auffingen, diese durch solche Schrecklichkeiten aufgeschreckten schwachsinnigen Wilden durch ihre Milde und Ueberredungskraft in 68 Dorfschaften gesammelt, und hierdurch angefangen, jene großen Wüsten zu beleben. Vorzüglich arbeiteten hier seit 1632 die Jesuiten mit einem Eifer und mit solcher Aufopferung, daß sie jedem andern fast an Wahnsinn zu gränzen scheint.

Durch ähnliche mühsame Arbeiten war weiter in Süden die Mission la Conception bey den Volksstämmen der Itenes und Teyenucas, an dem kleinen Flusse Tapanos, errichtet, der sich mit dem Ubay in den Madera ergießt: und auf gleiche Weise die Mission St. Pedro und St. Paulo am Maranon, und andere, welche am Rio Negro, Yupura und noch weiter entfernten Flüssen gelegen sind.

Nur erst seit 1751 suchte man sich so wohl von Seiten Spaniens, als Portugals, eine etwas bestimmtere Kenntniß dieses großen Binnenlandes zu verschaffen. Portugiesische Abgeordnete schiff-

ten sich auf ein Paar kleinen Flüssen des Gebirges von Matto Grosso (die Flüsse Tagury und Itycura wurden damals genannt) ein; die Spanier hingegen befuhren den großen Paraguay, um den eingebildeten See Carayes *) aufzusuchen. Mit Verwunderung trafen sich beyde Parteyen Reisende statt auf jenem vermeinten See auf den Paraguay selbst. Nach den neuesten Karten mündet sich nämlich jener kleine Itacura weiterhin unter dem Nahmen Cheana, nebst dem Cujaba in den Paraguay selbst ein; aber freylich unter einem südlichen, nämlich unter dem 18. Breitengrade; der Tagury aber, wahrscheinlich einerley mit dem Cugnary, um noch einen Grad tiefer. Vielleicht hatten sich daher die Missionäre, da sie von dem 12. Breitengrade reden, auf dem Cujaba selbst eingeschifft, da dieser in dem Gebirge seinen Ursprung nimmt. Nach dieser Entdeckungsbreise sind denn die nördlicher liegenden Theile des Berglandes Matto Grosso noch besser bekannt worden; wovon freylich der Durst nach Golde schon früher einige Theile benutzte. Man hatte nämlich bereits 1735 dort Andern dieses edeln Metalles entdeckt, und es

*) M. sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 222.

wurden daher nach und nach die Gruben von St. Anna, Vincent, St. Joseph di Enjaba bearbeitet. Von Hauptplätzen dieses westlichen aller Bergwerksländer der Portugiesen, welche an die Chiquiten und Moxen gränzen *), findet sich hier nur einer, nämlich Villa bella; die neuesten Karten zeigen doch noch Villa d'Oro.

Raynal gibt in Matto Grosso über 7300 Neger für die Bergwerke an, außer 2300 Indiern und etwas über 2000 Weißen.

Auch sind den neuesten Karten zu Folge in eben dieser Provinz, zwischen dem 19. Breitengrade, Trageplätze, über welche, wie bey denen in Nord-Amerika, die Portugiesen, wenn die Verbindung der Flüsse fehlt, die Böthe über Land, von einem Strome zum andern tragen.

Gleichfalls finden sich in der andern sehr entfernten Bergprovinz Goiaz um die Quellen des großen Tocantins mehrere Ortschaften. Alles dieses hat aber nur allein die Gier nach Golde belebt; denn in der gleich darauf folgenden westlichen, mehrere tausend Quadrat-Meilen umfassenden Fläche Campos Pareiss (sie ist bis jetzt noch

*) Man sehe den vorhergeh. Jahrgang.

fast zu keiner der Capitanerien *) zu rechnen) scheint beynabe keine Spur eines Anbaues; hier hausen nur die Trümmer vieler wilden unabhängigen Stämme, die unter dem allgemeinen Nahmen der Tapujos bekannt sind, und dieß große treffliche Gebieth zwischen den mächtigen Strömen, dem Tocantin, dem Tingu und Madera, bis zum Maranon hin, bleibt seit drey hundert Jahren eine unbesuchte Wildniß.

*) Ganz Brasilien ist nach Raynal in 9 Statthalterschaften oder Hauptmannschaften (Capitanias) getheilt. Von Norden nach Süden gerechnet, sind es 1) Para, 2) Maranhao, 3) Pernambuco, 4) Bahia, 5) Rio Janeiro, 6) St. Paul, und die drey Bergwerks-Districte, 7) Matto Grosso, 8) Minas Geraes, 9) Goyaz. Hierin sollen seyn überhaupt nur 172,328 Weiße, 281,360 Indier, und 338,852 Neger und freye Mulatten. Dieß gäbe daher noch nicht 900,000.; es muß mithin irgendwo in Raynals Total-Angabe ein Rechnungsfehler seyn; dieß ist desto wahrscheinlicher, da es z. B. nicht glaublich ist, daß in der Statthalterschaft Rio Janeiro gerade so viel Indier (32,126) als in St. Paul seyn, oder wenigstens in den siebziger Jahren gewesen seyn sollten.

Diese 9 Statthalterschaften stehen zwar unter dem General-Gouverneur, dem so genannten Vice-Könige, der vormahls in St. Salvador, jezt aber in Rio Janeiro residirt; indes hat den-

Auch sind die Einrichtungen und die Lebensart der Beherrscher Brasiliens bis jetzt auf keine Weise geeignet, um die Fortschritte der Cultur zu beschleunigen.

Die vorhin angezeigten Bedrückungen der Colonie durch das Gouvernement machen es begreiflich, warum sich fast alle nach Brasilien gesandte Portugiesen schon wie vom Mutterlande auf immer getrennt ansehen. Die Colonisten, sagt Barrow, haben fast eben so wenig Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland, als die

noch jede Statthalterschaft (Capitania) einen eigenen Statthalter, der seine Befehle vom Mutterlande selbst erhält, und daher nicht sehr abhängig ist von dem Vice-König. Ueber dieß sind noch einzelne Districte welche besondere Commandanten haben, z. B. Cereö, Espirito-Santo, Parayba, Baukt u. a.

Das Militär beträgt gegen 16000 im ganzen Lande; hiervon liegt wohl die Hälfte in Rio Janeiro. Ueber dieß rechnet Raynal noch 21,000 Mann Land-Miliz. Barrow nimmt überhaupt etwa 10,000 Mann regulärer Truppen an; hierunter sind auch Compagnien von Freuegern. Die Artillerie soll nur gering und schlecht bedient seyn.

Brasilien hat einen Erzbischof, der in St. Salvador residirt, und mehrere Bischöfe, als den von Rio Janeiro, Fernambuck u. a.

nach Botany-Bay gesandten Engländer. Sie suchen daher auch nicht, wie etwa die Pflanze in West-Indien, schnell zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen, um hiervon dereinst in Europa bequem leben zu können.

Selbst das Portugiesische Militär in Brasilien, ob es gleich nur für eine bestimmte Zeit dorthin gesandt ist, siedelt sich gewöhnlich durch Verheirathung dort fest, und sucht durch verschiedene Arten von Nebenerwerb sich zu erhalten. So trieb in Bahia der Capitän Matos, obgleich Commandant eines wichtigen Forts, dennoch daneben das Handwerk eines Goldschmides; ein Rechtsgelehrter, ein Richter handelte hingegen mit Eßwaaren, mit Eiern u. dgl. (Lindley).

Dies alles scheint indessen wirkliches Bedürfniß zu seyn; denn neben den oben angeführten Monopoliën und harten Auflagen, die bey einigen Artikeln auf 30 prCt. steigen, läßt die Regierung kaum einiges Geld in den Cassen. Sie nöthigt die dortigen Beamten so fort alles zu verschließen und nach Lissabon zu senden; die elende Summe von 16 Pfund Sterling ist oftmals in diesem Goldlande ein beträchtliches Capital! Auch ist alles, sogar das Militär dürftig. Der Gehalt des Commandanten eines Signal-

Fort

Forts, ob es gleich einen beständigen Dienst erfordert, beträgt nur 365 Thaler, und eines Forts ohne Garnison nur die Hälfte. Die Soldaten kennt man nur an ihrer schlechten blauen Jacke, die ihnen als Uniform dient, so lange sie die Wache haben; außer Dienst hüllen sie sich in elende Lumpen. Daher soll denn auch die Subordination äußerst schlecht seyn. Und dieser geringe Unterschied zwischen Herren und Diener erstreckt sich gleichfalls auf das Ganze. Oft unterbricht der Bediente die Conversation der Gesellschaft.

Sind nun auch die Einzwängungen, und daher die Quellen der Dürftigkeit sehr groß und vielfach, so herrscht dennoch hin und wieder vieler Luxus. Im Großen zeigt sich dieser ganz vorzüglich in den Kirchen und bey den geistlichen Ceremonien Brasiliens, sie übertreffen an Pracht selbst die ähnlichen in den katholischen Ländern von Europa. (Cook.)

Schon vorhin ist die Schönheit der vornehmlichen Jesuiten-Kirche in St. Salvador gerühmt, und die Kirchen anderer Städte, besonders die von Rio Janeiro, sind nicht minder prächtig.

Um die großen Kosten zu dem Bau einer
Zusend. 7. Band.



neuen Kirche aufzubringen, mußte (1768) eine so große Menge Knaben, die zu dem Kirchspiele gehörten, zur Nacht mit hohen, brennenden Fackeln um Beiträge bitten, daß die Britten auf Cooks Schiffen durch das helle Licht getäuscht, glaubten, die Stadt stände im Feuer.

Eben so feyerlich und kostbar sind hier die geistlichen Processionen, die Begräbnisse und die Kirchenfeste; die Einkleidung der Nonnen. Die Ceremonien-Kleidung eines Priesters besteht aus sieben verschiedenen Kleidungsstücken, eins über das andere, und hierunter mehrere von dem kostbarsten Zeuge.

Obgleich hier kein eigentliches Inquisitions-Gericht Statt hat, so hält es dennoch seine Agenten. Es herrscht mithin der Aberglaube noch im hohen Grade. So trägt man auch Amulette gegen mehrere Krankheiten; und geweihte Palmzweige sollen gegen das Einschlagen des Bliges schützen. Aber es ist merkwürdig, daß die papiernen Bilder der Heiligen in den Kirchen nur an Mannspersonen ausgeheilt werden; das andere Geschlecht scheint ihrer nicht würdig.

In einem solchen Lande steht denn freylich die Industrie und der allgemeine Wohlstand zurück. Fast alle Fabriken sind zu Gunsten des Mus-

erlandes verboten. Eine Baumwollenspinneren ward auf höhern Befehl zertrümmert, und der Unternehmer davon nach Europa gesandt.

Hierin liegt denn auch eine Hauptursache der großen Menge dortiger Bettler und Armen. Auf den Straßen der Hauptstädte findet sich der Fremde davon beständig heimgesucht, obgleich die Kirchen und Klöster eine große Menge davon beköstigen.

Ebenfalls sind die Bequemlichkeiten des Lebens äußerst dürftig. Bahia hatte noch vor fünf Jahren keinen einzigen Gasthof, und in der Hauptstadt von ganz Brasilien, obgleich der Sitz des Vice-Königs, eines Bischofs, der hohen Tribunale und der Niederlage aller Schätze, bey einer Volksmenge von mehr als 60 000 Menschen, hatte nur etwas Aehnliches von einem Wirthshause Statt. Ein Franzose, Monsieur Philippe, der Wirth dieses merkwürdigen Hotels, machte zugleich den Dolmetscher, den Agenten, den Mäkler und den Arzt für die hier ankommenden Fremden.

Aber selbst die besten Wohnungen, und es gibt besonders in Rio Janeiro mehrere ansehnliche Häuser, sind äußerst unreinlich, und mit schlechten, antiken Meubeln versehen. Freylich ist Un-

reinlichkeit überhaupt dem warmen Klima, und — les extrêmes se touchent — gleichfalls dem hohen Norden gemein. Die Gewohnheit der Portugiesen in Brasilien, sich öffentlich, ja wohl gar einander wechselseitig von den widrigen Gärsten des Kopfs haars zu befreien, findet sich so gut in Neapel als in Finnland, und den angrenzenden Ländern.

In ziemlich ähnlichen Verhältnisse steht hiermit die Art sich zu kleiden und zu speisen. Das männliche Geschlecht geht außer dem Hause nach Europäischer Sitte gekleidet, und die Vornehmern tragen auch häufig Spitzen, und große massiv goldene Schnallen; im Hause begnügen sie sich, in schmutzigem, oft zerrissenen Hemde und Schlafhosen zu laufen.

Die Frauenzimmer sind bey ihrer eingeschlossenen Lebensart leicht zum Fettwerden geneigt. Die blasser Gesichtsfarbe wird durch die Lebhaftigkeit der schwarzen Augen und der schönen weißen Zähne sehr gehoben. Sie gehen größten Theils nur in kleinen Ueberröcken über dem Hemde von dem dünnsten Mouffelin, und da das Hemde oberwärts sehr weit ausgeschnitten ist, so zeigt sich nur zu sehr der dunkelbraune Busen und Nacken. Ihr langes schwarzes Haar wird

mit gefärbten Bändern aufgebunden, und mit den herrlich riechenden Blumen von der Blumeria, der Tuberoſe, des Jasmins, durchflochten. Dabey werden ſelten Strümpfe getragen. Zur Kirche ſchlagen ſie ein ſchwarzes tuchenes oder ſeidenes Gewand über, und bey Regenwetter tragen ſie Pantoffeln. Vornehme zeichnen ſich beſonders durch fein gearbeitete goldene Ketten, oft mehrere Ellen lang, aus, die ſie um den Hals tragen, und woran ein agnus dei herabhängt. Sie bedienen ſich zum Ausgehen der Cäſſeten und Carriolen.

In Anſehung der Nahrung, ſo ſind die Fleiſchſpeiſen von ſehr geringer Güte; das Geflügel, und beſonders die Fiſche ſind trefflich.

Milch und Butter findet man kaum, man ſiehet alles in Oehl.

Selbſt die höhern Claſſen bedienen ſich hauptsächlich der Finger ſtatt der Meſſer und Gabeln. Sie ballen das ſehr weich gekochte Fleiſch, beſonders aber die Mehklümpe und das Gemüſe zu Kugeln bis zu der Größe einer Seifenkugel, tauchen es in die Brühe und ſtecken dieſe ungetheilt in den Mund. Indeß waſchen ſie ſich vor und nach dem Eſſen die Hände.

Läßt der Gelehrte und der Vornehme in

China die Nägel aller Finger bis zu einer ungewöhnlichen Länge wachsen, so genießt in Brasilien nur der Daumen oder der Zeigefinger dieses Vorrechts. Sie spitzen den Nagel dann scharf zu und stolziren damit, wenn sie die Guitarre spielen.

Uebrigens ist die Musik im Ganzen, besonders die zum Tanze, nur den Negern überlassen. Der Tanz selbst ist aber ein Gemisch des wollüstigen Fandango und der noch unzüchtigern Tänze der Neger von Guinea. Die Orgien der Bajadaren Ost-Indiens sind dagegen noch sehr anständig. (Lindley).

Unter den öffentlichen Vergnügungen von Rio Janeiro zeichnet sich besonders der Passeo publico aus; ein schöner großer Garten voller Alleen, Gänge und Beete mit den trefflichsten Blumen. Hierin sieht man die herrlichsten Gewächse der Tropenländer, doch ist die Aufmerksamkeit besonders auf die Cultur Europäischer Pflanzen gerichtet. Merkwürdig war zugleich eine geschmacklose Nachbildung des Papaya-Baums, Stamm, Blätter und Blumen ganz von Kupfer, grün angestrichen; dieß elende Kunstwerk ward noch widriger durch die daneben im reichsten Flor prangenden natürlichen Papaya. In einem der

Pavillons dieses Gartens sieht man eine Sammlung der schönsten Vögel, als Gemälde aufgestellt, aber mit ihren natürlichen Federn, dergleichen auch acht Vorstellungen der vorzüglichsten Erzeugnisse Brasiliens und ihrer Gewinnung; nämlich die Gold- und Diamant-Minen von Villa Rica; eine Zucker-, Indigo-, Kaffee- und Nopal-Plantage; ferner die Bearbeitung des Maniocs, des Reises und des Hanfs.

Rio Janeiro hat ferner auch eine Oper. Die Bälle und Concerte werden im Gouvernements-Hause gegeben. Die öffentlichen Kaffee-Häuser sind hier und in Bahia schlecht und schmutzig.

Im Ganzen wird die Socialität durch Indolenz und Eifersucht sehr eingeschränkt. Die Frauenzimmer, da sie enge eingekerkert leben, suchen sich durch die Rendezvous in den Kirchen und zu Nacht schablos zu halten. Sie zeigen sich beim Dunkelwerden auf den Balcons ihrer Häuser, und werfen auf diejenigen unter den vorübergehenden Mannspersonen, die das Glück haben, ihnen zu gefallen, Blumensträuße herab. Dieses betrifft besonders die Fremden. Dr. S o z a n d e r und einige Englische See-Officiere, welche den Cap. C o o k auf seiner ersten Reise um die Welt begleiteten, wurden bey dieser See-

legenheit so sehr mit diesen schönen Einladungen überschüttet, daß sie ganze Hüte voll davon wegwarfen. (Hawkesworth).

Freylieh kann man mit Barron behaupten, daß deßhalb nicht alles dortige Frauenzimmer der Ausschweifung zu beschuldigen sey. Allein das Geständniß eines Geistlichen in Rio Janeiro ist ihnen doch nicht sehr günstig. Dieser erhielt nämlich von dem Englischen Schiffs-Medicus, der da schnell abreisen mußte, den Auftrag, eine Schachtel Medicin seiner Patientinn, der Aebtissinn eines Klosters, einzuhändigen. Der neugierige, lustige Benedictiner öffnete die Schachtel und rief, da er Pillen darin fand: Ach! das sind Mercurialia! Der Arzt entrüstet, so wohl über die unziemliche Neugier, als über die wirkliche Verleumdung der Aebtissinn, gab dem fetten Mönche einen Verweis. Allein dieser rief: Alle Damen in Rio sind nur zu galant! (*Pronaeac deditae sunt Veneri!*)

Diese von dem Klima selbst begünstigte Sinnlichkeit und Indolenz, gemischt mit Bigottismus und stätem Gefühle des harten Drucks der Regierung, läßt dann für Kenntnisse, Wissenschaften und Volksaufklärung wenig erwarten.

Die Engländer suchten in Rio Janeiro ver-

gebens nach einer Beschreibung oder gedruckten Nachricht von dieser Hauptstadt. Sie fanden in den beyden Buchläden, wahrscheinlich die einzigen in ganz Brasilien, nur alte Abhandlungen aus der Alchymie, der Medicin, Andachtsbücher und Werke der scholastischen Theologie, und über dieß höchstens einige Bücher über die Geschichte des Hauses Braganza.

Wie weit aber die höheren Wissenschaften dort zurück stehen, hierzu dient Folgendes einiger Maßen zum Beweise.

Als Cap. Cook bey seiner ersten Weltumsegelung in Rio Janeiro landete, und von dem dortigen Vice-Könige um die Ursache seiner Reise befragt ward, gab er zur Antwort: er wolle den Durchgang der Venus auf einem der Südseeländer beobachten. Von diesem Phänomen konnte sich der Vice-König nur folgenden Begriff machen: „Es sey dieß wohl,“ meinte er, „der Durchgang des Nord- (Polar-) Sterns durch den Süd-Pol;“ so lauteten genau die Worte des Dolmetschers, der das Englische recht gut redete. Man denke sich diese verkehrten Begriffe bey einem Manne in so hoher Function, der selbst einen weiten Ocean

Befahren hatte, und in einem See- und Handelsstaate zu Hause gehörte!

Was ließe sich nicht von einem nur einiger Maßen sachkundigen Brasilianer über die Naturgeschichte und Erdkunde dieses reichen Theils der südlichen Halbkugel erwarten; dennoch ist fast alles, was wir davon wissen, aus den Federn der Ausländer geflossen. Ein Franciscaner in Rio Janeiro benachrichtigte indeß den Englischen Reisenden, Barrow, er arbeite an einer Flora des Landes; und sie solle, man denke! wegen des Namens der Hauptstadt (Rio) *Flora fluminensis* betitelt werden. Ueber den dortigen Handel hat doch der Bischof zu Fernambuck, Cotinho, einen Tractat geschrieben. So hätten wir vielleicht die ganze Ausbeute der dortigen Literatur, so weit sie uns bekannt ist, denn einige Klöster sollen noch schätzbare Manuscripte der Missionäre über das Innere von Brasilien besitzen; allein die Weisheit der Regierung verheimlicht diese literarischen Schätze, aus Furcht, sie möchten die Ausländer zu den Metallgruben führen.

Dies wäre etwa im Allgemeinen eine Darstellung Brasiliens, so weit wir es bey der großen Armuth der Nachrichten bis jetzt kennen.

Wie dürftig für eins der wichtigsten Länder der warmen Zone! Hier nur einige hundert tausend geschiedte, betriebsame Einwohner mehr, alle unter einer freyen Constitution und ohne Religions-Zwang, welche Aussicht eröffnet sich sodann für Brasilien, ja für die ganze cultivirte Erde! Unermeßliche Schätze des Mineral-Reichs und der belebten Natur strömen von hier in Osten durch das Atlantische Meer zu den drey Theilen des alten Continents, während der gigantische Marañon, mit jenen großen Strömen Brasiliens vereinigt, in Westen, Peru, Mexiko, Californien, die in Norden daran stoßenden kalten Länder von Amerika, in Verbindung setzt, dem dürftigen Kurilen und Kamtschadalen und tiefer liegenden Sibirier seinen Mangel vermindert, und die Producte von China und Japan, so wie die neuen Erzeugnisse Australiens eintauscht.

Und was ist der Mensch ohne Handel? Ein an seine väterliche Erdscholle fest geheftetes Geschöpf, ohne Freyheit im Wandeln und Thun; abhängig von jeder wahnsinnigen, sich selbst beeinträchtigenden Regierung, von jeder illiberalen Obergewalt, welche die Zügel nach unbeschränkter Willkühr lenket. Ohne auswärtige Verbindungen kann kaum die Klage über sein

trauriges Schicksal laut werden; er kann sich keinen Trost, kaum einen Zufluchtsort ausmitteln; mit dem dürftigen Antheil, der ihm von seinem Herrscher zugeworfen wird, muß er sich seufzend begnügen; in Krankheiten entbehrt er fast alle Rettungsmittel, im gesunden Zustande alle Bequemlichkeiten des Lebens, alle Abwechslungen, die ihm der Handel mit dem Auslande darbietet; ja, er entbehrt selbst viele Schönheiten der Natur und der daraus entspringendem Kenntnisse und Gefühle; kurz, ohne Handel wird der Geist des Menschen erdrückt, der Körper vernachlässigt; Cultur, Freyheit und Erweiterung des Denkens werden eingezwängt, und die erhabene Natur des Menschen schrumpft in ein elendes, bejammernswürdiges Wesen zusammen.

Wahrlich liegt wohl ein so gänzliches, willführliches Verlassen des väterlichen Bodens niemahls näher, als bey dem Umsturze aller Besitzungen. Und wer weiß, was für eine glückliche Revolution dieß für Portugal veranlassen würde. Wenn sein Staatskörper eine andere Bildung erhielte, so wirkte dieß wahrscheinlich auf den Geist der Nation zurück. Die hierbey nothwendige Anstrengung, die unerläßliche Thätig-

Zeit bey diesem großen Ereignisse, der neue Boden, die weite Aussicht, unbeschränkt aus dem vasten, reichen Lande unermessliche Reichthümer hervor zu arbeiten, weckte die Seele der Nation; sie rief die alte Kühnheit, das hohe Talent, in ein Volk zurück, das vormahls Europa durch seine Thaten in Erstaunen setzte, das mehr als die halbe Erde entdeckte, und dessen Flagge in allen Gewässern Ehrfurcht geboth.

C h i l e.

Als wollte die Natur den gold- und blutgierigen Bösewichtern, den Eroberern der neuen Welt, einen Damm vorsezen und sie gerechte Rache fühlen lassen; durch eine Wüsteney von 20 Seemeilen trennte sie das reiche unglückliche Peru von dem mildern fruchtbaren Königreiche Chile. Diese Wüsteney heist mit Atacama, der letzten Provinz von Peru, an, und läuft bis Copiapo (gewöhnlich Copiapo) mit solcher Unfruchtbarkeit fort, daß sogar die selbst mit den-

dürresten, härtesten Gewächsen sich begnügenden Maulthiere aus Mangel an Kräutern und Wasser oftmahls umkommen. (Frezier.)

Chile's Schugmauer in Osten ist aber weit stärker. Hier wird es von den aus Norden herab laufenden unersteiglichen Cordilleren umschlossen; sie lassen nur wenige wegbare Oeffnungen von Charcas und Paraguay aus offen. Von Charcas aus war es, wo der Eroberer Almagro (1534) auch diese harmlosen Indier, die Chilesen, in Fesseln zu schlagen suchte. Aber er büßte schwer seinen Frevel. Der Hunger zwang seine Nordbrüder Pferdefleisch zu fressen, und die ungeheure Kälte verwandelte das Blut einer großen Anzahl derselben nebst ihrem Anführer Rydas in Eis. Man fand die Körper der Erfrorenen fünf Monathe nachher, die Zügel der Pferde in ihren Händen.

So durch die Natur selbst beschützt, liegt hier also ein treffliches Land von mehr als 23,700 D. Quadrat-Meilen, unter der schönsten Sonne, (vom 24. bis zum 45. Grade südl. Breite) in Westen umschließt es das Meer.

Ist Italien der Garten Europas, so darf man Chile mit Recht den Garten der neuen Welt nennen. Das Klima beyder Länder, ja selbst ihre

Lage, ist sich einander ähnlich; beyde haben ihre bedeutendsten Erstreckungen in die Länge*), und beyde werden der Länge nach von einem an einander hängenden hohen Gebirge durchschnitten, denn die Cordillaren lassen einen Zweig durch Chile selbst laufen; sie theilen das Land in Ost- und West-Chile, und sind ihm die Apenninen. Auch ist bey beyden Ländern der Einfluß ihrer Gebirgsketten von gleich hohem Werthe; aber auch wegen der Vulkane von gleicher Furchtbarkeit.

Die südlichen Gränzen des Landes werden bald größer, bald kleiner angegeben. Van Co-

*) Molina rechnet 380,000 Quadrat-Meilen, die Längenmeile, 60 auf einen Grad, geben 23,700 D. Meilen; wahrscheinlich ist dieß keine sehr genaue Messung, da unsere Karten in Ansehung der Gränzen von Chile sehr unter einander verschieden sind. Den Rahmen, den das Land bereits vor der Eroberung durch die Spanier trug, leitet er, sonderbar genug, von einer Art Drosseln her, welche Chile, Chile rufen sollen. Er theilet dieß Land in drey Theile. Der erste begreift die Inseln. Hierunter die kleineren Coquimbischen; die von Juan Fernandez und Massafuero, und die des Archipels von Chiloe. Die zweyte Abtheilung begreift das Land zwischen dem Meere und dem Gebirge. Die dritte, das Gebirge oder die Andes selbst.

er bestimmt sie nur bis zum 44. Breitengrade; er schließt sie mit dem Archipel von Chiloe. Andere dehnen sie hingegen wenigstens 6 Grad südlicher aus; sie lassen sie bis zur Magellans-Strasse fortgehen. Allein Molina selbst findet dieß besonders deshalb unbillig, weil die dortigen Menschen auffallend von den Chilesen verschieden sind.

Von Westen nach Osten ist alles bestimmter. Die hohen Andes sind hier die Termen zwischen Lufuman, Paraguay und Chile.

Diese Riesengebirgskette bleibt auch hier seiner Natur gleich. Außer den drey Zweigen, worin sich der große Zugerspalt hat, zeigen sich einzeln sehr hohe Berge, die denen in Peru, nach dem Ansehen zu urtheilen, wenig nachstehen, denn bis jetzt maß wohl in Chile weder ein Bouguer, noch Condamine oder Humboldt die Höhen. Ihre Gipfel deckt ewiger Schnee. Neun derselben zeichnen sich darunter besonders durch ihre Höhe aus *), und ihr Schnee gewährt,

*) Hierunter sollen die höchsten seyn, der Manflas ($28^{\circ} 30'$), Tupungato ($33^{\circ} 40'$), Descabezade (35°), Longavi ($35^{\circ} 15'$), Chillan (36°), Guanauca ($41^{\circ} 8'$), Villarica ($39^{\circ} 30'$). (Cesetti.)

so wie in Peru, eine reiche Nahrungsquelle. Auch hier sind diese Schneegebirge die Mutter, die großen Wasserbehältnisse nie versiegender Quellen. Sie senden mehrere Flüsse zum Südmeere hinab, allein die Kürze ihres Laufes läßt sie nicht bedeutend werden; der Copiabo, Maypo, Cauten, Tolten, Valdivia, Biobio *) und Maule gehören hiervon zu den bekanntesten; die letztern tragen beträchtliche Schiffe.

Im Osten, gegen Lufuman und Cujo hin, ist fast alles unbekannt. Auch würden die dort hin von der Bergkette ausströmenden Flüsse nicht mehr zu Chile zu rechnen seyn, da diese Gränzgebirge sie so fort jenen Ländern zusenden **).

Ebenfalls enthalten diese Gebirge; wie ihre Geschwister in Peru, eine große Anzahl offener und erloschener Feuereschlünde. Noch vor wenigen Jahren zählte man 14 lebende Vulkane in Chile.

Unter ihren Ausbrüchen war der des Vulkans von Pteroa (zwischen dem 34. und 35.

*) Er ist schon eine Meile oberwärts seiner Mündung $\frac{1}{2}$ Meilen breit. (Ulloa).

**) M. s. weiter unten, Patagonien.

Breitengrade) am 3. December 1760 einer der schrecklichsten. Dieser alte Vulkan erhielt damals eine völlig neue Gestalt, einen neuen Krater. Ein daneben gelegenes Gebirge ward meilenweit zerrissen; und die ungeheure Quantität Lava und Asche füllte die benachbarten Thäler, schwellte mehrere Tage hindurch die Gewässer des Flusses Tingirica. Zu gleicher Zeit ward der nicht beträchtliche Strom Contue durch ein in das Flussbett hinab gestürztes Gebirge zehn ganzer Tage hindurch gehemmet; da denn endlich seine Gewässer diesen Damm überwältigten, und das ganze umher liegende Land unter Wasser setzten.

Außerhalb der hiesigen Andes liegen, isolirt, zwey Vulkane. Der an der Mündung des Flusses Rapel; er wirft nur hin und wieder Dampf aus. Dagegen brennt der Vulkan am See Uila la Rica dauernd fort. Dieser Vulkan muß nicht nur ein sehr hohes Gebirge seyn, da er auf mehr als 30 Deutsche Meilen sichtbar und mit ewigem Schnee bedeckt ist, sondern er muß überhaupt ein großes Gebirge ausmachen, denn Molina gibt seiner Wurzel einen Umfang von viertelhalb Deutschen Meilen. Ein bedeutender Theil dieses Gebirgs, das mit den Andes in Verbindung stehen soll, ist mit schöner Waldung bedeckt, und

viele Flüsse nehmen daraus ihren Ursprung. Die Karten legen diesen Vulkan gegen den 39. Grad südl. Breite.

Ein so vulkanisches Land, als Chile, ist dann auch, wie das benachbarte Peru, häufigen Erdbeben unterworfen. Hierbey ist es indeß sehr merkwürdig, daß zwey der dortigen Provinzen, obgleich nicht vom Meere entfernt, bis jetzt niemals einen Erdstoß empfunden haben. Son-
derbar genug wäre es, wenn wirklich die Ursache dieses Glücks darin zu suchen wäre, daß diese beyden Provinzen Copiapo und Coquimbo sich von vielen unterirdischen Höhlen und Gängen untergraben fänden. Dieß will man aus dem unterirdischen Geräusche schließen, welches sich oftmahls in mehreren Theilen dieser Gegenden, gleich dem Geräusche eines laufenden Wassers oder eines Windes, vernehmen läßt.

Selbst der furchtbarsten Todesgefahr steht der Mensch ruhig ins Auge, wenn sie ihm häufig sich darbiethet. So schläft hier der Einwohner von Chile ruhig, wenn gleich jährlich drey bis vier Mal sein Boden umgestürzt wird, oder wenigstens gewaltsam unter ihm zittert. Freylich begräbt nicht jeder Erdstoß Dörfer oder Städte. Unter der zahllosen Menge Erschütterungen,

seit der Spanischen Eroberung, zeichnen sich fünf besonders unglücklich aus. Die von 1570, 1647, 1657, 1730 und 1750. Die vier letzten ereigneten sich im Frühjahr und im Sommer; die beyden letzten zerstörten wichtige Theile der Hauptstadt.

Um weniger durch diese häufige Gefahr zu leiden, macht man die Straßen sehr weit; jedes Haus hat überdieß einen geräumigen Hof- und Gartenplatz als Zufluchtsort; dabey sind die Wohnungen selbst nur niedrig, und jeder, der es vermag, hält zugleich in seinem Garten hölzerne Baracken fertig, um ihn bey eintretender Gefahr aufzunehmen.

Auch hier sollen sich Vorbebenungen der Erdbeben äußern, wie in Calabrien; dieß mag aber, so wie dort, nur auf einige Thiere und Personen von feineren, empfindlichen Nerven wirken; denn Molina, der dort geboren und erzogen ist, konnte, ungeachtet er die Atmosphäre und ihre Veränderungen lange studierte, und dort viele Erdstöße erlebte, nie eine Art von Vorgefühl des Erdbebens an sich gewahr werden.

Die Luft ist in Chile äußerst milde und dabey sehr gesund; die Atmosphäre leidet nur geringe Veränderungen; Gewitter, Hagel, Schnee

und heftige Stürme sind wenig bekannt. Indes finden sich in Rücksicht der Temperatur bey einem, von so hohen Gebirgen überlaufenen Lande gleichfalls beträchtliche Verschiedenheiten. Ohne die strenge Kälte der Andes weiter anzuführen, so fühlte Van Cover selbst bey seiner Reise zur Hauptstadt St. Jago die Zunahme der Kälte, so wie er vom Meere aus höher stieg, sehr empfindlich. Die herrschenden Winde sind hier längs der Küste die nördlichen; nur vom May bis gegen den September zeigen sich südliche.

Vor Ankunft der Spanier kannte man nur wenige Krankheiten. Eine darunter war besonders ein hitziges Fieber, das gewöhnlich den Kopf bis zum Wahnsinne einnahm; die Indier curiren es durch Kräuter; sie nennen es Chavo lonco, d. i. Kopfkrankheit.

Aus Europa stammen dann auch hier die Kinderblattern; indes hat bereits seit 1761 der Arzt Verdugo die Inoculation eingeführt. Ebenfalls ist es nicht unwahrscheinlich, daß selbst das venerische Uebel von den Spaniern herrührt; denn ein Mahl hat es unter den Eingebornen nur sehr geringe Fortschritte gemacht, und sodann fehlt sogar in der Sprache der Indier ein Name für diese Krankheit.

Als eine Fortsetzung der Andes von Peru behalten diese Gebirge dann auch in Chili im Neußern eine ähnliche Bildung. Sie sind hier in drey Zweige getheilt; der mittlere ist davon bey weitem der höchste; er steht etwa 15 Meilen von den beyden übrigen entfernt; alle sind durch querlaufende kleinere Bergketten mit einander verbunden. So wie in Peru bilden sie die schönsten, mahlerischsten Scenen; erzeugen bald tiefe Schluchten, bald schroffe, furchtbar zusammen gestürzte Felsen und schäumende Cascaden, und ihre innere Structur ist gleichfalls der der übrigen Cordilleren ähnlich.

Daher denn auch hier die vielartigen Producte der Vulkane, Schlacken, Laven, Basalte, zu Glas geschmolzenes Gestein, Schwefel und Salmiak.

Mannigfaltig ist ferner hier das natürliche Gestein. Vielfarbiger Quarz, Gyps, auch fast alle Thon-, Schiefer- und Marmorarten kommen vor.

Die Lagerarten stimmen indessen, wenn nicht anders eine sichtbare Convulsion darin Zerrüttungen hervor brachte, ziemlich mit den uns bekannt gewordenen Gesetzen der Gebirgskunde zu. Der Granit macht auch hier die Unterlage. Von dem härtesten Gestein, dem Quarz, finden sich

die schönsten und größten Krystallen; einzelne Krystallen, sagt Molina, von 6 bis 7 Fuß, woraus man die schönsten Säulen verfertigen könnte.

Aber auch von Kalk zeigen sich sehr merkwürdige Fälle. Noch wohl selbst höher als jene Versteinerung, die v. Humboldt auf 12,000 Fuß über der Meeresfläche in den Peruvianischen Eilberminen antraf, finden sich hier auf dem platzen Gipfel des Descabezado eine große Menge versteinerter Muscheln. Dieser Berg scheint dem Auge indeß nicht viel niedriger, als der Riese, der Chimborasso, schade, daß diese merkwürdigste Höhe für Versteinerungen nie gemessen ist.

Den feinsten, schneeweißen Porzellan-Ehon trifft man schichtweise in der Provinz Maule; man bringt davon bemahlte Gefäße nach Peru; sie sollen zugleich dem Wasser einen angenehmen Geschmack mittheilen. Frezier entdeckte einen noch merkwürdigern, sehr feinen, schwarzen Ehon, der selbst zum Färben dient, und dessen Schwärze alles übertrifft. Dem Naturalisten heißt er daher *Argilla aterrima tinctoria*.

Unter mehreren Porphyrarten zeichnet sich besonders diejenige an Schönheit aus, welche auf einem gelben Grunde roth und blau gefleckt

ist. Sie findet sich am Flusse Chile, und ist daher *Saxum Chilense* benannt.

Von fossilischen Seltenheiten liefert Chile noch viele Türkisse. Diese versteinerten Thierknochen von schönem Blau zeigen sich in so großer Menge in den Gebirgen von Copiapo, daß diese Provinz daher ihren Namen erhielt. Auch an andern Halbedelsteinen ist Chile nicht arm. So bilden z. B. die Amethysten in einem Muttergesteine von grauem Quarz einen ganzen Hügel unweit Talca. Molina fand hierunter einige vom schönsten Violett, die das Glas schnitten, ohne sich im mindesten abzustumpfen. Verschiedene Flüsse führen auch zu Zeiten Rubinen und Smaragden, jedoch nur von geringem Werthe.

An mineralischen Salzen mangelt es gleichfalls nicht. Ganze Gegenden sind mit einem Gemische von kalkartigem Salpeter überzogen; auch gibt es Alaun; die Vulkane bilden, wie bereits erwähnt ist, Salmiak, und von Vitriol trifft man so wohl grünen und blauen, als weißen.

Eben so wenig fehlt es dem Lande an Erdenharzen, und noch weniger an Steinkohlen. Die Gegend um die Stadt Conception ist davon besonders reich.

Man

Man sieht voraus, daß ein vulkanischer Boden bey so vielfacher Abwechslung von mineralischen Körpern Mineral-Quellen erzeugen mußte.

Die Provinzen Copiapo und Coquimbo liefern viel Kochsalz, in die Gewässer des ganzen Flusses Salado der ersten Provinz sind, ob sie gleich aus den Andes ihren Ursprung nehmen, von außerordentlichem Gehalte, und in einem Andes-Thale der Pehuenschos (unter $40\frac{1}{2}^{\circ}$ Breite) zeigen sich eifß Salzquellen. Auf dem Gebirge Peldehue, nördlich der Hauptstadt von St. Jago, entspringen, nur 80 Fuß weit von einander abstehend, zwey merkwürdige Mineral-Wässer, die ihrer Temperatur nach einander durchaus entgegen gesetzt sind. Die heiße Quelle hat eine Hitze von 60 Grad Reaumur, dagegen fällt das Thermometer in der zweyten bis auf 4 Grad unter Null. Durch Canäle zusammen geleitet bilden beyde ein laulichtes Badewasser von trefflicher Wirkung gegen viele Krankheiten. Das Wasser der heißen Quelle ist alkalisch und schäumt wie Seifenwasser; das der kalten hält Eisen und Bittersalz.

Das Wichtigste, was die Gebirge von Chile in ihrem Schooße erzeugen, ist wie bey Peru das Metall.

Zuschenb. 7. Band.

5

Der berühmte P a w zeigte auch darin seinen übertriebenen Haß gegen Amerika, daß er diesem Welttheile das Eisen entweder gänzlich abläugnete, oder das Amerikanische wenigstens für schlechter, als das unserige ausgab. Chile zeigte ihm zu Folge durchaus von diesem nützlichen Metalle keine Spuren. Indes hätte er sich schon durch Frezier eines Bessern belehren können, und jetzt wissen wir, daß die Provinzen Coquimbo, Copiapo, Acconguaca und Huachuilema nicht nur sehr reiche Eisenminen besitzen, sondern das Metall selbst, (es kommt gewöhnlich als graues und schwarzes Eisenerz, oder in bläulichen Würfeln krystallisirt vor) von vorzüglicher Güte ist. Indes tritt auch hier die Jalousie des Mutterlandes der Natur in den Weg. Es ist verbothen, diese Minen im Großen zu bearbeiten.

Diese lächerliche Furcht der Beeinträchtigung Spaniens erstreckt sich dann gleichfalls auf das Quecksilber. Jene beyden zuerst genannten Provinzen sind auch mit diesem Metalle sehr reichlich versehen. Es zeigt sich darin theils in metallischer Gestalt, theils als Zinnober in solcher Menge, daß man dadurch sehr große Summen gewinnen würde; und dieß um desto

nehr, da man seiner hiet so sehr zum Amalgamations-Prozesse bey den edeln Metallen bedarf. Dagegen sucht man das Antimonium auf, und es findet sich auch unter mehr als einer Gestalt; krystallisirt ist es bis jetzt nur in einer einzigen Grube vorgekommen.

Das Zinn, obgleich von seltener Güte und in bedeutenden Gängen, wird hier wiederum gänzlich vernachlässigt; und das Blei bearbeitet man nur in so weit, als man es zum Schmeltzen und zum Verbrauche im Lande selbst nöthig hat.

Mit dem Kupfer scheint nur erst die Aufmerksamkeit der hiesigen Einwohner auf die Metalle anzuheben. Ulloa rühmt bereits die Vorzüge des Kupfers von Coquimbo und Guasco. Molina setzt die reichsten Kupferminen von Chile zwischen den 29. und 36. Grad der Breite. Die meisten Arten enthalten so viel Gold, daß einige Franzosen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Chile deßhalb einen bedeutenden Handel trieben, um daraus Gold zu ziehen. Einige Sorten gewähren $\frac{1}{10}$ tel, ja sogar bis zu $\frac{1}{5}$ tel Gold; bey letztern sollen aber beyde Metalle nicht mehr mit einander vererzt, sondern jedes schon im metallischen Zustande finden. Außer

dem Faß, Pech und Glaserze, verdient hier die Vorzüglichkeit des malleablen Kupfers von Coquimbo besonders bemerkt zu werden; so wie auch die alte reiche Mine von Payen bey den Puelches. Allein diese Völker haben sich der weitern Bearbeitung dieser Mine widersetzt. Sie lieferte ehemahls nicht selten Stücke von gediegenem Kupfer von 50, ja von 100 Pfund; die Gewinnung war überhaupt äußerst leicht, und man vermuthete darin aus der Farbe, die dem Semilor glich, keine unbeträchtliche Quantität Gold. Eine ähnliche Mine ist diejenige, welche neulich zu Curico entdeckt ward; bey ihr findet sich das Gold zu gleichen Theilen mit dem Kupfer. Man benannte dieses Kupfer den natürlichen *Avanturin* *).

Nicht weniger merkwürdig ist endlich das Kupfer aus den Hügeln von Huelquilema. Hier ist der Zink mit dem Kupfer verbunden, also ein natürliches Messing.

Die Quantität Kupfer, welches Chile liefert, muß außerordentlich bedeutend seyn; fünf

*) Diesen Namen gibt man sonst einem zimmetbraunen Quarz von schimmerndem Ansehen aus Spanien.

bis sechs Schiffe laden, als Ballast, jedes 20,000 Centner für Spanien. Daneben wird eine große Menge nach Buenos-Ayres gesandt, und die Kaufmannsschiffe von Peru führen dorthin gleichfalls über 30,000 Centner. Man gebraucht es daselbst bey den Zucker-Raffinerien.

Scheint das Kupfer in Chile an keinen besondern Erdstrich oder Provinz gebunden, sondern überall verbreitet zu seyn; so ist dieß nicht der Fall mit dem Silber. Dieß findet sich in den Andes nur auf großen, also kalten Höhen. Die bedeutenden Kosten, welche hierdurch bey der Bearbeitung der Silberminen entstehen, haben veranlaßt, daß man bereits viele wieder verlassen hat, wenn gleich das Erz reich war. Nur etwa vier wurden noch gegen das letzte Drittel des verflossenen Jahrhunderts bearbeitet.

Die reichsten Silbererze finden sich in den Gebirgen der Provinzen Coquimbo, St. Jago, Aconguagua und Copiapo. Hier kommen fast alle merkwürdigen Arten des Silbers vor; gediegenes Silber, Rothgülden, Glaserz, Horn-erz, weiß und schwarzgültiges Silbererz.

Das schwarze, Negrillo genannt, schätze jedoch der hiesige Bergmann am meisten. Von den drey Unterabtheilungen dieser Art läßt sich

die reichste, man benennt sie *piombo ronco*, sehr bequem schmelzen, denn sie ist hauptsächlich mit Schwefel vererzt. Man fördert diese vorzüglichen Erze aus den Minen von Uspallata, bis jetzt die reichsten vom ganzen Lande. Sie liegen in der Provinz von Aconguana auf den östlichen hohen Andes, fast unter dem 33. Breitengrade, und das Gebirge gleicht hier ziemlich den Apenninen zwischen Bologna und Florenz. Dieser sehr erhabene Bergrücken bildet hier eine Fläche, die gegen $1\frac{1}{2}$ Meilen breit und über 30 Deutsche Meilen in der Länge hält, genießt einer milden Temperatur, ist durch mehrere kleine Flüsse bewässert, und mit schönen Waldungen bedeckt. Sie dient den höheren Schneegebirgen zur Basis.

Die Silbermine von Uspallata soll auf 25 Meilen gegen Norden fortlaufen und stets gleiche Reichhaltigkeit zeigen. Einige behaupten, sie hänge sogar mit Porosí zusammen; eine kaum glaubliche Erstreckung, da letzteres zwischen dem 19. und 20. Breitengrade gelegen ist. Dennoch scheint selbst Ulloa dieß zu behaupten. Der Hauptgang, der 9 Fuß mächtig ist, theilt sich in fünf parallele Lagen. Die mittlere oder der Kerngang ist so reich an Silber, daß das schwarze

Erz davon weiß erscheint; die Bergleute nennen sie la Guida (die Führerin). Sie gibt 200 Mark Silber im Taron, oder etwa 2 Mark in 50 Pfund Erz.

Unter mehreren anderen Silberminen sind die von Cormaz, unweit der Hauptstadt St. Jago, die bedeutendsten. Sie geben 30 Mark Silber vom Taron (50 Centner). Vormalig schmolzen die Indier diese Erze auf eine sehr unkundige Weise mit großem Verluste; jetzt bedient man sich dabey des Amalgamations-Processes.

Zuletzt kommen wir zu dem Golde, als der wichtigsten metallischen Ausbeute des Königreiches. Jene Verbindung des Goldes mit den Kupfererzen, noch mehr aber die vielen Goldwäschen, wozu, wie Pexouse sagt, fast jeder Bach so günstigen Anlaß gibt, daß ein Arbeiter täglich über 2 Piafter gewinnt, zeigen die allgemeine Verbreitung dieses Metalles durch ganz Chile. Der Mönch Gregorio di Leon nannte daher Chile eine einzige Goldstange.

Man hatte in den südlichen Provinzen, zwischen dem Biobio und dem Archipel von Chiloe, außerordentlich reiche Goldminen entdeckt, und die Spanier zogen daraus sehr große Sum-

men; allein die Arauken, eine sehr kriegerische Nation dieser Gegend, verjagten die Fremdlinge und warfen die Gruben zu.

Die Spanier bearbeiten jetzt die Goldbergwerke von Copiapo, Guasco, Coquimbo, Pectorca, Pigua, Tilti, Putaendo, Caren, Albue, Chidato und Huille-Patagua.

Einige dieser Minen sind nicht reich; andere werden zuweilen durch die Gewässer ersäuft und deßhalb aufgegeben.

Gewöhnlich liegen die Erze in einem röthlichen, leicht zerreiblichen, thonichten Gestein; doch ist dieß eben-solchen Veränderungen unterworfen, als die Richtungen der Gänge selbst.

Uebrigens ist das Gold von Chile sehr rein; es ist gewöhnlich von 22 Karat, ja bisweilen 23½. Diese Erze werden dann durch Verquickung bearbeitet. Man amalgamirt täglich 2500 Pfund Erz auf jeder Mühle.

Da diese Methode viel Zurüstung und Arbeiter erfordert, so ist sie nur für bemittelte Gewerke; die minder vermögende Classe behilft sich mit dem Goldwaschen. Man wirft hierbey den röthlichen, goldhaltigen Sand nur in hölzerne oder hörnerne Kellen, Poruna genannt; durch stätes Mütteln legen sich hierin

die Metallstückchen oder Blättchen zu unterst, während daß der Sand oben weggespült wird. So unvollkommen nun auch diese Methode ist, so bringt sie dennoch den Arbeitern mehr ein, als man glauben sollte. Ein fleißiger Goldwäscher gewinnt gewöhnlich 5 Species-Thaler in jeder Woche. Sie stoßen aber auch oftmahls auf beträchtliche Goldstücke, die bis zu einem Pfunde wiegen, diese nennt man Pepites, und man kann hiernach auf den Reichtum der Muttermine schließen.

Der Werth von allem in Chile jährlich erzielten Golde kann nicht füglich durch die darauf liegende königliche Abgabe von einem Fünftel bestimmt werden. Diese Abgabe, sie heißt Oro quintado, betrug über 5 Millionen Thaler (20 Mill. Livr.) Hiervon ward 1½ Million in der Hauptstadt ausgemünzt (Von Cerver gibt 1 Million Species an), das übrige wird aber in Stangen ausgeführt, oder auch im Lande verarbeitet. Die Quantität des Goldes, um welche die Regierung defraudirt wird, ist sehr beträchtlich.

In der Mine von Copati soll man ein unbekanntes, schwer zu schmelzendes Metall ent-

deckt haben, wovon Molina vermuthet, es sey Platina.

Die Bergleute sind in Chile fast alle arm. Sie verzehren das von ihnen gewonnene Gold sehr schnell; sie schätzen das nicht, was sie fast ununterbrochen vor sich sehen; nur diejenigen, welche ihnen die Lebensmittel, besonders die geistigen Getränke, verkaufen, bereichern sich.

Bey Chile trifft die Regel nicht zu, daß das Gewächzreich der mit Metallen gesegneten Länder von der Natur vernachlässiget sey. Chile's Ebenen und Berge sind reichlich mit den schönsten Pflanzen bedeckt, nur machen die höchsten, kalten Gebirge hiervon, wie überall, eine Ausnahme.

Wir verdanken dem P. Feuilla die erste Kunde der Vegetabilien von Chile (1714). Indeß hat er nur diejenigen Pflanzen beschrieben, welche in den niedrigen Gegenden, unweit des Meeres, zu Hause sind.

Molina hat 70 Jahre nachher einen beträchtlichen Beytrag zur Flora dieses Landes gegeben. Bey dem Reichthume, der ihm zu Gebothe stand, konnte er aber weit mehr leisten. Es gesteht nämlich, selbst 3000 neue Arten gesammelt zu haben, und wie wenig hat er

uns davon beschrieben! Dennoch beweiset selbst dieß Wenige, wie viel wir von einem gründlichen Botaniker dort erwarten könnten. Fünfzehn neue Geschlechter kommen schon unter der geringen Anzahl vor, die *Molina* uns aufzählt; hoffentlich wird die treffliche *Flora Peruviana* auch viel neue Pflanzen enthalten, welche Chile mit Peru gemeinschaftlich besitzt.

Wir heben hier nur einige Merkwürdigkeiten des dortigen Pflanzenreiches an.

Chile bringt eine sehr bedeutende Anzahl Färbepflanzen hervor; mehr als 10 sind davon bis jetzt bekannt worden. Einen zwiefachen Nutzen gewährt darunter die Panke, nach *Molina* ein neues Geschlecht (*Panke tinctoria*). Ihre Blätter haben zwar einige Aehnlichkeit mit unserer Klette (*Bardana*), allein die Fructifications- Werkzeuge sind davon gänzlich verschieden. Dieser Naturalist behauptet, sie gehöre unter die *Enneandria-Monogyna* L. *Dombey* glaubt, sie sey mit der *Gunnera* L. zusammen zu bringen. Ihr oft gegen 5 Fuß hoher Stamm trägt weiße Blumen, die ins Röthliche spielen, von glockenförmiger Gestalt. Der Saft der Pflanze gibt den damit gefärbten Zeugen ein sehr schönes Schwarz; die Wurzel hingegen

dient zum Färben des Leders. Man zerstößt sie deshalb, nur ist der Geruch beim Stoßen so heftig, daß niemand es über eine halbe Stunde auszuhalten im Stande ist. Der holzartige Stamm wird von den Schustern zur Einfassung der Sohlen benutzt; das Mark hält für den Landmann eine genießbare Säure.

Eine zweyte Art der Panke (*Panke acaulis* Mol.) liefert eine rübensförmige, sehr große Wurzel, die häufig gegessen wird.

Ein schönes Violett zieht man aus der Culle (*Oxalis flore roseo*, Feuillé). Die Pflanze wird zu dem Ende in einen Teig verwandelt, wie der Waib. Zugleich ist die Culle ein specifisches Mittel gegen das hitzige Fieber.

Die Indier ziehen aus zwey Arten des *Eupatorium* gelbe und grüne dauerhafte Farben, und aus einer bis jetzt unbekannten Pflanze ein so treffliches Blau, daß es noch nach dreßßig Jahren, obgleich oftmahls gewaschen, schön blieb.

Von eßbaren und nahrhaften Pflanzen besitzt Chile außer unsern Getreidearten mehrere von Wichtigkeit. Vor Ankunft der Europäer baueten die Arauker den *Wagu*, eine Art Roggen, und die *Luca*, eine Gerste. Sie buken hiervon ihr Brot, von ihnen *Covque* genannt,

und mit diesem Rahment belegen. Sie gleichfalls das Brot, was jetzt hier gänzlich aus Europäischen Weizen gebacken wird; denn seitdem sind jene Pflanzen so sehr vernachlässigt, daß man sie kaum zu Gesichte bekommt. Unsere Kornarten gedeihen nämlich bis zu 50, ja in einigen Provinzen 100fältigem Ertrag. Vorzüglich dient ihnen, wie den Peruanern, der Mais. Er liefert auch hier durch Gährung des eingeweichten Mehles mehrere Arten nährenden, aber zugleich veräufelnden Getränke, z. B. die Chica, den Chercan und Uipo. Es gibt hier verschiedene Varietäten von dem Maize. Von den neuen Pflanzen Europens bekommen hier gleichfalls der Hauf und der Flach, da aber die Ausfuhr von beiden streng verboten ist, so bauet man nur gerade zum einheimischen Verbräuche.

Man sieht gewöhnlich Chile als das Vaterland der Kartoffel an. Sie führt hier die Namen Papa, Pogany und Potata, und es finden sich wirklich fast auf allen Feldern wilde Kartoffeln, nur sind die Wurzeln kleiner und von bitterlichem Geschmacke.

Uebrigens kennt man hier zwey Arten von Kartoffeln, und hiervon wohl 30 Varietäten.

Auch die Oca von Peru (*Oxalis tuberosa*)

wird hier stark und gerne gegessen; die dicke Wurzel ist gegen 4 Zoll lang, und theilt sich, wie bey der Kartoffel, in mehrere Aeste, hat auch, wie jene, eine dünne Oberhaut.

Die Wurzel der *Jutata* (*Alstroemeria* lig. L.) liefert gleichfalls ein gutes Mehl. Fast jede Art Gartenbohnen und anderer Hülsenfrüchte, so wie mancherley Europäische Küchenkräuter, kommen hier sehr fort. Von Pimentpfeffer zieht man mehrere Sorten.

Unter den großen Bäumen wählen wir hier nur einige der merkwürdigsten aus. Der *Pebuen* (*Pinus Araucana* Mol.) ist einer der schönsten Bäume des Landes. Er erreicht oftmahls die Höhe von 80 Fuß, und 8 Fuß im Umfange. Er gehört aber nicht zu den Tannen, er macht vielmehr, wie *la Mark* bewiesen hat, ein eigenes neues Geschlecht aus, welches er dem Naturalisten *Dom ben* zu Ehren, *Dom-beya Chilensis* nennt, denn dieser brachte zuerst die merkwürdigen Fructifications-Theile davon nach Europa. Der Baum verliert bey zunehmendem Wächstume die ersten Zweige, und nur wenn er die Hälfte seiner ganzen Höhe erreicht hat, treten vier dauernde, ansehnliche Zweige unter rechten Winkeln aus dem Stamme

Hervor. Die höher hinauf darauf folgenden haben gleichfalls diese Richtung, sind aber kürzer, da nun dieses Abnehmen der höher stehenden Zweige unter stets gleicher Stellung zunimmt, so bildet sich hierdurch eine viereckige Pyramide, die um desto schöner ist, da die herzförmigen Blätter, drey Zoll lang und einen Zoll breit, hart wie Holz, und von großem Glanze sind. Die ovale Frucht, von der Größe eines Menschenkopfes, hält in mehreren Abtheilungen lange Pinien-Nüsse, die man wegen ihres schönen Geschmacks eben so gerne ißt, als die Kastanien. Auch das gelbliche Harz des Pehuén ist vorzüglich, und von dem trefflichsten Geruche.

Ebenfalls ein neues Geschlecht, das des *Peumo*, (*Peumus Hexandr. Monogyn.*) enthält vier Arten und mehrere Varietäten, wovon drey eßbare, den Oliven ähnliche, Früchte tragen. Das Fleisch ist schmackhaft, und der Kern sehr öhlreich. Die Rinde des Baumes dient zum Färben und zum Gerben.

Bey der dort so genannten *Cocos-Palme* (*Palma Chilensis Mol.*) sind die Blätter und Blumen wie bey dem gewöhnlichen Palmbaume; allein die Früchte sitzen traubenweise, und sind sehr klein, aber man preßt daraus ein sehr gu-

tes Oehl. Nicht nur allein deshalb, sondern zugleich wegen der sehr erfrischenden Frucht werden sie in großer Quantität nach Peru verführt.

Aus einem Baume, den Molina den Weibrauchbaum (*Thuraria Chilensis*, ein neues Geschlecht von *Decandr. Digyn.*) nennt, erhält man ein eben so treffliches Harz, als den Weibrauch Arabiens.

Der Quillai (*Quillaja saponaria*; *Monoccia Polyandria* Mol.) macht ein neues Geschlecht. Der Baum erreicht eine mehr als mittelmäßige Höhe, hat ein sehr festes Holz, wovon der Landmann seine Steigbügel verfertigt. Sein größter Werth besteht aber in der Rinde. Pulverisirt und mit hinreichendem Wasser gemischt, gibt sie eine sehr gute schäumende Seife, die zum Waschen der Wolle und der Zeuge verbraucht wird. Der Handel hiermit ist beträchtlich. Der Name des Baumes stammt von dieser Eigenschaft ab, denn Quillcan bedeutet waschen.

Mehrere andere Bäume, welche bey uns noch unbekannt sind, liefern treffliche Holzarten für die Ebenisten. So z. B. der Lemo, ein neues Geschlecht (*Teumus moschata*, *Polyandria*).

digynia), ferner gleichfalls aus einem neuen Geschlechte (Diandria-monog.), der Mayten und der Caven (*Mimosa caven*); hiervon macht man wegen der schönen hellen Adern auf schwarzem Grunde Handgriffe für verschiedene Instrumente. Ein sonderbarer Baum ist der Lorberbaum Lithi (*Laurus caustica*), den man hier fast überall antrifft. Legt man sich zur Sommerzeit in seinen Schatten, so verursachen seine Ausdünstungen, besonders bey empfindlichen Personen, schmerzhaftes Blattern, und Geschwulst an allen entblößten Theilen. Das getrocknete Holz verliert indeß diese bösen Eigenschaften gänzlich, und man verarbeitet es wegen seiner schönen rothen Farbe und seiner Festigkeit gern, nur muß man sich bey'm Fällen des Baumes sehr vorsehen. Im Wasser bekommt es eine erstaunliche Härte, es würde daher sehr gut zum Schiffbau dienen. Der Lithi muß nicht verwechselt werden mit dem Balsen, einem der schönsten Bäume dieses Landes, der aber ein wahres Gift ist; indeß geben doch die Aerzte zuweilen die Knospen pulverisirt als Brechmittel.

Feuille gibt ein beträchtliches Verzeichniß der Medicinal-Pflanzen von Chile, und wie sollten diese auch bey einer so reichen Flora fehlen?

Unter einem Himmel, den die gütigsten Zeugen dem des südlichsten Europa's gleich setzen, müssen selbst unsere feinsten Früchte vorzüglich bekommen, z. B. die Orangen, Citronen, Feigen u. dgl. Besonders verdient hier noch der Wein angeführt zu werden. Er bekommt so gut, daß Ulloa ihn, so wie das Klima selbst, dem von Spanien völlig gleich setzt. Die Weinlese fällt hier im Aprill und May. Der beste Wein gehört der Provinz Conception, längs dem Flusse Itata.

Auch die Pflirsich bekommt hier trefflich. Es gibt hiervon 14 Sorten, einige bis zu 16 Unzen an Gewicht. Die hiesige Erdbeere, die Frutilla von Peru, erreicht die Größe eines kleinen Hühnerenes, indeß ist sie wässeriger als in Europa. Dies mag hinreichen, um einigen Begriff von dem Pflanzenreichthum des trefflichen Landes zu geben; nun zu seiner Fauna.

Es sey mir bey dieser Gelegenheit erlaubt, Verschiedenes nachzuhohlen, was den Erläuterungen von Paraguay *) deswegen entging, weil damals die vorzüglichen Nachrichten von Azara nicht vor mir lagen. Beyde Länder, Chile und

*) Man sehe die Beschreibung im vorhergehenden Jahrgang.

Paraguay, liegen ohnehin einander so nahe und gehören ein und demselben Herrn; über dieß gesteht Molina, daß es außer den von ihm beschriebenen sechs und dreyßig Arten Quadrupeden, welche ihm in Chile bekannt wurden, noch mehrere in jenen weniger besuchten Ländern, der gegen Chorcas und Paraguay liegenden Länder, gebe; sicher sind also viele Arten beyden Ländern, ja sicher auch Brasilien, gemein.

Der Tapir *), das größte Thier der neuen Welt, der bey den Guaraniern Mborebi genannt wird, hat nicht 10, sondern 8 Borderzähne, wovon die vier zu den Seiten der vordersten stehenden den Hundszähnen ähnlich sind; über dieß an jeder Seite 7 Backenzähne oben und unten. Fängt man es jung, so wird es leicht zahm und verläßt die Wohnung nicht leicht, selbst bey offenen Thüren. Es begnügt sich fast, wie das Schwein, mit jeder Nahrung, selbst fand man viel salpeterhaltige Erde in seinem Magen, vielleicht wegen des Salzes.

Nichts war bis jetzt unbestimmter, als die Hirscharten der warmen Theile der neuen Welt,

*) Man sehe dessen Abbildung und Beschreibung in dem vorhergehenden Jahrgange, S. 82.

Azara hat wenigstens in vielen Rücksichten diese Unwissenheit vermindert. Zu unserer Absicht mag es hinreichen, hier anzuführen, daß diese Länder, besonders Brasilien, Paraguay und Tucuman, von vier verschiedenen Hirscharten bewohnt werden. Zwey derselben sind von röthlicher Farbe, die beyden übrigen hingegen braun; wir wissen jetzt bestimmter, daß die Hirscharten, welche uns Markgraf, Piso und Recchi beschrieben haben, nicht zu unsern Europäischen Hirschen oder Rehen gehören. Keine derselben scheint aber an Größe unsern großen Hirschen gleich zu kommen. Man jagt sie dort jetzt, wie bey uns, allein man fängt sie auch in Schlingen; besonders schleudert man ihnen jene mit Steinen versehene Riemen *) um den Hals.

Azara hält von großen und wilden Katzen sechs verschiedene Arten, wovon drey gewöhnlich die Nahmen von Amerikanischen Liegern und Leoparden führen. Auch über die verschiedenen Wiberren dieser Länder haben wir nun mehr Gewißheit erhalten. Molina fand in Chile vier verschiedene Arten, worunter denn freylich auch die Muffeten begriffen sind, welche sich durch eine

*) M. sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 315.

entseßlich riechende Feuchtigkeit vertheidigen. — Azara kannte nur drey Biverren und Biesel (Mustela).

Von diesem Naturalisten ist eine Thierart, wovon wir bisher nur sehr schwankende Nachrichten hatten, in seinem Vaterlande genau beobachtet. Sie scheint ein neues Geschlecht auszumachen, das dem Hunde weit mehr, als dem Bären, sich nähert; dieß ist der Krabbenfresser, le Crabier, des Buffon. Hiervon gibt Azara für Paraguay drey verschiedene Arten an. Er benennet das Geschlecht selbst Agouara-gouazu. Die erste Abtheilung des Wortes bedeutet Fuch, die zweyte groß. Das erste Quadruped dieses Geschlechts sollte dann der Krabbenfresser des Buffon seyn, dem die Zoologen keinen gehörigen Platz anzuweisen wußten. Cuvier nennt ihn den Krebsfressenden Bären (Ursus cancrivorus). Auch scheint mir alles ziemlich bey den Thieren des Buffon und des Azara zuzutreffen, bis auf den Schwanz, denn dieser ist nach Buffon schuppicht. Nosedá, der mehrere Individuen an Ort und Stelle beobachtet hat, sagt, er komme der Figur nach dem Hunde so sehr nahe, daß es schwer sey, ihn im offenen Felde davon zu unterscheiden, selbst in Gegenwart eines Hundes; nur die gro-

ßen aufstehenden, fünf Zoll hohen, langen und drey Zoll breiten Ohren, und die etwas feiner gebildeten Beine machten den Unterschied einiger Maßen bemerklich. Dobrizhoffer sagt daher nicht unrecht, der Wasserhund sey dem Körper nach dem Hunde, den Ohren nach dem Esel ähnlich *). Das Thier hielt 68 Zoll, also fast 6 Fuß in der Länge, bey einer Höhe von etwa 30 Zoll. Der Schwanz war über 15 Zoll lang. Der Körper ist rothbraun. Das Gebiß, dem des Hundes ähnlich, ist scharf. An der Kehle findet sich ein weißer Flecken, der von einem dunkeln umgeben ist. Das Haar ist lang. Bey einigen zeigt sich auf dem Rücken ein schwarzer Streifen. Dieß Thier bewohnt die sumpfigen Gegenden, schwimmt trefflich. Es lebt von Thieren und von Vögeln; frist aber auch Zuckerrohr, ebenfalls fand man Insecten, Schlangen und andere Wasserthiere in seinem Magen. Dieß scheint daher den Buffonschen Namen zu rechtfertigen. Sein Geheul läßt klagend die Töne gou-a-a ziemlich weit vernehmen. Die Moxen nennen es Ocomore. Die Abiponer machen Jagd auf dieses Thier wegen seines Felles. Die zweite Art dieses Geschlechts nennt Azara Agouarachay. Dieses Thier ist kleiner als das

*) Buffons Erabier hat keine großen Ohren.

vorige, kommt aber unserm Fuchse, wegen der Dicke des Schwanzes, noch näher; erhält in den Häusern einen Grad von Zähmung, spielt sogar mit ihm bekannten Hunden, leidet aber keine fremde. Azara scheint diesen beiden Thieren den Mapach, den Waschbären (*Ursus lotor*), der sich gleichfalls in Paraguay findet, zugefesselt; er nennt ihn Agouropope.

Stets scheint indeß jener mit Schuppen bedeckte Schweif des Krabbenfressers von Surinam, und dessen kurze Ohren auf eine eigene Thierart zu deuten.

Sehr bedeutende Aufklärung haben wir durch den Aufenthalt des Azara in Paraguay über die Beutethiere (*Didelphis* Linn.) erhalten. Er nennt sie Micureh, und zählt davon dort und in den angränzenden Ländern sechs verschiedene Arten; hierunter finden sich zwey neue bisher unbekannte Thiere.

Dieses Thiergeschlecht zeigt eins von denjenigen Phänomenen, bey welchen die Natur aus ihrem gewöhnlichen Gleise auszuweichen scheint; und das dabey der oberflächlichen Beobachtung nicht bloß Bewunderung, sondern gleichsam Stillschweigen auflegte. Es erschien hier ein Thier, von dem man behauptete, das schon geborne Junge

lehre in der Mutter Leib zurück, und gehe darin nach Willkühr aus und ein. Der diesem Geschlechte gegebene Beutel am Unterleibe, in welchem sich die Euter befinden, und wodurch die so eben geworfenen sehr schwächlichen Jungen ihre Nahrung, wie in einem aus Sorgsamkeit für sie gewärmten Zimmer genießen, bleibt indeß stets merkwürdig genug. Die trefflichen Bemerkungen, die uns hierüber jetzt der berühmte Naturalist der Nordamerikanischen Staaten, Herr Smith Barton, liefert, zeigen, daß das Junge nur gleichsam wie ein unentwickelter Embryo hervor tritt, oftmahls nur an Gewicht eines einzigen Grans; daß es, wenn gleich zu dieser Zeit auch kaum eine Spur des künftigen Gesichts vorhanden ist, dennoch in diesem äußerst kleinlichen Zustande so fort die Saugwarze der Mutter aufzufinden vermag, um sich daran festzuhängen und von dem sich schließenden Sacke oder Euterbehältnisse beschützt und gewärmt, bis zu der außerordentlichen Größe eines mittelmäßigen Hundes entwickelt wird. Hier ist gleichsam nur eine Fortsetzung jener früheren Entwicklung im Mutterleibe; der Beutel dient statt einer zweyten Gebärmutter, nur die Art, die Nahrung zu empfangen, ist verändert, vorhin erhielt sie der Embryo durch die Na-

Na-

belschnur, jetzt, fast nicht weiter entwickelt, erhält er sie festgeklebt an der Brustwarze durch den äußerst kleinen dreieckig gestalteten Mund. Denn allerdings ist der Embryo durch das Ansaugen und durch die bereits zu dieser Absicht so weit entwickelten Klauen der Vorderfüße, (die der hintern sind dagegen dann kaum bemerklich) mit der Warze so innigst vereinigt, daß ein gewaltsames Trennen oder Losreißen oft die Warze selbst mit fortriß, ob man gleich, mit Vorsicht behandelt, es allerdings davon trennen kann, ohne der Mutter Schaden zu thun. Noch eine höchst wichtige Bemerkung des W. Barton ist aber folgende. Er erhielt ein weibliches Bouteletthier nebst 7 Jungen, die von der Größe einer Ratte sich zum Theil noch von der Milch der Mutter, theils bereits durch andere Speisen nährten.

Nach 7 Tagen fand Herr Barton, daß die Mutter abermahl eben so viele Junge geworfen hatte. Einige wogen nur 1 Gran, alle hingen an den Warzen der Mutter fest. Hier hatte die Mutter bereits ein wenig über die Mitte des Wachsthum der erstern Jungen von neuem das Männchen zugelassen, denn es wäre unnöthig, hierbey die Superfoetation zu Hülfe zu rufen. Dieß Thiergeschlecht sollte wenigstens zwey Mahl im Jahre

Taschenb. 7. Band

3

werfen, der Beutel wird ihm eben deshalb nothwendig, weil die kurze Zeit bey dieser Thierart nur wenig entwickelte Junge hervor zu bringen erlaubt.

Auch von den nagenden Quadrupeden (Glires) ernähren Chile, Paraguay und Tucuman eine sehr große Anzahl Arten. Molina zählt für Chile acht. Hierunter kommt denn ein neuer Biber vor, der von ihm, zu Ehren seines gelehrten Freundes Huidobrio, *Castor Huidobrius* benannt ward, dort heißt er *Guillino*. Er bewohnt die Gewässer von Chile, hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes, und wird, wie unser Biber, wegen seines vorzüglich feinen graubraunen Pelzes sehr geschätzt. Er ist kühn und stark; er scheuet sich nicht, selbst in Gegenwart des Jägers Fische zu fangen.

Die dort gleichfalls einheimische große Wasserratte, der *Coyva*, ist neu und kommt dem Biber ziemlich nahe. Sie hat die Größe einer kleinen Otter, und ist, wie diese, eines hohen Grades der Zähmung fähig; sie zeigt Anhänglichkeit an ihren Wohlthäter, und ließe sich wohl zum Fischfange abrichten. Azara nennt aber, außer den *Scaviren* und *Fasenarten*, sieben verschiedene Ratten, worunter sich mehrere bis jetzt unbekannte Thiere befinden.

Von den zuvor schon berührten Armadillen zählt er über acht verschiedene Arten, und seine Auseinandersetzungen machen fast eine ganz neue Epoche in der Geschichte dieser Panzertierchen. Einige Arten sind in Paraguay so zahlreich, daß man sie zu Tausenden sieht und verspeiset.

Ohne weiter der Affen zu gedenken, oder gar durch Aufzählung der 12 verschiedenen Arten Fledermäuse des Azara hier langweilig zu werden, ob sie gleich stets den Reichthum der hiesigen Fauna bekräftigen, eilen wir, Merkwürdigkeiten von größeren Quadrupeden kennen zu lernen, wodurch sich Paraguay, und vorzüglich Chile auszeichnen.

Der vorhergehende Jahrgang zeigte bereits die unermessliche Zahl wilder Pferde, welche, von wenigen Spanischen Mutterpferden entsprungen, die vasten Ebenen um den Plata und Uruguay bewohnen. Öftmahl sieht man ihrer viele Tausende zusammen. Diese Thiere, welche der dort angesiedelte Europäer nur um der Haut willen jagt, oder nur höchstens einige Individuen zur Zähmung davon einfängt, werden aber häufig von verschiedenen Amerikanischen Nationen gegessen. Sie sind den Besitzungen der Spanier auf doppelte Weise nachtheilig. Sie richten die

trefflichsten Weiden der Meierereyen zu Grunde und sie verführen die zahmen Pferde der Reisenden. Man führt nämlich hier stets mehrere Handpferde auf Reisen mit sich. So bald die wilden Pferde diese gewahr werden, nähern sie sich, locken sie, mischen sich unter sie, schmeicheln ihnen, lieblosen sie durch ein sanfterbar modulirtes Wiehern, und bringen sie hierdurch endlich so weit, daß sie mit ihnen davon fliehen.

Von den Pferden von Paraguay beweiset Azara durch gültige Zeugnisse die außerordentliche Merkwürdigkeit, daß dort mehr als ein Mahlg eh ö r n t e Pferde vorgekommen sind. Ein solches Pferd ward, aus seinem Vaterlande Chile, nach Buenos-Ayres gebracht, und von sehr vielen Personen gesehen. Es hatte zwey 3 Zoll lange Hörner hinter den Ohren. Obgleich von sanftem Naturell, gerieth es dennoch, gereizt in Born, und sodann both es, gleich dem aufgetrachten Ochsen, mit gesenktem Kopfe die Hörner zur Vertheidigung dar. Dieß Thier lebte noch in dem Hause des Alcade von Buenos-Ayres vor einigen Jahren.

Ein ähnliches Monstrum sah man gleichfalls zu Santo Fe de la Vera Cruz; dieß hatte Hörner von 4 Zoll.

Eine vielleicht noch größere Merkwürdigkeit von Chile ist aber die neue Thierart, ein Pferd mit gespaltenem Hufe, gleichsam der Uebergang der wiederkäuenden Quadrupeden zu den einhufigen. Der Weltumsegler Wallis bemerkte zuerst dieses Thier in der Magellans-Straße, unweit Cordes-Bay (gegen 53½°). Bey dem Ansehen eines Esels, sagt er, hatte es gespaltene Klauen, und die Geschwindigkeit des Hirschchens; Molina gab uns die bestimmtere Kenntniß von dem Huemal oder Guemal, so nennt man dieß Thier in Chile. Diesem Naturalisten ist es das zweyhufige Pferd (*Equus pedibus bisulcis*). Die Zähne kommen mit den des Pferdes völlig überein; seine Taille, die Farbe und das Haar sind wie beym Esel; allein Kopf, Hals und Ansehen sind viel schöner, und sein Wiehern ist fast wie beym Pferde; dabey übertrifft es sogar das Guanicoe an Schnelligkeit, und bewohnt die unzugänglichsten Theile der südlichen Andes.

Der Reichthum an Säugethieren des Oceans, der Chile bespült, ist groß; wir wollen seiner bey den Inseln erwähnen.

Auch die Ornithologie biethet hier ein großes Feld dar. Von Landvögeln zählt Molina 135 Arten; die Anzahl der Seevögel würde

schwer seyn anzugeben. Nur allein das Geschlecht der Mewen befaßt über 26 Arten, und andere Geschlechter sind nicht minder zahlreich. Die Nähe der Andes und die daher erwachsende Verschiedenheit des Klima's macht vielen Vögeln die Wanderung sehr leicht. Sie gehen, um in dem kältern Klima zu hecken, nur näher zu dem Gebirge hinauf, und kehren im Winter mit ihrer neuen Nachkommenschaft zurück.

Hier findet sich ebenfalls der Amerikanische Strauß (*Struthio Rhea*), und unter den großen Strandläufern oder Sumpfvögeln kommt auch eine große Art der Spornflügel (*Parra*) vor; man nennt ihn hier Igel, in Brasilien Jacane. Dieß unschädliche, aber muthige, durch die Sporne an der Biegung des ersten Gelenks der Flügel gut bewaffnete Thier lebt paarweise. Wenn er bemerkt, daß man sein Nest aufsucht, verbergen sich Männchen und Weibchen im hohen Grase unweit des Nestes. Kaum nähert man sich diesem, dann stürzen beyde auf den Jäger los, und schlagen mit ihren bewaffneten Flügeln auf ihn zu, um ihre Zungen zu schützen.

Chile hat sechs Arten sehr schöner Reiher. Hierunter ist vorzüglich einer der größten bemerkenswerth, da er durchaus weiß ist, und daneben

einen trefflichen rothen Federbusch trägt, der ihm bis auf den Rücken hinab fällt.

Nicht weniger zeichnet sich von den vielen hiesigen Gänsearten der *Chilesche Schwans* (*anas rostro semicylindrico rubro, capite nigro, corpore albo*, Mol.) Er hat völlig die Größe unsers Schwans; sein ganzer Körper ist vom schönsten Weiß; allein der Kopf und die Hälfte des Halses glänzend schwarz.

Das dem Reiher ziemlich nahe verwandte Geschlecht, der *Flamant* (*Phoenicopterus*), enthält einen sehr vorzüglichen Vogel. Er ist fünf Fuß hoch, sein ganzer Körper ist vom schönsten Roth, allein die Schwungfedern sind glänzend weiß. Die Höhe der Beine verhindert den Vogel, niedrig zu brüten. Zu dem Ende bauet er sein Nest in Form eines Kegels, anderthalb Fuß hoch; hiervon ist dann nur die abgestumpfte ausgehöhlte Spitze mit feinen Dunen für die Eier ausgefüllt, und die Mutter brütet in einer sitzenden Stellung. Wegen des trefflichen Gefieders wird diesen Vögeln von den Aukern sehr nachgestellt. Man sagt, daß diese klugen Thiere daher stets einen der ibrigen auf Schildkröte stellen, während daß die übrigen fressen. Co

viel ist wahr, es ist äußerst schwierig, sich ihnen bis zur Schußweite zu nähern.

Nur im Allgemeinen mag es hinreichen, anzuzeigen, daß hier das Geschlecht der Drosseln und kleineren Sangvögel sehr zahlreich ist, und daß mehrere sich durch ihre Stimme auszeichnen. Von den drey Arten zahlreicher Papageyen richtet der grüne langgeschwänzte, durch seine ungeheueren Schaaren kaum glaubliche Verheerungen an; und da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist, so überfallen die berittenen Landleute ihre zahllosen Horden unerwartet auf den Fruchtfeldern, und tödten sie mit langen Stangen.

Unter den kleineren Vögeln führt *Molina* ein neues Geschlecht auf. Er nennt es *Phytotoma* (*Phytotoma rara*), weil die einzige ihm davon bekannt gewordene Art einen sonderbaren Trieb äußert, die Pflanzen, oder vielmehr ihre untersten Blätter, oft bis zur Wurzel mit dem Schnabel abzureißen oder abzuschneiden; das Beywort *rara* nimmt er von dem Tone, den der Vogel oft hören läßt. Er ist grau, die Schwungfedern sind schwarz an den Spitzen, er hat die Größe einer Wachtel, dabey einen starken gezähnten Schnabel, der einen halben Zoll lang ist; er lebt von Pflanzen.

Da außer ein Paar andern minder merkwürdigen Raubvögeln der Condor auch in Chile einheimisch ist, so verdient Folgendes aus den nun erschienenen trefflichen Nachrichten über diesen Vogel von Herrn von Humboldt der vorwähligen kurzen Anzeige hinzu gesetzt zu werden.

Der Condor *) (*Vultur caruncula verticali, oblonga, integra gula nuda torque albo, reliquo corpore exatro cinerascete v. H.*) oder wie man eigentlich schreiben sollte, *Cun-tur*, heißt in Chile Manque. Er hält vom Kopfe bis zu Ende des Schwanzes etwas über drey Pariser Fuß (mittlere Größe), und 9 Fuß die Weite der ausgebreiteten Flügel; außerordentliche große Vögel halten wohl gegen 14 Fuß. Seine aufrechte Höhe fand von Humboldt 2 Fuß 3 Zoll. Der fast 2 Zoll lange, sehr stark gebogene Schnabel ist vorn der Wurzel bis zur Mitte bräunlich, sodann bis zur Spitze weiß; die obere Kinnlade ragt über die untere hervor. In dem sehr lebhaften Auge ist der Augapfel purpurfarben; die großen Ohren werden von den Hautrunzeln der Schläfe bedeckt. Kopf und Hals sind kahl, bräunlichroth und voll vieler Runzeln;

*) Man sehe das Kupfer.

hin und wieder stehen einzelne kraffe Haare. Die runzelichte Haut verlängert sich bey dem Männchen unten an der Kehle in einen häutigen herab hangenden Lappen von ähnlicher Farbe, fast wie bey dem Truthahne. Den Scheitel des Männchens bedeckt ein ovaler fleischig knorpelichter Kamm; er tritt fast bis zur Mitte des Schnabels hervor, allein ohne dort, wie auf dem Scheitel fest zu sitzen, ist er vielmehr tief ausgeschnitten, und läßt einen Raum für die Nasenlöcher; ohne diese Bildung würde der Geruch, der bey dem Thiere von außerordentlicher Stärke ist, vermindert werden. Beyde Geschlechter ziert ein schöner Halskragen von weißen weichen Federn, er läuft bis zur Brust hinab. Oftmahl verbirgt der Vogel durch Zurückziehen hierin den Hals. Im Affect schwillt die Nackenhaut wie bey dem Truthahne.

Die Hauptfarbe des Thieres ist schwarz, oder doch schwärzlichgrau. Außer dem Halskragen ist noch der letzte Theil der Federn, die die Schwungfedern decken, weiß, bey dem Weibchen hingegen graulich schwarz. Durch diesen weißen Spiegel zeichnet sich ersteres sehr vorthailhaft aus. Der feilförmige kurze Schwanz ist an beyden Geschlechtern eben so dunkel, als der ganze übrige Körper. Die Füße sind mit bläulich schwarzen

Schuppen bedeckt; sie haben vier Zehen, wovon die eine sehr viel kürzer ist als die übrigen; sie sind durch eine Haut mit einander verbunden. Die Klauen oder Krallen sind sehr stark, aber nicht sehr gebogen. Die längste hielt zwei Zoll.

Es ist nicht so wohl die Größe als der Muth und die Stärke, wodurch sich der Condor auszeichnet, und die außerordentliche Höhe, in welcher er gewöhnlich lebt, gibt ihm noch einen größern Ruf. Er bewohnt in Gesellschaft des Camo die größte und höchste Gebirgskette der Erde, vom Aequator an bis hinab gegen die Magellans-Straße, auf einer Strecke von 900 Seemeilen; denn in dieser Straße ward der Condor geschossen, welcher sich noch jetzt im Leverschen Museum zu London befindet. Vielleicht der einzige in Europa. Selbst sein Nest bauet er oftmahls auf Felsen dicht an der Schneelinie. Er liebt überhaupt die höchsten Luft-Regionen, und verweilt nur so lange in den Niederungen, als ihn seine Jagd dazu zwingt. Bey heiterem Himmel hält er von einer ungeheuren Höhe gleichsam eine General-Revue über ein vastes Gebieth; aus solcher Höhe stürzt er mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit auf seine Beute herab.

Sein Muth ist kraftvoll. Zwey Condor frei

fen ein Raß, ja den jugendlichen Puma (den so genannten Löwen von Amerika, *Felis concolor*) an. Sie jagen und verwunden die junge Kuh so dauernd, daß das Thier endlich zu Boden sinkt, und erhebt die Zunge hervor streckt. Diese faßt der Condor so fort, reißt ihr bald darauf die Augen aus und so stirbt endlich das unglückliche Thier langsam hinweg.

Hat sich der Vogel völlig gesättiget, so sitzt er phlegmatisch und traurig, und erhebt sich nur höchst schwerfällig. Hierauf gründet sich die berühmte Jagd, womit man in Peru besonders den Fremden belustiget. Eine hierzu getödtete Kuh lockt binnen kurzem mehrere dieser großen Vögel herbei. Sie fressen mit unbeschreiblicher Eier, fangen ihr Mahl stets mit der Zunge und den Augen an, sodann reißen sie das Thier von hinten auf, um sogleich zu den Eingeweiden zu kommen, und füllen nun ihre Mägen so außerordentlich an, daß sie völlig überladen in eine Art von Unbehülfschkeit fallen, die ihnen nicht erlaubt, sich schnell in die Luft zu schwingen. Dann brechen die im Hinterhalte lauernden Indier hervor, werfen Schlingen über sie und fangen sie früher, als sie sich von dem Boden erheben können. Oftmahl verursacht der Schrecken

und die heftige Bewegung, wodurch sie sich anstrengen, dem Jäger zu entkommen, daß sie ihr übermäßiges Mahl wieder von sich geben, und auf die Weise erleichtert, glücklich in die Höhe steigen. Wehe aber dem Condor, wenn er gefangen wird! da er den Indiern so vielfachen Schaden zufügt, so suchen sie dann durch grausame Martern sich an ihm zu rächen.

In der Gefangenschaft ist der Condor Anfangs traurig, bald darauf wird er aber böseartig, es ist gefährlich, sich ihm zu nähern. Das Leben des Vogels ist äußerst zähe, auch hat die Natur trefflich für seine Erhaltung gesorgt. Hr. von Humboldt sah einen Condor würgen, und bey dem Stricke aufhängen. Man zog ihn sogar in diesem Zustande bey den Füßen. Kaum lösete man die Stricke, so ging der Vogel gleich darauf wieder umher. Hierauf feuerte man drey Pistolenkugeln aus der geringen Distanz von 4 Schritten auf ihn ab. Alle trafen; er ward am Halse, in der Brust und im Bauche verwundet, dennoch erhielt er sich noch aufrecht. Eine vierte Kugel traf den Schenkel, und fiel zurück geprellt zur Erde. Ulloa bezeugt gleichfalls, daß oftmahls in den kältern, höheren Regionen bis auf 10 Kugeln den Condor getrof-

fen, aber ohne ihm weiter schädlich gewesen zu seyn.

Die Flüsse und Seen sind reich an Fischen und Krebsen. Molina nennt mehrere Arten von Karpfen, auch Forellen, und einen dort eigenen Wels (*Silurus Chilensis*) von trefflichem Geschmacke. Anson gedenkt seiner unter dem Namen des Schorusteinfeigers, Chimney sweeper.

An Amphibien scheint Chile unverhältnißmäßig arm zu seyn; vielleicht war diese Abtheilung des Thierreichs eben so wenig das Lieblingsfach des Molina, als die Entomologie. Er zählt nur drey Arten dort eigener, gehender Amphibien, zwey Frösche und eine Eidechse; die übrigen sollen mit den Europäischen einerley seyn.

Insecten gibt es zwar viele; denn Molina führt im Vorbeygehen mehrere Heuschrecken, Lastermentträger und andere Insecten an; allein für die Erweiterung der Entomologie hat er nur äußerst dürftig gesorgt. Was sind drey Arten Tag- und Nachtfalter, ein Paar Hymenoptern, für ein so großes Land unter einem schönen Klima? Indes ist doch hierunter eine Merkwürdigkeit. Die Raupe eines kleinen Nachtfalters (*Phalaena ceraria* Mol.) klebt ihre Verwandlungshülse mit dem Harze des Chilca, und bringt das

durch eine Art von weißem Wachs hervor, das aber durch die Luft braun wird. Man kocht das Wachs aus den Cocons, und bedient sich seiner nur als Pech beim Kalfatern der Schiffe. Auch eine Gallwespe (*Cynips*) erzeugt hier eine ähnliche zähe, öhlichte Materie. Es gibt aber über dieß noch mehrere Wespen und auch Arten wilder Bienen, von welchen man brauchbares Honig gewinnt. Eine neue Spinnenart verdient noch unsere Aufmerksamkeit. Obgleich fast ebenso groß, als die berühmte Vogelspinne (*Aranea avicul. L.*), denn ihr Leib hat die Größe eines kleinen Hühnerenes, ist sie dennoch so harmlos, daß die Kinder mit ihr spielen, ja ihr sogar die großen Fangzähne (Klauen der Kinnlade) ausbrechen, man hält diese nämlich für ein Mittel gegen das Zahnweh. Diese große Spinne (*Aranea scrofa Mol.*) ist braun und behaart, hat starke haarichte Beine, vier Augen, die vorn an der Stirn ein Viereck bilden, und lebt unter der Erde, oder wohl nur, wie verschiedene der unserigen in kleinen Höhlen des Rasens und Gesteins.

Das Geschlecht der Krebse ist von *Molina* noch am meisten beobachtet, und daher bereichert. Er nennt dort sieben verschiedene, zum Theil neue Arten. Der Maurer (*Cancer cemen-*

tarius Mol.) zeigt ein sonderbares Talent. Er lebt in allen dortigen Flüssen, und erbaut sich sechs Zoll lange cylinderförmige Wohnungen, die vermittelst eines kleinen Canals mit dem Bette des Flusses in Verbindung stehen, und das Wasser zulassen. Das Thier ist gegen 8 Zoll groß, braun mit rothen Streifen; es wird wegen seines wohlschmeckenden Fleisches häufig gefangen. Chile hat gleichfalls Scorpionen; ihr Stich ist aber unbedeutend. Eben so unschädlich ist die bis jetzt einzige dort bekannte Schlangengattung (Colub. Aesculapii L.)

Das Gewürm (Mollusca) ist hier sehr zahlreich. Ein neues Geschlecht führt Molina unter dem Namen *Phura* auf. Es ist aber eine wirkliche Meerscheide (*Ascidia* L.), die in einer Art von lebernen Schläuchen, welche inwendig in zehn verschiedene Kammern getheilt sind, gesellig zusammen wohnt.

Der Erwähnung der Fische und der übrigen Seethiere mag eine kurze Uebersicht der Inseln vorher gehen, welche zu Chile gerechnet werden.

Das Königreich Chile begreift nämlich drey durch die Natur selbst von einander abgesonderte Theile. Der erste enthält das große Gebieth

zwischen dem Meere und den Andes; der zweite war der eigentlich gebirgigte Theil; der dritte, jetzt noch zu erläuternde, befaßt dann die Inseln.

An den nördlichsten Küsten von Chile finden sich zuerst innerhalb des 29. Breitengrades drei unbewohnte Inseln, Mugillon, Litoral und Pajaro, sie gehören zu Coquimbo, und halten etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meile im Umfange.

Wichtiger in jeder Hinsicht sind die südlicher liegenden Fernandez-Inseln. Die Hauptinsel, Insel de Tierra ($34^{\circ} 10'$ s. Br. und $79^{\circ} 37'$ westl. L. von London) und die weit kleinere unbedeutende Insel Fuera oder Massa fuera. Die große Insel soll ihren Namen von ihrem Entdecker, einem Spanier, Fernandez, erhalten haben, der sich hier auch auf einige Zeit ansiedelte. Sie ist etwa dritthalb geogr. Meilen lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit. Sie ist nur theilweise gebirgig; die nördliche Hälfte hat hohe und rauhe Berge, indeß sind sie noch mit Bäumen bedeckt. Das sehr lockere Erdreich läßt aber davon viele vertrocknen. Denn einige selbst starke Bäume stehen darin so wenig fest, daß sie durch eine geringe Kraft ausgerissen werden. Admiral Anson verlor hierdurch einen tüchtigen Seemann. Dieser, da er in dem Gebirge Jagd auf die Zie-

gen machte, deren es dort sehr viele gab, ergriff an einer abhängigen Stelle den Zweig eines Baumes. Der ganze Baum gab nach, und der Matrose fiel herab. Im Falle selbst erwischte er zwar den Zweig eines zweiten Baumes, allein da dieser nicht weniger locker stand, so stürzte der Unglückliche zwischen die Felsen, und ward zerschmettert.

Der südlichste Theil der Insel ist aber von jenem ersten sehr verschieden. Er ist dürr, steinig, flach und ohne Waldung. Die Schiffe besuchen ihn auch nicht wegen Mangel an frischem Wasser. Dagegen hat zwar die Nordseite, von weitem her gesehen, wegen der schroffen Gebirge, ein düsteres Ansehen; allein, so wie man sich ihr nähert, heitert sich alles auf. Klare Bäche rieseln von den waldigen Gebirgen in schöne Thäler hinab, und bilden romantische Landschaften. Daneben sind die hier von Habichten, Amseln und Colibriten belebten Wälder nicht durch Unterholz unwegsam gemacht; man steigt daher unter dem Schatten der hohen, zum Theil Wohlgeruch duftenden Bäume ungehindert die Berge hinan. Der offene Platz, woselbst Lord Anson, um Wasser einzunehmen, sein Zelt aufgeschlagen hatte, bildete ein treffliches Amphitheater.

Im Botbergrunde die schönste Grasung, eingefast von hohen Myrten-Bäumen; hinter diesen stieg das Gebirge empor, und sandte zwey helle Bäche in das reizende Thal.

Die Waldwüthen selbst enthalten hauptsächlich große Myrten-Bäume (wahrscheinlich *Myrtus maxima* Mol.), diese wächst 70 Fuß hoch, und ist vorzüglich als Bauholz brauchbar. Ihr Wipfel ist fast wie durch Kunst zirkelförmig; an der Rinde des Baumes setzt sich ein Moos an, das nach Zwiebeln riecht und schmeckt. Ansons Matrosen bedienten sich desselben wirklich statt des Knoblauchs.

Ferner kommen hier von Baumarten vor: das rothe und gelbe Santal-Holz; eine Palmart, Ehonta, und der Pimentor-Pfeffer. Auch erzeugt der Boden viele antiscorbutische und andere Medicinal-Kräuter. Anson, dem die Vortheile, welche er von dieser Insel für sein Geschwader erhielt, die Schönheit des Himmels und der Gegenden besondere Vorliebe für Juan Fernandez eingefloßt hatten, säete mehrere Arten brauchbarer Küchengewächse, so wie auch Steine von Pfirsichen; und er erfuhr nachmahlß, daß dieß alles sehr gut bekommen sey.

Von Quadrupeden, fanden sich nur Ziegen,

Hunde, einige Katzen und unsere Ratte. Den Ziegen, (sie werden wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches von den Spaniern sehr gesucht) machen die Hunde, welche gleichfalls von den Spaniern hierher geführt sind, beständig den Krieg. Sie haben sich daher auf die unzugänglichsten Höhen zurück gezogen.

Es sind aber nicht bloß die reizenden Gegenden, die guten Ankerplätze, besonders Cumberlands-Bay, das schöne Klima, das frische Wasser und die gesunden schmackhaften Vegetabilien, wodurch diese Insel dem Seemann so einladend wird; das Meer selbst biethet hier einen Ueberfluß der vorzüglichsten animalischen Bedürfnisse dar.

Bevor wir von diesen die wichtigsten angeben, müssen wir mit ein Paar Worten der kleinen Nebeninsel Massa fuera gedenken. Caterts neueren Reisenachrichten zu Folge, liegt sie unter 33° 45' s. Breite und 80° 45' westl. Länge von London, und ist etwa nach Westen 35 Seemeilen von S. Fernandez entfernt. Zwar hat sie noch ein wilderes, schrofferes Gebirge; dennoch trifft man auch hier hinreichende Waldung und schöne Cascaden von frischem Wasser.

In Ansehung der Landungsplätze zieht Car-

teret sie selbst jener größern Insel vor, auch ist sie weit reichlicher mit Ziegen besetzt. Für den Seemann zeichnet sie sich noch besonders dadurch aus, daß sich an ihrem südwestl. Ende eine sonderbar große Oeffnung befindet; der Felsen ist hier gänzlich durchbohrt, man sieht gleichsam durch die Insel hindurch; sie dient zugleich den Schiffen einen sehr guten Ankerplatz in ihrer Nähe aufzufinden.

Unter den Reichthümern, die das Meer um beyde Inseln darbietet, gehört dem Seelöwen, *Lame des Molina*, einer der ersten Plätze. Dieses mächtige Thier (*Phoca leonina capite antice cristato* Linn. *) oft von 22 Fuß Länge und 15 Fuß Umfang unweit der Brust, ist so wohl durch seine Gestalt, als durch seine Lebensweise merkwürdig. Den Mann zeichnet die kammähnlich aufgeblasene Nasenhaut aus. Diese selbst über die Borderlippe fällt, so bildet sie etwas Aehnliches von einem Rüssel, daher nennen ihn die Chilesen den *See-Elphanten*. Dem Weibchen, welches zugleich beträchtlich kleiner ist, fehlt dieser Kamm, Molina sagt indes, es habe eine Spur einer ähnlichen Erhöhung.

Dieses Thier hat ein sehr starkes Hundeges-

*) Man sehe das Kupfer.

fiß, und ist, wenn es gereizt wird, deshalb fürchtbar. Die Hundszähne der Unterkinnlade treten auf 4 Zoll hervor, und verstärken einiger Maßen die Aehnlichkeit mit dem Elephanten. Die Farbe des kurzhaarigen Pelzes ist gewöhnlich braun, jedoch von verschiedenen Nuancen. Die Ohren sind, genau betrachtet, 4 bis 5 Linien hoch, und den Hundsohren ähnlich. Die Vorderfüße treten aus dem Leibe hervor, und die 5 Zehen sind deutlich mit Nägeln versehen; die kurzen Hinterbeine laufen aber mit dem Schwanz aus, und berühren die Erde nicht. Die See-Elephanten haben ein zähes Leben, sind sehr blutreich, und halten eine erstaunliche Quantität Fett oder Thran. Ein männliches Thier gab verwundet in weniger als einer Viertelstunde 30 Quartier Blut von sich; und selbst nachdem andere bereits über 20 Quartier verloren hatten, waren sie noch hinreichend stark, um, ihres Schwerfälligen Gehens oder Schleppens ungeachtet, sich eine ansehnliche Strecke bis zum Meere hin zu ziehen. Aus einem einzigen Thiere erhielten Ansons Leute gegen 500 Pariser Pinten Thran; Pernetti gibt 4 Tonnen Thran an.

Ihre Stimme ist mehrerer Modulationen fähig; man hörte ein Brüllen, ein grobes Grun-

zen und Wiehern, ein tiefes Pfeifen, und bey den Jungen eine Art Blöken.

Merkwürdig ist bey dem Männchen der heftige Trieb zur Fortpflanzung, so wie die Menge ihrer Weiber und die Liebe der Mütter zu ihren Jungen. Die See-Elefanten halten sehr blütige Kämpfe um die Weiber; während des Kampfes bleiben die letztern ruhig. Der Sieger führt dann ein ganzes Gerail mit sich fort. Ansons Seeleute nannten daher den stärksten Kämpfer, den Bassa. Er lag umgeben von seinen Weibern, und kein anderer Mann durfte sich ihnen nähern; allein wie theuer er dieses Vorrecht errungen hatte, bewiesen die vielen Narben des ganzen Körpers.

Hauptsächlich zu Anfang des dortigen Winters kommen sie ans Land, und dann gebären die Weibchen höchstens ein Paar Junge; diese säugen und hagen sie mit wahrer Mütterliebe. Ein Matrose, der ein getödtetes Junges zerlegte, ward von der Mutter plötzlich überfallen, und am Schedel so heftig zerbissen, daß er aller angewandten Sorgfalt ungeachtet in wenig Tagen starb.

Die zweite hier zu erwähnende Phoke führt mit größerem Rechte den Namen des Seelöwen; in dem schätzbaren Schrefferischen

Werke heißt sie der gottige Seelöwe (*Phoca jubata* L.) Ihre Mähne, ihre noch stärkeren Zähne und ihre minder plumpe Gestalt geben ihr Vorzüge vor der ersten. Bey den Indiern heißt diese Phoke sehr paßlich Thapel-lama, gemähnte Lame. Sie ernährt sich wie der Meer-Elephant von Seegras, von Fischen und übrigen animalischen See-Producten, auch von Seevögeln, die nicht schwer zu erhaschen stehen, wie z. B. Pinguinen. Pernetty gibt ihnen eine Länge von 25 Fuß, und Steller das Gewicht selbst von 40 Pud (1600 Pfund). Ihre Lebensart ist gleichfalls der der vorigen Art ähnlich.

Ueber dieß werden diese Gewässer noch von mehreren kleinern Phoken bewohnt *). In großer Menge kommen sie auf allen Inseln von Ehile, oftmahls an das Land, und da sie leicht zu tödten sind, so gewähren das Herz und das Geschlänge nicht nur eine genießbare Speise für den Seemann, sondern ihr vorzüglicher Lohran einen wichtigen Handels-Artikel.

Dieß ist denn gleichfalls der Fall mit den Wallfischarten, womit diese Meere so reichlich versehen sind. So wohl der größte Wallfisch als
der

* M. s. den dritten Jahrgang.

der Schnabelfisch (*Balaena Boops* L.) leben um die Inseln von Chile, so wie eine Menge Haken, Doraden, Seedrahen und Baysfische. Vorzüglich aber sind als Nahrungs- und Handels-Artikel wichtig, der Chilesische Meerhecht (*Esox Chilensis* Mol.) und der Stöckfisch (*Gadus Morhua*). Der Meerhecht hält gegen 4 Fuß in der Länge, hat weißes, fast durchsichtiges, sehr schmackhaftes Fleisch, und wird von den Indiern des Chilesischen Archipels ausgeweidet, und nachdem er in Seewasser 24 Stunden gelegen, geräuchert. Man legt dann 100 Fische packweise zusammen und verkauft jedes zu 12 bis 15 Livres.

Vom Stöckfisch kommen, besonders bey Juan Fernandez, mehrere Arten in eben so großem Ueberflusse vor, als bey Terre neuve. Sie zeigen sich im November und December unweit der gegen über liegenden Küste von Chile. Seit verschiedenen Jahren hat ein Franzose, Namens Luison, eine ordentliche Fischerey davon in der Seestadt Valparaiso mit dem besten Erfolge errichtet.

Von den vielen andern essbaren Fischen dieser Meere fangen die Küstenbewohner des Chilesischen Archipels eine bedeutende Anzahl, vermittelst einer eigenen Verrichtung. In die Mün-

A

Isagenb. 7. Band.

dungen der Flüsse werden Pallisaden gerammelt, die eine Oeffnung gegen das Meer zu haben. Bey der Fluth treten eine Menge Fische, Krebse und andere Seethiere hier hinein; so bald das Zurücktreten des Meeres, die Ebbe, merkbar wird, wird diese Oeffnung verschlossen. Bey völliger Ebbe bleiben dann alle diese Fische auf dem Trocknen liegen und werden eine Beute der Indier.

Die Insel Fernandez dürfen wir nicht verlassen, ohne eine ihrer größten Merkwürdigkeiten manchem Leser wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Wem ist wohl nicht der berühmte Robinson Crusoe bekannt? aber vielleicht nicht alle wissen, daß dieser lehrreiche Roman durch Juan Fernandez sein Daseyn erhielt.

Der Englische Capitän Stradling bekam im Jahre 1704. Zwistigkeit mit seinem Steuermann, Alexander Selkirk, aus Largo in der Schottischen Grafschaft Fife gebürtig. Das Schiff, der Cinque Port, befand sich damahls unweit Juan Fernandez, und der Capitän bestrafte den Steuermanns Ungehorsam dadurch, daß er ihn hier aussetzte und ihn auf dieser unbewohnten Insel zurück ließ. Ganz hülflos übergab er ihn freylich dieser Einöde nicht; er ließ ihm, außer seinen Kleidern, ein Bett, eine Flinte, nebst

einigen Pfunden Pulver und Blei; Tobak, eine Art, ein Messer, einen Kessel, eine Bibel, einige Andachts- und Navigations-Bücher und dazu gehörende Instrumente. Jetzt fand sich Gelbirt ohne weitere menschliche Hülfe, indeß blieb ihm noch stets die Hoffnung zu einer baldigen Erlösung. Es war ihm ein ähnliches Beispiel bekannt. Man hatte schon vormals dort zwey Seelenute zur Strafe ausgesetzt, sie waren nach Monathen wieder zurück geholt. Er suchte nicht ungesäumt die ersten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Die wenigen ihm gelassenen Lebensmittel stillten Anfangs den Hunger, aber er bedurfte eines Obdachs. Aus Baumzweigen errichtete er eine Hütte und deckte sie mit Rinden. Nun wagte er sich mit geladenem Gewehre weiler landeinwärts, und stieß auf eine große Anzahl von Ziegen; sie waren in früheren Zeiten von den Spaniern hierher gebracht. Er erlegte ihrer sehr leicht eine beträchtliche Anzahl; hierdurch hatte er Nahrung und bessere Bedeckung, denn mit den Fellen tapezirte er sein Haus.

Ein Seemann ist mehr als irgend jemand ertdauernd an enge Gesellschaft gewöhnt. In einem kleinen Raume mit einer bedeutenden Zahl Menschen eingeschlossen und von ihnen umge-

den, mangelt es ihm keinen Augenblick an Unterredung. Dadurch, und durch die gemeinschaftlichen Bedürfnisse und Gefahren erzeugen sich feste Freundschaften und die engsten Familienverbindnisse. Hiernach denke man sich Seltan plötzlich ohne allen Umgang, ohne alle Unterhaltung, ja ohne alle menschliche Hülfe, durch den weiten Ocean vom festen Lande, und auf mehrere tausend Meilen von dem Vaterlande getrennt! Die wenigen Lebensmittel waren schnell verzehrt, sein Pulver bald verbraucht, sein je länger Aufenthalt, die Insel, ihm völlig unbekannt, alles um ihn her war stumm; nur etwa das Gezwickel der Vögel, der Laut einer von ihm gejagten Ziege, und endlich das Rauseln des Baches oder das Schlagen der Wellen bewiesen ihm noch das Leben der Natur.

Die Melancholie überwältigte den Verlassenen, und nun erwachte lebhafter als je zuvor bei ihm die tröstliche Erinnerung an eine Vorsicht

O! es gewährt schon eine Scene von höchster Feyer und ernstest Rührung, wenn eine kleine Menschenzahl auf dem unbedeutenden Holze des Schiffe, um sich den ungemessenen Horizont ohne einen festen Gegenstand, unter sich die grauenvolle Tiefe des Oceans, über sich die

ste Decke des Himmels, daher schwimmt, und
 n Vertrauen auf eine weise, mächtige Füh-
 ung, am stillen Abend in dieser unermeßlichen
 Enöde ihre Stimme um Schutz und Hülfe ver-
 raueuvoll, im lauten Gesange empor schießt.
 Wie viel tiefer erschüttert kniete wohl hier der
 einzelne, von allen verlassene Mensch zum Ge-
 eth und zum religiösen Gesange! Täglich stärk-
 e sich Salkirk durch das Absingen der Psalmen
 n seiner größern Wohnung.

Denn, durch Religion erheitert, schwand
 ihm endlich jene Schwermuth, und er setzte ge-
 trost seine Arbeiten fort. Er bauete ein zwey-
 tes Häuschen, das ihm zur Küche dienen sollte,
 um darin das Ziegenfleisch und die Fische zu bra-
 ten. Da die Kleider durch die Zeit und die Jagd
 bald abgenutzt wurden, so verfertigte er sich ein
 Gewand von Ziegenfellen. Ein Nagel diente
 ihm hierbey zur Nadel, und den Zwirn ersetz-
 ten dünne, aus den Fellen geschnittene Rie-
 men. Aus der wenigen Leinwand, die man ihm
 zurück gelassen hatte, verfertigte er Hemden;
 zum Zwirn dienten ihm hierbey Fäden, welche
 er aus seinen alten Strümpfen zog. Da ihm auch
 sein einziges Messer völlig unbrauchbar gewor-
 den war, so brachte er aus den Stücken einiger

eisernen Ringe, die er am Ufer vorfand, neue Messer zu Stande.

Indeß war nun auch das Pulver verbraucht; er mußte auf eine andere Art denken, sich der Ziegen zu bemächtigen. Seine Jugend und das tägliche Umherstreifen gaben ihm Stärke und Geschwindigkeit, um sie lebendig zu fangen. Durch stäte Übung entgingen ihm diese Thiere nicht mehr weder in den Wäldungen, noch selbst auf den Anhöhen und Felsen. Seine Geschwindigkeit stieg so hoch, daß, als der Capitan Rogers eines Tages mit ihm in Begleitung einiger Windhunde, die sich am Bord befanden, auf die Ziegenjagd ging, so ließ Selkirk diese, und alle die besten Läufer der Schiffsmannschaft, hinter sich zurück, und ergriff die Ziegen im Laufe. Hierbey erhielten seine Füße eine kaum glaubliche Härte. Die Schuhe waren längst abgerissen; allein das scharfeste Gestein ertrug seine nackte Sohle unverletzt. Freylich erkaufte er die Fertigkeit eines Läufers theuer. So ward er einst beym Verfolgen der Ziegen von seiner Hize fortgerissen, und stürzte von einem hohen Felsen herab. Er war dem Thiere nur gefolgt, denn dieses fand er, da er aus seiner Sinnlosigkeit von dem Sturze wieder erwachte, todt unter sich.

Ein neues Nahrungsmittel botb sich ihm in den Rüben dar, welche Dampier's Mannschaft hier zuvor ausgesät hatte; auch lieferte das Meer eine Menge Fische, und auf einer sehr steilen Anhöhe entdeckte er eine Art essbarer Pflanzen. Stets fehlte ihm aber Salz, so wohl für die Fische, als für das Fleisch der Ziegen, und so ungenießbar beides Anfangs ungesalzen schien, so gewöhnte sich sein Gaumen bald zu den unschmackhaften Speisen. Der hier vorgefundene Pimento-Pfeffer erleichterte ihm die Verdauung.

Feuer zum Braten und Kochen hatte er, bald nachdem ihm sein Pulver mangelte, vermittelst des Aneinanderreibens zweyer Stücke jenes Pfefferholzes anzumachen gelernt. Auf die Weise fing seine Lage an bequemer zu werden, als er eine Menge Gesellschafter erhielt, die sie ihm von neuem verbitterten. Die von den Schiffen auf die Insel gekommenen Ratten hatten sich außerordentlich vermehrt. Durch den Geruch von Seltirk's Küche angelockt, fielen sie ihm äußerst lästig, sie zernagten seine Kleider, ja selbst des Nachts seine Füße. Glücklicherweise hatten die Spanier gleichfalls einige Löwen hier zurück gelassen. Seltirk machte sich

diese durch das ihnen hingeworfene Ziegenfleisch zu Freunden. Sie befreieten ihn von jenen, und er brachte bey diesen, wie auch bey einigen jungen Ziegen, die Zähmung so weit, daß er sie tanzen lehrte.

So hatte sich Seltirk fast über alle die wichtigsten Schwierigkeiten dieser traurigen Existenz hinweg zu setzen gewußt, und sein Leben floß monoton, aber ruhig dahin, als er eines Tages abermahl ein Schiff entdeckte. Zwar hatte er schon vorlängst andere erblickt, und sich ihnen genähert; allein es waren Spanische; und da einige der Mannschaft ihn gewahr wurden, so machten sie bis in die Waldung Jagd auf ihn. Sicher hätten sie ihn getödtet, nur dadurch, daß er schnell einen Baum bestieg, ward er gerettet; sie erschossen viele Ziegen um ihn her, ohne ihn zu entdecken. Kaum bemerkte er jetzt (am 1. Februar 1709) die Englische Flagge, so zündete er am Abend ein großes Feuer an; und dieß ward von dem Capitän Rogers beobachtet; eine deshalb ans Land geschickte Schaluppe brachte ihn am folgenden Morgen an das Schiff. Aber wie erstaunte man, einen Menschen in Ziegenfellen, mit nackten Füßen vor sich zu sehen, der dabey

fast gänzlich den Gebrauch der Sprache verloren hatte. Der Capitän bemerkte nämlich mit Bewunderung, daß Selkirk nur die letzten Sylben der Worte vorbrachte, so daß es unglaublich schwer hielt, ihn zu verstehen. Fast eben so sehr fiel es auf, daß, nachdem er von neuem anfang künstlicher zubereitete Speisen und unsere geistigen Getränke zu genießen, er bald darauf an körperlicher Kraft und an Heiterkeit der Seele beträchtlich verlor.

Selkirk legt freylich ein unverwerfliches Zeugniß ab für die treffliche Organisation des menschlichen Körpers, aber noch weit mehr für den hohen Werth des geselligen Lebens.

Hatte doch dieser völlig isolirte Mensch das herbeste Ungemach, die größten Schwierigkeiten des Lebens zu überwältigen; und er überwältigte sie. Würde er sie aber wohl so glücklich überwunden haben, wären ihm nicht so viele notwendige Bedürfnisse, Erzeugnisse der höher cultivirten Gesellschaft von dem Schiffe zurück geblieben? würde er sie so schnell überwunden haben, wenn ihm nicht die durch seine gesammte Erziehung erworbenen Fertigkeiten und Kenntnisse die Hand in jener Einöde so häufig gebothen hätten? Dieß alles verdankte er der So-

cietät. Die Stärke, die Fähigkeit, die Biegsamkeit des Körpers konnten ihm freylich jene erstaunliche Muskelkraft und Agilität zum Laufen, die Härte der Fußsohle, jeden Widerstand zu ertragen, erwerben, sie konnten ihm die Ausdauer im Hunger und die Fähigkeit mittheilen, widrige, geschmacklose, fast rohe Speisen, selbst ohne das uns so nothwendig gewordene Gewürz, ohne das Salz, zu verdauen. Allein dieß alles hätte ihm auf die Dauer höchstens ein, selbst dem Thiere nur kümmerliches, oft gefahrvolles Leben gefristet. Es gab ihm weder ein Obdach, noch eine nöthige Kleidung; viel weniger brachste es einige Abwechslung oder Behaglichkeit in dieses traurige Daseyn.

Selbst wenn Stradling, um den Schulbigen noch grausamer zu behandeln, ihn ohne alle Werkzeuge und andere Bequemlichkeiten des Lebens auf der Insel zurück gelassen hätte, dennoch konnte er ihn ja nicht derjenigen Fertigkeiten und Kenntnisse berauben, die ihm seine frühere Bildung erworben hatte. Schon allein hierdurch mußte er stets unendlich über den Pecheraid oder Neuholländer hinaus ragen, und, seiner Vereinzelnung zum Troste, sich das Leben ungleich bequemer machen.

Stets bleibt aber dieß Verlernen der Muttersprache besonders deßhalb äußerst merkwürdig, weil Selsirk nicht nur täglich sich im Lesen übte, sondern, seinem eigenen Geständnisse zu Folge, täglich Psalmen absang. Der Mensch muß in irgend einer Sprache denken; gewöhnlich entwickelt er seine Ideen in der Muttersprache. Jedem durchdachten Vorhaben, jeder Reihe von Ideen mangelt daher nur zur wirklichen Sprache der articulirte Ton. Selsirk, oder vielleicht ein jeder andere isolirte Mensch, kann daher leicht eben durch diese gänzliche Vereinzlung sich angewöhnen, nach und nach die Worte auf ein oder die andere Weise modificirt auszusprechen, eben weil er nur sich allein sprechen hört. Selsirk sprach, vielleicht der Kürze wegen, nur noch die letzten Sylben aus, und es mangelte nun durch dieses Alleinseln gänzlich an Berichtigung. Die Sprache selbst konnte er indeß nicht ganz und gar verlernen, wohl aber nicht nur die Aussprache, sondern auch sehr viele Worte, welche die ihm gelassenen Bücher nicht enthielten, und wiederum Worte von Dingen, oder mit ihnen verwandte Ideen, welche ihm entweder in seiner Einöde gar nicht, oder nur höchst selten vorkommen.

Hiernach scheint es mir also nicht erweislich, daß, wie v. Paw behauptet, selbst ein Leibniz, völlig von aller Societät abgeschnitten, die Sprache selbst verlernen, oder gar völlig blödsinnig bis zu dem Thiere hinab sinken würde; wenigstens scheint dieß kaum möglich, so lange ihm einige Uebung in der Sprache, nämlich in der Sprache im objectiven Sinne, übrig bliebe, obgleich bey ihm endlich vielleicht die Sprache subjective, nämlich die Mittheilung durch den articulirten Laut verlöschen, oder von ihm wohl so modificirt vorgetragen werden könnte, daß er jedem Andern dadurch unverständlich bliebe. Auch scheint es nicht, daß einem so isolirten Menschen ganz und gar, wie Paw gleichfalls annimmt, keine Zeit zum Denken übrig seyn sollte. Man darf vielmehr behaupten, daß, nachdem die ersten Hauptschwierigkeiten der Einrichtung seiner Oekonomie überstanden wären, ihm alsdann kein unbeträchtlicher Theil des Tages völlig zu Gebote stehen müsse. Selskirk fühlte sich ja nur anfänglich sehr unglücklich, nur als er noch wegen seines Unterhaltes, Obdaches und wegen seiner Bedeckung in Besorgniß stand; denn nachmahls blieb ihm hinreichende Muße, Ziegen und Ragen zum Tanze abzurichten; er

sparte also einen Theil des Tages so wohl zu seiner Erbauung, als zu seinem Vergnügen.

Doch vielleicht schon zu viel über diesen Gegenstand. Selkirk kehrte dann mit dem Capitän Rogers nach England zurück. Die Merkwürdigkeit seiner Geschichte ward in London bald bekannt. Er gerieth in die Hände eines gewissen Daniel Defoe, der da versprach, ihm, durch eine von ihm aufgestuzte Erzählung, einen bedeutenden Gewinn in die Hände zu spielen. Selkirk theilte diesem Defoe alle Umstände, selbst die kleinsten seines Lebens, treulich mit. Defoe kleidete nun diese Geschichte in das Gewand des nachmahl's so sehr gelesenen, und so häufig copirten Robinson Crusoe ein, und gewann allerdings hierdurch ein beträchtliches Geld; allein den wahren Gegenstand dieses Romanes, den arglosen Selkirk, entschädigte er, höchst widerrechtlich, nur sehr spärlich für seine merkwürdigen und leidenvollen Abenteuer. Freylich hatte Selkirk bereits früher einen größeren Lohn dafür erhalten. Wäre er nämlich von dem Capitän Stradling, seinem Gesuche zu Folge, nicht auf Juan Fernandez zurück gelassen worden, dann kam er mit diesem harten Manne und der übrigen Schiffs-Equipage um; denn das

Schiff ging bald darauf in einem Sturme verloren.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu den Inseln von Chile zurück.

Im Süden von den Fernandez-Inseln zeigt sich, außer einigen unbedeutenden Inseln, der berühmte Archipel von Chiloe, und der südlichere von Chonos. Eigentlich läuft diese ganze, dem Lande so nahe gelegene Inselreihe fast bis zur Straße von Magellan hinab. Denn die zwischen diesen wirklichen Inseln gelegene Halbinsel de Tres Montes hängt nur mit einer so unbedeutenden Landenge mit dem Lande zusammen, daß man offenbar auch ihr den allgemeinen Stoß oder Druck der Wellen, der das Feuerland und die übrigen Inseln längs der Küste bis gegen den 40. Grad südl. Breite vom Continente trennte, deutlich ansieht.

Wie sehr hat es die Erbkunde nicht zu beklagen, daß van Cover durch den Zustand seiner Schiffe verhindert ward, diesen fast gänzlich unbestimmten Theil der Küsten von Südwest-Amerika genau aufzunehmen. Sicher hätte dieser seltene Seemann uns ein würdiges Gegenbild geliefert, zu der von ihm fast unnachahmlich dargestellten Küste von Nordwest-Amerika.

Der Archipel von Chiloe und Chonos, man darf nämlich beyde zusammen ziehen, soll mehr als 82 Inseln enthalten. Sie fangen an unter 41° 20' und laufen bis über den 46. Breitensgrad fort.

Die bedeutendste, wovon der erste Archipel benannt wird, Chiloe, hält in der Länge einige 30 Deutsche Meilen, bey abwechselnder Breite von 10 bis gegen 4 Meilen. Sie ist mit 78 Ortschaften besetzt. Der Hafen Chacao ist der Sitz des Statthalters; die Stadt Castro aber der übrigen Regierung und des gesammten Handels für diesen Archipel. Jährlich sollen 4 bis 5 Schiffe hier ankommen.

Zur Zeit der Entdeckung durch Garcia de Mendoza (1558) sollen sich mehr als 70,000 Einwohner innerhalb dieses Archipels befunden haben.

Diese Inseln, unter welchen sich, einigen Karten zu Folge, auch ein Vulkan befindet, haben mit dem festen Lande die meisten Producte gemein; auch reden die Urbewohner die Chilotesche Sprache. Wir gehen nun zu diesen Original-Bewohnern von Chile über.

Der Mensch.

a) Der Eingeborne.

Auch dieser Theil der südlichen neuen Welt war, wie die übrigen, bey der Ankunft der Europäer reicher an Menschen, aber auch hier, wie bey den meisten der übrigen dortigen Länder, waren sie in kleinere Stämme vertheilt. Man kennt jetzt zwar den Nahmen nach wohl mehr als 20, ja 30 verschiedene Völkerschaften; allein sie sind so in einander geschmolzen, daß sie sich nunmehr wohl auf 5 bis 6 Hauptstämme zurück bringen lassen.

Wie nahe sie aber mit einander verwandt sind, beweiset die Sprache. Diese ist bey ihnen fast durchgängig dieselbe, oder wenigstens verstehen sie sich unter einander. Die bedeutendsten Völkerschaften, welche noch jetzt als unter sich verschieden angesehen werden, führen die Nahmen Chilibuanes, Pehuenches, Puelches, Huilliches, Cunches und Araucos. Die letzteren, von allen wohl die wichtigsten, sind, dem Falkner zu Folge, gleichfalls unter dem Nahmen der Moluchen bekannt.

Diese Original-Nationen von Chile sind indeß unter einander selbst, in Rücksicht der Ges-

stalt und der Gesichtsfarbe, nicht unbedeutend verschieden. „Nichts scheint mir so lächerlich,“ sagt Molina, „als die Meinung einiger der neueren Schriftsteller, als ob alle Amerikaner sich einander gleich sähen. Man unterscheidet eben so leicht, den Peruaner von den Chilesen, als den Italiäner von dem Deutschen. Ich habe Bewohner von Cuzco, von Paraguay und von der Magellans-Straße gesehen, und ich versichere, daß ihre Physiognomien sehr deutlich von einander abwichen.“

Bey den Chilesen sind besonders die Bewohner der Ebenen von den Bergbewohnern verschieden. Die ersten haben die Größe und Statur der Europäer, sind dabey stark gebaut und wohl proportionirt. Sie sind röthlichbraun; von Kupferfarbe, jedoch heller als die übrigen Amerikaner. Letzteres ist besonders der Fall bey den Baroanes, einem kleinen Stamme der Arauker, der im Innern der Länder der übrigen Arauker wohnt, gegen den 39. Grad der südlichen Breite. Kopf und Gesicht der Chilesen sind rund; die Stirn klein, die Nase etwas eingedrückt; die Augen zwar klein, aber lebhaft; Brust und Schultern sind breit, dagegen Hände und Füße verhältnißmäßig klein. Sie

sind nur deshalb ganz ohne Bart, weil auch sie, gleich mehreren Amerikanischen Völkern, den schon von Natur dünnen Bart mit kleinen Zangen ausreißen. Indessen gibt es auch hiervon Ausnahmen. Man sieht einzelne Indianer mit eben so starken Bärten, als die der Spanier. Van Cover sagt von ihnen gleichfalls als Augenzeuge: „Es sind Menschen von mittlerer Statur, stark und wohl gebaut, von regelmäßigen Zügen; sie waren den nordwestlichen Amerikanern nicht unähnlich.“

Diese Nachrichten beziehen sich aber hauptsächlich auf die Arauker. Sie verdienen als eine der stärksten und von den Spaniern mit Recht gefürchteten, und daher ihnen am meisten bekannte Völkerschaft, die meiste Aufmerksamkeit.

Sie selbst nennen sich Moluchen, von dem Worte Molun, Krieg, und Ehe, welches Volk oder Mensch bedeutet. Sie finden sich über das ganze Land, auf der ost- und westlichen Seite der Cordilleren von Chile, von den Gränzen von Peru bis gegen die Magellans-Straße hin, verbreitet, und theilen sich in die verschiedenen Stämme der Picunchen, der Pehuenchen und Huillichen. Der letzte Stamm

wohnt besonders zwischen dem Flusse Bueno (40° 20') und dem Archipel von Chiloe.

Die eigentliche Völkerschaft der Arauker hat in Norden den Biobio zur Gränze, in Westen das Meer, in Mittag den Fluß Valdivia, und in Morgen die Patagonen. Ihre Tapferkeit und ihre Freyheitsliebe, wodurch sie sich seit ihrer Entdeckung in so vielen Kriegen gegen die Spanier ausgezeichnet haben, sind sogar von den Spaniern Alonso von Ercilla und Alvarez von Toledo in den Gedichten, Araukana betitelt, besungen worden. Denn nichts schätzt diese Nation höher als Freyheitsliebe, Klugheit, Muth, Kriegslust und Standhaftigkeit. Sie sind dabey edelmüthig, gastfrey, und halten ihre Verträge.

Dagegen zeigen sie sich rachfüchtig, und ergeben sich, durch Europäische Getränke, wie alle Wilde, noch mehr verleitet, häufig der Trunkenheit.

Dieser übertriebene Hang zu ihrer Chica, besonders aber zu unsern geistigen Getränken, ist auch bey ihnen eine Hauptquelle der Volksverminderung. Oft versehen sie Weiber und Kinder bey den Spaniern für Branntwein, und begehen in der Trunkenheit Mord und Todtschlag.

Eine zweite Ursache der Abnahme dieser Völ-
ker sind dann die Kinderblattern, welche ihnen
ebenfalls die Europäer zuführten. Bey der star-
ken Constitution richten sie bey ihnen weit fürch-
terlichere Verheerungen an, als bey den Euro-
päern, oder selbst bey den Negern.

Sie fliehen alle diejenigen, welche mit die-
ser Pest befallen werden; selbst ihre nächsten An-
verwandten lassen sie sodann oftmahls in den
Wüsteneyen auf das jammervollste umkommen.
(Falkner.)

Sie leben zwar in Polygamie; allein mehr
aus Eigennuz und Prunk, als aus übermäßi-
gem Geschlechtstriebe. Auch sind sie im übrigen
nicht ausschweifend, erlauben sich auch nie un-
ehrbare Ausdrücke.

Die Sprache der Arauker, die Chilensische, ist
eine der angenehmsten, zugleich ist sie sehr wort-
reich und bequem. Da sie zugleich keine un-
regelmäßige Verba enthält, so lassen sich ihre Re-
geln auf wenigen Seiten fassen. Merkwürdig
ist's, daß sie einen Dualem haben, wie die Grie-
chen. Durch Verbindung mit verschiedenen Par-
tikeln und andern Worten kann ein Zeitwort
eine Wurzel von tausend andern Zeitwörtern
werden. Z. B. *P r a n* heißt vergeblich; *E a*,

nicht; Eto, zusammen; Pe, vielleicht; Pa, kommen; Wal, können. — Hierdurch entstehen mit dem Zeitworte E lun, ich gebe, folgende Zeitwörter; E lup ran, ich gebe vergeblich; E l u p e n, ich gebe vielleicht; E l u c l a n, ich gebe zugleich mit einem andern; E l u p a n, ich komme zu geben; E l u v a l, ich kann geben. (Vid. a u r e.)

In Ansehung der Religion der Krauer sind die beyden neuesten Nachrichten über dieses Volk mit einander nicht völlig gleichstimmig. Vid. a u r e behauptet, sie erkannten ein höchstes Wesen, bey ihnen die Seele des Himmels (Guene pillan) genannt. Von diesem seyen dann alle übrigen Gottheiten abhängig, der gute Geist (Meulen) und der böse Geist (Huecub) nebst verschiedenen andern untergeordneten. Falkner hingegen, der doch bey einigen Stämmen von ihnen mehrere Jahre hindurch Missionär war, gedenkt jener obersten Gottheit nicht. Beyden Nachrichten zu Folge glauben sie indeß ein Leben nach dem Tode; opfern auch nur den bösen Gottheiten, um sie dadurch sich ihnen günstig zu machen. Sie nehmen an, daß die Seelen der Verstorbenen, welche sie Pillau nennen, in gute und böse getheilt werden; zu den letz-

tern rechnen sie alle Seelen der Spanier. Diese beyden Arten so sehr verschiedener Seelen sind mit einander in dauernder Fehde und Krieg; sie glauben diese Gefechte in den Stürmen und Donnerwetter deutlich zu vernehmen.

Sie haben gleichfalls ihre Zauberer, welche sie bey Krankheiten zu Hülfe rufen, und diese Betrieger stehen bey ihnen in großem Ansehen. Allein ihr Handwerk wird ihnen oftmahls gefährlich. Wenn nämlich ein Kranker von Ansehen nicht wieder aufkommt, so werden sie von den Verwandten als verantwortlich angesehen und hingerichtet. Als einstens die Kinderblattern unter den Moluchen so große Verheerungen anrichteten, daß selbst ihr Cazike sein Leben verlor, so befahl dessen Nachfolger, alle Zauberer zu tödten. Sonderbar genug müssen die männlichen Zauberer (denn es gibt auch weibliche Zauberer, Hexen) sich weiblich kleiden. Sie werden schon in früher Jugend zu diesem Handwerke auserlesen; aber solche Menschen, die mit der fallenden Sucht behaftet sind, sieht man als von der Natur selbst bestimmte Zauberer an; so geben denn auch hier, wie bey uns, Verzückungen, Convulsionen und ähnliche Krankheiten zu Betriegerereyen Anlaß.

Merkwürdig bleibt es stets, daß auch diesem Volke eine Sage von einer allgemeinen Sündfluth, oder doch von einer sehr großen Wasserfluth übrig geblieben ist.

Da Chile, wie wir sahen, gleichfalls eine Menge Vulkane besitzt, und oftmahls von Erdbeben heimgesucht wird, so flüchten sich die Arauker sodann auf die Gebirge, welche drey Spitzen haben, sie nennen sie Teuten; denn diese allein, glauben sie, seyen bey der großen Fluth verschont geblieben.

Jener Glauben an Unsterblichkeit hat bey ihnen die sonderbaren Begräbniß = Ceremonien hervor gebracht, da sie den Todten für seine künftige Existenz mit verschiedenen Speisen, starken Getränken und Hausrath, um das Grab gestellt, versorgen. Die Ceremonien selbst werden von Vidauré und Falkner verschieden angegeben. Wahrscheinlich reden sie auch von verschiedenen Volksstämmen. Nach Ersterem werden die Todten in wirklichen Särgen begraben; nach Letzterem hingegen verbrennt man die Eingeweide. Beyde kommen aber darin überein, daß die Leichname zuvor von Weibern skelettirt, und dann die Knochen unter die Erde gebracht werden. Falkner redet von Gewölben, worin

sie die zusammen gefügten Gebeine aufbewahren. Die Trauer bezeigen sie durch Anschwärzen des Leibes und durch schwarze Kleidung.

Ebenfalls weichen jene Erdbeschreiber in Rücksicht der Regierungsverfassung der Arauer von einander ab. Dem Vidoure zu Folge, welcher, wie dieß aus van Cover erhellt, am zuverlässigsten scheint, ist das ganze Gebieth dieser Nation in 4 gleiche Theile oder Provinzen getheilt. Jede wird von einem Toqui (obersten Befehlshaber) regiert; das Zeichen dieser obersten Würde ist ein Beil von schwarzem Marmor. Diesem Könige sind dann die Regenten der einzelnen Provinzen untergeordnet. Ein solches geringes Oberhaupt heißt Ulmen; es trägt zum Zeichen seines Amtes einen Stock mit einem silbernen Knopfe. Von diesen Aemtern, welche erblich sind, bleiben die Weiber ausgeschlossen; sie fallen auf den Erstgeborenen; stirbt der Stamm aus, so wählen die Unterthanen ein neues Geschlecht. Falkner redet nur von einem einzigen Oberhaupt oder Caziken. In wichtigen Fällen, welche die ganze Nation angehen, geschieht ein allgemeiner Aufruf des Volkes; jeder hat sodann das Recht, seine Meinung vorzutragen. Diese Versammlung heißt Anca-

Ancacojau, der Rath der Krauler, oder auch Butha-cojau, der große Rath.

Ihre Gesetze und Strafen sind zum Theile höchst sonderbar. Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft, so wie auch der Diebstahl. Dagegen weder der Vaternord, noch das Erschlagen der eigenen Ehefrau. In den beyden letzten Fällen, sagen sie, vergöſſe man ja nur sein eigenes Blut.

Zum Kriege erwählet jener große Rath einen eigenen obersten Anführer, einen Dictator. Gewöhnlich ist dieß einer der vier Toqui's, doch wenden Kriegskenntnisse und Tapferkeit die Wahl oftmahls auf einen Geringeren. Dieser Général en chef empfängt für diese Zeit das mar-morne Beil, und selbst jeder Toqui muß ihm sodann Gehorsam leisten. Jedes Landesoberhaupt liefert ihm eine der Größe seines Landes oder Districtes angemessene Anzahl Krieger. Der Dictator läßt den Krieg dadurch ansagen, daß er einen reitenden Boten mit Briefen (Quippu, wahrscheinlich einerley mit dem Quipos der Peruaner) umher sendet; sie bestehen aus kleinen, rothen Stricken. Die Farbe bezeichnet Krieg, und die Knoten bestimmen die Zeit und den Ort der Zusammenkunft.

Taschenb. 7. Band.

Q

Vormahls kannten diese Völker nur Bogen und Pfeil, Keulen und besonders nur südliche Völker, den Laqui, die Kugelschleuder. Jetzt hat so wohl die Reitercy als das Fußvolk Schießgewehr. Ihre Kriegs-Instrumente sind Trommeln und Pfeifen, und ihr Kriegsanzug besteht aus einem Waffenrocke und Helmhaube von starken Ochsenfellen, oft mit schönen Federn geziert.

Sie haben eine ziemlich reguläre Anordnung so wohl bey ihren Kriegszügen als beym Treffen selbst. Der Oberfeldherr commandirt gewöhnlich den rechten Flügel, und der Toqui-Lieutenant den linken; die Reitercy deckt die Flügel; die Infanterie ist im Centrum, die Völker selbst sind in kleine Abtheilungen mit ihren Officieren, wie bey uns, getheilt.

Auch sind die Arauker bald nach ihrer Entdeckung den Spaniern furchtbar gewesen, und mit jedem Jahrzehend noch mehr geworden. Es sind nicht mehr, sagt la Perouse, die alten Amerikaner, welche vor den Waffen der Europäer zitterten. Die Einführung unserer Pferde und unseres Hornviehes hat sie in wahre Araber verwandelt. Hundert Meilen zum Ueberfalle ihrer Feinde zu machen, ist ihnen eine Kleinigkeit, und das Fleisch ihrer Herden gibt ihnen nicht

nur Nahrung, sondern auch Schilde und Casquets *).

Don Cover ward benachrichtiget, daß die Stämme dieser großen Völkerschaft, welche südlich des Flusses Biobio, innerhalb der Provinz Conception wohnen, noch in unsern neuesten Zeiten (1792) über 10,000 starke und tapfere Krieger stellen. Nur durch das vorsichtige, feste und anhaltend kluge Benehmen des Don Ambrosio Higgins, General: Gouverneurs von Chile, kam endlich Ruhe mit den Spaniern, und mit den übrigen Indischen Nationen, unter die kühnen, kriegerischen Arauer, ja dieser seltene Mann, von Geburt ein Irländer, der wegen der Religion in Spanische Dienste getreten war, hatte sogar, während er der Stelle eines Gouverneurs von Conception vorstand, diesen wilden Völkern den Geist des ruhigen Fleißes einzuflößen gewußt. Ihre verschiedenen Stämme suchten sich einander im Anbauen der Ländereien und in der Viehzucht zu übertreffen. Kaum hatte aber D. Higgins, um die höhere Würde eines General: Gouverneurs zu übernehmen,

*) Man sehe, was hierüber von den Abisponern im vorhergehenden Jahrgange gesagt ist.

Conception verlassen, so siegte wiederum der wilde Haug, und die Kriege begannen von neuem. Der General-Gouverneur ersann aber nun einen so vorzüglichen Plan, wodurch alle vier Utammapus (van Cover schreibt Butalmapus) besänftiget wurden. Man lernt aus der Rede, welche dieser vorzügliche Mann in dem Lager von Negrete an die vier Louqui's der Moluchen hielt, daß diese Nationen ihre Tractate, in Rücksicht Spaniens, treu befolgt haben, und daß die Spanier sich dagegen anheischig machten, sie bey jeder billigen Angelegenheit in Schutz zu nehmen; denn die Arauker werden häufig von den an sie gränzenden Tehueltes, oder Patagonen, bekriegt.

Auch bey den Araukern hat sich noch die wilde Gewohnheit der Opferung eines Kriegsgefangenen erhalten. Nach vielen sonderbaren Ceremonien wird er mit einem Schläge mit der Kolbe hingerichtet; ihm dann sogleich das Herz ausgerissen, und ein jeder der Anführer sauget davon das Blut. Die gemeinen Krieger lösen indeß die Arme und Beine ab, machen aus den Knochen derselben militärische Flöten, und stecken den Kopf auf eine Lanze, um welche sie, unter beständigem Schimpfen auf die Feinde, ihre Kriegstänze halten. Auf den Rumpf setzen sie

den Kopf eines weißen Widders, wenn der Gefangene ein Indier, hingegen den Kopf eines schwarzen Widders, wenn es ein Spanier war; dieß achten sie für die höchste Beschimpfung. Zuletzt veräuchert der Toqui die vier Weltgegenden mit Tabak, und murmelt tausend Flüche gegen die Feinde.

Der Friede wird ebenfalls mit vielen Ceremonien geschlossen. Der Toqui hält dabey eine feyerliche und sehr gut geordnete Rede, die wie bey den Orientalern mit vielen Parabeln geschmückt ist. Ein guter Redner wird sehr hoch geschätzt; Widaure kann und von diesen Reden nicht genug rühmen. Wirklich scheint es sich so wohl aus ihrer Sprache als aus ihrer Regierung und Kriegsordnung zu ergeben, daß diese Völker keines unbedeutenden Grades der Cultur fähig wären, und dieß bestätigt gleichfalls die Rede des D. Higgins.

Das häusliche Leben und die Kleidung der Arauter sind sehr einfach. Die Wohnungen der Arauter bestehen aus hölzernen Hütten, die mit Stroh gedeckt sind, keine Abtheilungen, noch Fenster haben, und nur durch eine Thür von Ochsenfell geschlossen werden. In diesen Hütten ist die Zahl der einzelnen Feuer der Anzahl der

Frauen des Hausherrn gleich; jede kocht ihm ein besonderes Gericht. Statt der Betten werden nur Schafpelze hingebreitet, und das übrige Hausgeräth besteht in ein Paar Bänken und einem einfachen Tische. Die Teller sind von Holz oder Ebon; die Becher von Horn; statt der Löffel bedient man sich einer Muschel. Die Vornehmen, Umenes, haben bey Bewirthung der Fremden Silbergeräth.

Die Gerichte selbst bestehen aus geröstetem und gemahlenem Korne; gekochten Hülsenfrüchten; seltener in Fisch- oder Fleischspeisen. Bey ihren Kriegszügen leben sie indeß von dem dort so häufigen Hornvieh, ja auf weiten Expeditionen sollen sie zuweilen ihren Pferden die Adern öffnen, um das Blut zu trinken. (P e r o u s e.)

Etwa ein Mahl im Jahre, zur Zeit der Ernte, geben sie große Gastmähler, oft von 300 Personen, und hierbey wird der Epika und das Europäische Getränke nur zu wenig geschont. Auch bey diesen Völkern ist die Gastfreyheit sehr groß; der Fremde kann sich nach Gefallen bey ihnen unentgeltlich aufhalten.

Für die Erhaltung ihrer Geldfrüchte tragen sie eine höchst sonderbare außerordentliche Vorsorge. Um diese gegen die Mäuse zu schützen,

fangen sie eine große Menge Feldmäuse ein, und stecken sie zusammen in einen Sack. Dieser wird wohl zugebunden, auf eine Wiese getragen, und nun stellen sie sich in zwey Reihen gegen einander über; die Fürsten (Ulmènes) zwischen beyden Reihen. Ihr Gesicht ist mit einer Maske bedeckt, ihr Rücken aber mit einer Ruyhaut, woran viele klappernde Hölzer befestiget sind. Nun fangen die beyden Reihen an sich zu bewegen, die eine gegen Osten, die andere gegen Westen, und hierbey schimpfen sie einander auf das bitterste. Sind sie hierdurch hinlänglich aufgebracht, so entfernen sich die Ulmenes, und dann greifen sie sich thätlich an. Sie zerschlagen sich hierbey mit Stöcken bis aufs Blut. Endlich treten die Ulmenes hinzu und machen Getöse. Hierauf schlagen sie die eingefangenen Mäuse mit Prügeln todt. Sie glauben hierdurch ihre Feldfrüchte von dem Hucup (dem bösen Geiste) zu befreien; denn diesem schreiben sie die Mäuse und das Ungeziefer zu.

Die Kleidung ist selbst bey dem andern Geschlechte einfach. Der Mann trägt über dem Hemde den Poncho, eine Art Mantel, der bis an die Waden reicht, und, wie ein Leviten-Rock, nur in der Mitte eine Oeffnung hat, wodurch

man ihn über den Kopf wirft. Die Lieblingsfarbe ist die blaue; doch gibt es auch gestreifte und geblümte Ponchos. Dieses Kleidungsstück macht einen beträchtlichen Handels-Artikel aus, weil der Poncho auch von den Bauern in Peru, Chile und Paraguay getragen wird.

Die Ulmenes unterscheiden sich in Ansehung ihrer Tracht nur dadurch, daß dieses Kleid von besserem Zeuge ist. Doch tragen sie Hüte mit Federbüschen, schwere silberne Sporne, ihre Stäbe haben silberne Knöpfe, und ihre Steigbügel sind von Messing. Dabey gehen sie, wie die Uebrigen, barfuß.

Die Weiberkleidung besteht in einem langen wollenen Unterkleide ohne Ärmel, das um die Mitte des Leibes fest gebunden wird. Hierüber hängt ein kleiner wollener Mantel, vorn durch ein breites silbernes Schloß befestiget. Nur ihr Kopfschmuck ist ausgesucht. Das lange Haar wird in sechs Zöpfe geflochten, und um den Kopf tragen sie Steine, Biancos genannt, die dem Smaragd ähnlich sind. Man kennt das Vaterland dieser Steinart nicht. Die Ohrgehänge bestehen aus silbernen viereckigen Platten; die Finger sind mit Ringen geziert; Hals und Arme mit vielfarbigen Glasfugeln. (Vidauré).

Uebrigens ist auch hier das andere Geschlecht mit allen häuslichen Verrichtungen belastet. Der Mann hält alles, den Krieg und höchstens die Jagd ausgenommen, unter seiner Würde. Sogar das Feld bestellt die Frau. Beyde Geschlechter baden sich viel. Selbst wenn die Frau kaum geboren hat, so badet sie sich mit ihrem neugeborenen Kinde in kaltem Wasser. Die Kinder werden sich nachmahls fast selbst überlassen.

Ihre müßige Zeit bringen sie hin theils mit Kriegsspielen, da sie z. B. einen Kreis ausmachen und einen in ihre Mitte gestellten Knaben einander zu rauben suchen; oder sie führen Tänze auf, bald mit, bald ohne Gesang. Die Musik ist nicht ganz unharmonisch; die Weiber tanzen abgesondert von den Männern; bey solchen Zusammenkünften werden freylich die geistigen Getränke nicht vergessen, selbst das schöne Geschlecht entgeht dann oftmahls dem Rausche nicht.

Dies wird hinreichend seyn zur Kenntniß der Indianer von Chile. Mehrere der benachbarten Völker, welche gleichfalls zu Zeiten diese Gegenden besuchen, kommen weiterhin bey Patagonien vor.

b) Der Fremde; der in Chile Angesiedelte.

So wie sich der Europäer in dem an edeln Metallen reichen Chile anbaute, war hier die Einführung der Neger eine Folge der Ansiedelung. Daher denn in Chile, wie in Peru und Brasilien, Spanier, Neger, Creolen und Mestizen, nämlich aus Negern und Weißen, oder Eingebornen entsprungene Menschen.

Die Herren gehen den Dienern, daher noch mehr den Sklaven vor. Spanien fand hier einen weit bedeutenderen Widerstand bey der Eroberung von Chile, als bey der von Peru. Die Natur, das kältere Klima des tiefern Südens, bildete eine kühnere, stärkere Race von Gegnern. Der Europäer mußte daher, nachdem er durch die Obermacht seiner Waffen endlich jene Naturmenschen zum Theile überwältiget hatte, sogleich auf einige feste-Puncte, auf Festungen, denken, sich gegen den ungebrochenen Freiheitsdrang der Chilaischen rohen kraftvollen Völker zu schützen. Man hatte es gewagt, die Stadt St. Jago in den Ebenen von Mapocho zu erbauen. Allein man fand bald nachher, daß besonders die Seite gegen die südlichern Arauker dadurch nicht gedeckt

ward. Deshalb errichteten die Spanier drey Forts oder Schanzen: Purken, Tucabel und Arauco. Mehrmahlß wurden auch diese von jenen tapferen Wilden gestürmt und geschleift; indeß gewannen die Spanier dennoch nach und nach festen Fuß, und wie schon oben erwähnt ist, zuletzt durch die tapfern und weisen Anordnungen des D. Higgins, einen ziemlich ruhigen Zustand.

Da die Eroberung von Chile, der Aussprache nach eigentlich *Eschile*, von Peru aus geschah, so haben es die Spanier hiervon abhängig gelassen, und zugleich in 14 Provinzen getheilt. Diese werden von einem General-Gouverneur regiert, der seinen Sitz in St. Jago hat. Ueberdieß gehören noch hierzu die Inseln Fernandez, die des Archipels, und drittens das östliche Chile, oder Esajo, letzteres verdient noch einer besonderen Anzeige.

Uebrigens kann man auch die kirchliche Einteilung annehmen, nach welcher das Ganze in zwey große Theile zerfällt: in den von St. Jago, und in den von Concepcion.

Der Statthalter und General-Gouverneur hat so wohl im Civil als Militär die oberste Gewalt; auf ihn folgt ein Intendant; deren einer

in St. Jago, der andere in der Stadt Conception seinen Sitz hat. Als van Coyer Chile besuchte, war die Intendantschaft von St. Jago mit der General-Gouverneurs-Stelle vereinigt. Daher betrug diese letztere jährlich 30, die von Conception nur 10,000 Thaler. Gerichtliche Sachen werden durch den Statthalter und durch die Audiencia Reale, worin unter der Direction des Statthalters vier königliche Räte sitzen, entschieden; doch kann man an den hohen Rath von Indien appelliren. Ueber dieß hat jeder Ort seinen Magistrat.

Die Städte und Ortschaften, welche von den Spaniern erbauet sind, haben fast durchgängig breite Gassen, die sich in rechten Winkeln nach den vier-Weltgegenden durchschneiden. Sie bestehen aus Backsteinen, oft nur aus Lehm, sind aber nur eine Etage hoch, wegen der Erdbeben.

Von sehr bedeutenden Städten oder vielmehr Ortschaften gibt es nur fünf. Coquimbo, am Flusse gleiches Namens ($29^{\circ} 49'$ f. Br., $70^{\circ} 31'$ L. von Paris), Valparaiso ($33^{\circ} 2' 36''$ f. Br. Van Coyer gibt für den Hafen $33^{\circ} 58'$ an, $70^{\circ} 11' 45''$ L.); die Hauptstadt St. Jago ($33^{\circ} 31'$ f. Br., $70^{\circ} 40'$ L.); Conception ($36^{\circ} 42' 21''$ f. Br., $73^{\circ} 23' 30''$ L.); und

Valdivia, am Flusse gleiches Namens ($39^{\circ} 58'$ f. Br., $73^{\circ} 2'$ L.)

Die beyden ersten Orte sind als Häfen sehr berühmt. Coquimbo hat zwey Häfen, die besonders von Peru aus besucht werden. Es wird indeß von Valparaiso, in Ansehung des Handels, weit übertroffen. Auch ist die Bevölkerung zu Valparaiso wegen des milden Klimas und der Nähe der Hauptstadt sehr bedeutend. Die Festungswerke liegen auf Hügeln unweit der geräumigen Bay; sie waren aber selbst in den Zeiten, da Spanien zuletzt mit Frankreich im Kriege begriffen war (1795) nur in schlechtem Zustande. Die Stadt (eigentlich nur ein großer Flecken) hat nebst der nahen Ortschaft Almandrez 6 Kirchen. Von diesem wichtigsten Hafen geht dennoch kein gerader Weg zur Hauptstadt außer einem Fußsteige. D. Higgins hat aber von Almandrez aus eine gute Chaussee bis nach St. Jago mit vieler Arbeit zu Stande gebracht. Dieses schätzbare Werk erleichterte den Verkehr und den Handel der Hauptstadt außerordentlich. Van Cover bereisete diese neue Heerstraße, und er gibt uns bey dieser Gelegenheit einige Nachricht von dem Zustande des Binnenlandes, so wie von der Hauptstadt selbst. Nachdem die Schwier-

rigkeiten des Hinanklimmens der Hügel überstanden waren, und die Reisenden nun in diesem Klima ein schönes Land zu erblicken hofften, lag vor ihnen eine große, wüste Ebene, ohne Schatten und fast ohne Grün; ja, außer bey einzelnen kleinen, langsam fortschleichenden Bächen, war kaum einige Vegetation bemerkbar. Auf dieser öden Landschaft sah man wenige elende Häuser aus Roth zusammen geklebt, und von dürftigen Einwohnern belebt. Das Inwendige dieser schlechten Hütten, die kaum durch ein gehöriges Dach geschützt waren, entsprach völlig dem Aeußern. Kaum daß sie die armseligsten Nothwendigkeiten des Lebens enthielten. Ein schmutziger Tisch, ein Stuhl, in der einen Ecke ein elendes Bett, aber fünf bis sechs Kreuze war der ganze Inhalt. Dennoch sah man hier noch andere religiöse Zierathen; auch entzogen sich die dürftigen Besitzer nicht des Vergnügens, Matte oder Paraguay-Thee zu trinken, und was über alles befremdete, selbst der nothwendigste Hausrath war bey ihnen von dichten Silber. Dabey lag aber rund um die Hütte das schönste Land, ohne die mindeste Spur eines Anbaues oder eines Gartens. Indolenz und Aberglaube hatten hier ihren Sitz aufgeschlagen, Unreinlichkeit und Elend waren ihr Gefolge.

Auf die Weise ging die Wanderung zur Hauptstadt des Königreichs fort. Jeden Abend nahm eine große Scheuer, von thonichter Erde zusammen geklebt, und oftmahls von außen weiß angestrichen, die Engländer auf. Die Landleute zeigten sich äußerst gutartig, aber auch von höchster Indolenz und Schmutz. Indes war die Jugend, besonders die Bäuerinnen, nichts weniger als häßlich; nur ward ihr lebhafter Teint von der übermäßigen weißen und rothen Schminke verdorben. Die Nächte waren unausstehlich; denn obgleich der Boden der Scheuer zuvor rein gesetzt ward, so fielen dennoch unzählbare schwarzen Wanzen, Flöhe und anderes Ungeziefer über die Wanderer her, und verscheuchten selbst den kürzesten Schlaf auf den für sie hingestreckten Schafpelzen; denn Betten traf man nirgends. Nur erst, als sie sich der Hauptstadt sehr nahe befanden, zeigten sich einige Spuren einer bessern Cultur, z. B. Weingärten mit kleinen weißen Gartenhäusern geziert. Von der Höhe eines eben so beträchtlichen Gebirges, Prao genannt, gewährte dieß schöne Thal, worin St. Jago lag, und die dahinter bis gegen die Wolken gethürmten Andes eine höchst mahlerische Scene. Aber selbst die Hauptstadt machte keine Ausnahme in

Rücksicht jener den Fremden unaussprechlichen Unreinlichkeit. Die geräumigsten, besten Zimmer im Pallaste des Statthalters waren mit Schmutz wie belegt; und da man zu ihrer Reinigung einen Besen verlangte, erhielt man zur Antwort, „dergleichen sey in St. Jago nicht bekannt;“ man mußte den Boden besprengen und dann die Lage Unrath mit einer Schaufel los arbeiten.

St. Jago ist übrigens eine sehr ansehnliche Stadt. Van Cover schätzt ihren Umfang auf drey Viertel einer Deutschen Meile. Die Straßen kreuzen sich zwar unter rechten Winkeln, sind aber enge, doch hat der schmale Weg für die Fußgänger breite Steine. Der Fluß Mapocho versieht die Stadt reichlich mit Wasser, durch kleine Zweige desselben lassen sich alle Gärten hinter den Häusern bewässern; allein seine Ueberschwemmungen richteten bis zum Jahre 1792 große Verwüstungen an. Da drang denn endlich D. Higgins mit seinem schätzbaren Plane zu einem Steindamme oder Einfassung gegen den Fluß, nach vielen Schwierigkeiten durch. Dieses treffliche Werk ist von außerordentlicher Stärke; der Grund geht 14 Fuß unter und ebenso viel Fuß über den gewöhnlichen Spiegel des Wassers, und für die Fußgänger läuft eine Es-

höhung fort, die sie gleichfalls beständig stehet. Zu Anfange dieses Werkes, das über $\frac{1}{2}$ Englische Meile lang ist, befindet sich ein Obelisk mit einer Spanischen Inschrift, die den Urheber verewigt. Außer dem großen Marktplatz mit einer Fontaine, den Pallästen der Audienza, des Bischofs und dem des Doms, der ganz von weißen Quadersteinen erbauet ist, ward St. Jago neuerlich verschönert, durch das neue Gebäude für die General-Casse oder den Schatz (Cassa de Moneda); und das treffliche Gebäude der neuen Münze, in dem Style von Somersethouse in London, nur nicht von eben dem Umfange. Jährlich wird hier etwa eine Million Species vermünzet. Ferner sind vor kurzem errichtet: ein neues Gebäude für die allgemeinen Gefängnisse, und mehrere andere Privat-Häuser im besten Geschmack. Die Bevölkerung von St. Jago bestand (1795) in 35,500 Köpfen; Vidaura gibt 46,000 an.

Nach der Hauptstadt ist dann Conception unstreitig der wichtigste Ort des ganzen Königreichs. Die Bay ist eine der bequemsten. Das Meer fand Perouse hier ruhig, fast ohne alle Strömung; der Ankerplatz unweit des Dorfes Talcahuana schützt auch im Winter die Schiffe gegen

den Nordöstwind, und in der Mündung liegt die fruchtbare und reizende Insel Quiquirina.

Nach zwiefachem Umstürze der Stadt durch die Erdbeben von 1730 und 1751 wählte man eine Ebene, unweit eines zwey Meilen weit entfernten Hügels, zur Erbauung der neuen Stadt la Mocha, am nördlichen Ufer des Biobio. Perouse gibt ihr 10, Vibaure hingegen 13,000 Einwohner. Hier ist der Sitz des Mestre de Campo, der zweyten Militär-Person des ganzen Königreichs. Der Boden und die Luft ist vorzüglich; man findet hundertjährige Greise.

Valdivia ist die südlichste unter den bedeutenden Ortschaften von Chile; sie wird als der Schlüssel des Reichs von Süden her angesehen. Daher setzt die Krone stets einen erfahrenen Militär zum Gouverneur, und läßt sich die Vertheidigungskosten von 36,000 Piaßtern jährlich gefallen. Auch wird diese desto nöthwendiger, da sie mitten in dem Lande jener kühnen Uraürer gelegen ist. Pedro Valdivia, durch das Gold dieser Gegend gereizt, stiftete sie 1551, und die Stadt ward aus eben diesem Grunde bald volkreich; daneben sandte man viele Verbrecher aus Spanien dahin. Valdivia lag stets mit den Indianern in hartem Kampfe, und machte oftmahls

reiche Beute; er ward aber, da er die gefangenen Indianer in den Bergwerken zu arbeiten zwang, von ihnen tödtlich gehaßt. Im Jahre 1599 überfiel ihn daher der Toqui Paikamöchu plötzlich, verheerte die Stadt, machte die Besatzung von 800 Mann theils nieder, theils zu Gefangenen, und goß dem Valdivia selbst geschmolzenes Gold in den Hals, mit den Worten: „Sättige dich nun an dem, wornach du so gierig warst.“

In diesen Orten hatten vornehmlich die Jesuiten vormahls so wohl höhere als geringere Lehranstalten, und dazu gehörende Gebäude; auch sind die Städte nur zu reichlich mit Kirchen und Klöstern für beyderley Geschlecht versehen, und das Innere der Kirchen enthält vielen kostbaren Schmuck.

Die Lebensart der höheren Stände, so wie die Trachten der dortigen Spanier, haben und neuerlich zwey gleichberühmte Seemänner genauer kennen gelehrt: Van Cover und la Perause. Beyde wurden auf die ausgezeichnetste Weise von eben jenem General-Gouverneur D. Higgins aufgenommen. Der Franzose war gerade zu Jahre früher da, als der Engländer. Dennoch stimmen ihre Darstellungen sehr gut mit

einander überein, obgleich la Perouse nur in Conception blieb, jener hingegen die Hauptstadt selbst besuchte.

Die Spanier in Chile zeigen sich diesen Nachrichten zu Folge sehr gastfrey, gut gesinnt und höflich. Es ist dabey merkwürdig, daß man hier weder das Steife des Mutterlandes, noch die dort so leicht gefährliche Eifersucht findet. Van Covers Nachricht von einer großen Affenblee und Ball wird dieß alles deutlicher bestätigen.

Als die Englischen Officiere in das Gesellschaftszimmer traten, fanden sie auf der einen Seite des Zimmers die Damen auf Küssen, gegen über hingegen die Herren auf Stühlen sitzen. Die Engländer wurden aber so fort zu den Damen geführt. Die eine spielte das Pianoforte, die übrigen hingegen Violinen, Flöten und Harfen. Alles ward aufs beste executirt, und setzte die Fremden in nicht geringe Bewunderung.

Hierauf ward der Ball eröffnet; und auch hierbey hatten die Damen bey weitem den Vorzug. Schade nur, daß die hiesigen Tänze so gänzlich von den Englischen verschieden waren, so daß kein Engländer es wagte, daran Theil zu nehmen. Es scheint, als ob die Franzosen hierin haben dreister seyn dürfen.

Das Frauenzimmer war schön; zwar brünett von Teint, aber mit sehr lebhaften Augen, dabey äußerst angenehm und zuvorkommend. Das Auffallendste war ihr Anzug. Ein runder Fischbeinrock von sehr großem Umfange und einer Menge Falten, dabey so kurz, daß er kaum bis zur Wade hinab trat; also der Falbelin von Peru *), oft von schwerem Gold- oder Silberstoff. Oberwärts des Falbelins trugen sie ein Corsett von reichem Zeuge. Unterwärts trat aber ein sehr feines Hemde hervor, welches mit goldenen Borten eingefast war, so wie dieß ebenfalls der Fall war bey den sich zeigenden Quasten der Strumpfbänder.

Die Strümpfe waren roth, blau und weiß gestreift; die Schuhe aber so kurz, daß die Zehen nothwendig nur zusammen gebogen darin Platz haben; der Fuß schien fast dadurch völlig rund; die Schnallen sind von Gold, oftmahls mit Brillanten besetzt; Einige bedienten sich indess nur der Bandschleifen.

Ihr Kopfschmuck ist sehr studiert. Das ungeputzte dunkle Haar fließt in vielen Flechten, lang geflochten, längst dem Rücken hinab; bey

*) M. sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 177 und das Kupfer S. 179.

Einigen sind sie wieder in die Höhe geschlagen, und vermittelst einer mit Brillanten besetzten Schnalle am Kopfe fest geheftet.

Ueber der Stirn sind Blumen und brillanter Kopfschmuck angebracht; den kostbaren Ohrgehängen von Diamanten und Perlen fügen sie noch Büschel von schwarzer Seide hinzu, welche gleichfalls mit Perlen besetzt sind.

Sie tragen über dem Corsett von Goldstoff noch zwey Mantillen; die eine von Musselin, die andere, oberste, von feiner, farbiger Wolle. Ist es kalt, so hüllen sie in letzteres den Kopf; im Zimmer legen sie sie sodann auf den Schooß, und treiben mit dem beständigen Zusammenfallen und Hin- und Herlegen dieser Tücher ein höchst grazioses Spiel. Nichts ist aber bey diesem wirklich schönen Frauenzimmer mehr zu bedauern, als daß sie ihren Teint durch das Schminken so früh verderben, und zugleich so wenig auf die Keuschheit ihrer Zähne achten.

Die Kleidung des männlichen Geschlechts kommt im Ganzen ziemlich mit der unserigen überein, doch tragen sie gleichfalls den Poncho (Ponscho); und hiervon sind einige von so theuerem Zeuge, daß sie bis auf 200 Pesos, dagegen die für das Volk oft nur 4 bis 5 Pesos kosten.

Selbst bey den Bauern ist der Poncho das gewöhnliche Oberkleid. Sonst gehen sie nur in einer kurzen rothen oder blauen Jacke, weiten Hosen, die dennoch um die Knie gewöhnlich mit goldenen oder silbernen Borten besetzt sind. Beym Reiten, und selbst die kürzesten Wege werden von ihnen zu Pferde gemacht, tragen sie Camaschen, haben aber nur so kleine Steigbügel, daß kaum die große Zehe darin Platz hat. Gewöhnlich führen sie ein großes Seil hinten auf dem Pferde, um damit das dort wilde Hornvieh einzufangen *). Sie sind nämlich so treffliche Reiter, daß bereits die Bauerknaben von 9 bis 10 Jahren Wettrennen zu Pferde anstellen. Diese Uebungen machen sie stark und kühn, und hierin zeichnen sich die Restigen, von Spanischen Vätern und Indianischen Müttern, ganz vorzüglich aus. Freylich haben die dortigen Pferde hieran großen Antheil, denn sie sind, besonders in einigen Provinzen, z. B. Conception, eben so leicht als schnell und muthig.

Die Chilesischen Bauern sind eben daher zum Kriege sehr brauchbar. Man hat sie zu dem Ende auch in Compagnien getheilt, die besondern Com-

*) Man sehe den vorherg. Jahrgang.

missarien untergeben sind, so daß sie im Falle der Noth dem Lande zum Schutze dienen können.

Zu dem Aufwande der Reichen gehören dann auch ihre Equipagen. Sie werden gewöhnlich von Maulthieren gezogen, und von Negern mit silbernen Halsbändern in der Livree begleitet.

Man beschuldigt das hiesige Frauenzimmer der Galanterie. Van Cover, der mit großer Mäßigung und Bescheidenheit urtheilt, gesteht selbst, daß man Verschiedenes in dem Betragen der hiesigen Damen in England nicht würde gebilliget haben. Perouse spricht etwas bestimmter und dreister. „Das Volk,“ sagt er, „ist sehr diebisch, und das Frauenzimmer zu sehr gefällig,“ (les femmes y sont extrêmement complaisantes.) Es ist eine ausgeartete Menschen-Race, mit Indianern gemischt; allein die Leute vom ersten Range, die wahren Spanier, sind sehr höflich und zuvorkommend.“

Nirgends fand er aber hier den Geist der Libertinage deutlicher ausgesprochen, als bey den Mönchen. „Der Grad ihrer Unverschämtheit,“ sagt er, „läßt sich kaum ausdrücken. Ich habe einige von ihnen noch bis um Mitternacht auf dem Balle gesehen, und sie wußten unsern jungen Leuten über gewisse Häuser den besten Unterricht

„terricht zu geben, welche gerade niemand we-
niger kennen sollte, als ein Geistlicher.“

Dieser Geist ist dann besonders in die gerin-
gere Volks-Classe gedrungen, denn in dem Flecken
Talcaguana fanden die Französischen Matrosen
das andere Geschlecht völlig eben so ausschwei-
fend, als auf Otaveira, allein die Franzosen
waren dabey glücklicher als dort; denn die ge-
samte Mannschaft bedurfte nach der Abfahrt
von Chile des Schiff-Medicus gar nicht.

Die Creolen dieses Landes sollen der Farbe
und Bildung nach den nördlichen Spaniern des
Mutterlandes sehr ähnlich seyn. Vom Charak-
ter bezeichnet sie Vidaura beherzt, edel, gостfrey;
und wirklich stimmte hiermit die liberale Auf-
nahme jener berühmten Reisenden überein. Sie
zeigen Talente für Wissenschaften und Künste;
mehrere unter ihnen haben sich darin ausgezeich-
net. Die Bischöfe von Conception und von St.
Jago gaben hiervon beyden Weltumseglern re-
dende Beweise. Besonders sollen die Creolen
gute Poeten seyn; denn daß die Dichtkunst dort
beliebt ist, zeigte sich bey einem großen Mahle,
welches den Franzosen zu Ehren in Conception
gegeben ward. Hier traten zwischen jedesmähli-
gem Gange oder Service von Gerichten Fran-
zosenb. 7. Band. M

cjaconer auf; sie besangen als Improvisatoren die glückliche Harmonie, welche damals (1786) zwischen den beiden Nationen, den Spaniern und Franzosen, herrschte. Schade, daß dieses schöne Land noch keine Buchdruckerey besitzt; denn im Ganzen ist es zur höheren Cultur gut vorbereitet; nicht nur die Creolen, sondern die Neger, ja selbst ein großer Theil der Indier sprechen sogar auf dem Lande Spanisch.

Spaniens Monarchen darf man auch nicht beschuldigen, als vernachlässige die Regierung gänzlich diese Colonie. Man hat hierfür keinen redenden Beweis, als den nur abgekürzten Auszug, welchen uns von Cover aus den Spanischen Edicten, die hiesigen Angelegenheiten betreffend, liefert. „Zwar wird darin eingestanden, daß sie „von den Indiern den Zehnten erhebt, allein „diese Gelder sollen mit der größten Gewissen- „haftigkeit, von Seiten der Kronbeamten, „hauptsächlich zum Besten der dortigen Religions- „Anstalten und Salarien der Kirchendiener ver- „wendet werden. Ferner wird den Gouverneurs „der Provinzen und den Intendanten darin „vorgeschrieben, das Betragen, die Sitten und „Gewohnheiten der ihnen untergebenen Völker „genau zu studieren; den Fleißigen aufzumun-

„tern, den Trägen anzuspornen. Indesß solle dieß
 „zu keinem Vorwande dienen, um nur aus un-
 „bescheidener Neugier sich in das häusliche Le-
 „ben von jedem Individuum einzubringen, und
 „ihre Ruhe zu stören.“

„Ferner wurde hierin der dortigen Regie-
 „rung anbefohlen, alles Mögliche zur Verbesse-
 „rung der Existenz und des Wohlstandes der
 „Völker beizutragen. Zu dieser Absicht sollen
 „die Intendanten die geschicktesten Ingenieure
 „Officiere als Landmesser beauftragen, topograp-
 „phische Karten von jeder Provinz aufzuneh-
 „men, und hierin nicht bloß die Gränzen, son-
 „dern besonders die Gebirge, Waldungen,
 „Flüsse, Seen und Teiche genau anzeigen. Fer-
 „ner sollen sie sich mit der Natur des Erdreichs
 „bekannt machen, so wie mit den Producten des
 „drey Naturreiche, und daraus referiren, was
 „für eine Art von Anbau für diese oder jene
 „Gegend am paßlichsten sey; wie und was für
 „Canäle zu ziehen; wie die Flüsse schiffbar zu
 „machen und unter einander, oder auch mit dem
 „Meere selbst, zu vereinigen seyn; was für
 „Heerstraßen man neu anlegen oder abkürzen
 „müsse; welche Häfen man besonders in Stand
 „zu setzen habe, kurz, was für Mittel zu er-

„greifen seyn, um den Anbau, die Industrie und den Handel zu befördern. Wiederum sollen die Intendanten gehalten seyn, sich besonders des Volks kräftig anzunehmen, die Vagabonden zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten, oder sie zum Land- oder Seebienst enrolliren, den Thätigen und Industriösen hingegen bestmöglichst unter die Arme zu greifen.“

Wer sieht nicht hier den besten Willen des Monarchen? Aber wie viel Hindernisse müssen diesem noch entgegen stehen, wenn man den wirklichen Zustand dieses trefflichen Landes damit zusammen hält! Das ganze ungeheuer Land zwischen St. Jago und Buenos-Ayres, eine Strecke, die die Post zu Pferde nur in 20 Tagen beendigt, ist, von dem Fuße der Cordilleren an gerechnet, bis zur Hauptstadt von Paraguay, nichts weiter, als eine völlige nackte, wüste Ebene, ohne irgend einen Baum von einiger Bedeutung, ja fast ganz ohne Spuren einer Vegetation! Und dieß unter dem schönsten Himmel. Freylich liegt dieß Land größten Theils außerhalb der Gränze von Chile; allein auch von dem eigentlichen Chile entwirft Perouse im Ganzen ein sehr vortheilhaftes Bild.

„Es gebe,“ sagt er, „auf der Erde kein frucht-

„bateres Land, als die große Provinz Concep-
 „tion in Chile. Das Getreide trägt hier sechzig-
 „fältig; der Weinstock ist eben so einträglich;
 „die Felder sind mit unzählbaren Herden bedeckt,
 „und sie vermehren sich ohne große Sorgfalt bis
 „ins Unglaubliche. Es ist hierzu weiter nichts
 „nothwendig, als daß jeder Proprietär sehr gro-
 „ße Einhängungen oder Hürden abschlägt, und
 „darin die Maulthiere, Pferde, Ochsen und
 „Schafe weiden läßt. Der Preis eines Ochsen
 „ist etwa 8 Piaster, der eines Hammels $\frac{1}{2}$, den-
 „noch gibt's keine Abnahme. Man tödtet die Thier-
 „e nur um des Fells und der Häute willen;
 „beide Artikel gehen dann nach Lima. Höchst-
 „stens räuchert man etwas Ochsenfleisch für die
 „Schiffs-Equipagen der kleinen Fahrzeuge des
 „Südmeeres.“

„Keine gefährliche Krankheit ist diesem Lan-
 „de besonders eigen, nur eine einzige kommt häu-
 „fig vor, und diese habe ich nicht nöthig zu nen-
 „nen; wer sich davor hütet, erreicht hier ein
 „sehr hohes Alter, ich habe hier mehrere Greise
 „von hundert Jahren getroffen. Dieser großen
 „Vorthelle ungeachtet ist diese Colonie sehr weit
 „von dem hohen Grade des Wohlstandes und
 „der Bevölkerung entfernt, den man bey ihr mit

„Nicht erwarten könnte. Die Regierung steht hier in stätem Widerspruche mit dem Klima, das Verboth der Handelsausfuhr wird von ihr sehr strenge in Ausübung gebracht. Dieses Königreich, dessen Erzeugnisse halb Europa ernähren könnten, dessen Wolle für die Manufakturen von England und von Frankreich hinreichte, hat fast gar keinen Handel!“

Und dennoch ist dieses Bild noch unendlich mangelhaft. Um den vollen Werth der schwelgerischen Natur von Chile richtiger zu schätzen, erinnere man sich nur jener reichen Gold- und Silberminen, so wie der übrigen vorzüglichen Mineralien; der vielartigen trefflichen Farbestoffe des Pflanzenreichs: des trefflichen Bau- und Zimmerholzes; der unerschöpflichen Fischereyen, kurz des unübersehbaren Reichthums, wovon wir zuvor das Wichtigste durchgegangen sind, dann wird Perousens Erstaunen über den Mangel von Chile's Handel noch weit auffallender.

So ganz und gar ohne Handel ist Chile indess, selbst bey aller Bedrückung, dennoch nicht, Wibraute rechnet nicht mit Perousen nur 4 bis 5 von Lima hier eingehende Schiffe, sondern einige 20; dieß scheinen seine speciellen Angaben auch zu bewähren. Denn sie laden von Chile

aus 224000 Fanegas Getreide (zu 160 Pfund); 8000 Arroben Wein (zu 32 Maß); 5000 Käse; Fett; 1000 Centner Rauchfleisch; 48000 Centner Talg, außer 50,000 Corduan-Häuten, 30,000 Centnern Kupfer, vielen Mandeln, Hülsenfrüchten, Mann, Harz, Medicinal-Kräutern, Ponchos, 100,000 Bretern und großem Bauholze aus dem Archipel von Chile. Auch führen die Chilesen einigen Handel mit Spanien selbst; für Gold, Silber, Kupfer, Vigogne-Wolle erhandeln sie von dort Lächer, Glaswaaren, Baumwolle, Zucker, ja sogar Honig und verarbeitetes Silber.

Nach Paraguay senden sie 247000 Arroben Wein und 33000 Arroben Bräuntwein. Wie viel Trauriges läßt letzteres nicht ahnden, denn offenbar werden hierdurch die harmlosen Indianer vergiftet!

Um die Nachrichten von Chile minder unvollständig zu lassen, mag hier zuletzt der Provinz Guisó einige Erwähnung geschehen. Es ist dies desjenige Theil, des nördlichen Erdbeschreibers unter dem Namen von Ost-Chili vorkommt, zwischen dem 30. und 36. Breitengrade; die meisten erwähnen seiner gar nicht. Diese Provinz wird in Westen durch die Andes von Chile getrennt; liegt an den Pampas oder den

Wüsten von Paraguan: grängt in Norden an Tucuman und in Süden an Patagonien. Vidaure schätzt Cuzo 111 Meilen lang und fast ebenso breit. Die Witterung ist hier sehr von der im übrigen Chile verschieden. Die Winter sind sehr kalt, aber ohne Regen. Die östlichen Ebenen leiden durch so heftige und schnell übergehende Wetter, daß daher kein Baum seinen Wachsthum erreichen kann.

Innerhalb der hiesigen hohen Andes finden sich sehr viel Gänge von edeln und andern Metallen und Mineralien, allein sie werden noch nicht bearbeitet.

Cuzo unterscheidet sich auch besonders durch seine beträchtlichen Seen, wovon das westliche Chile nur zwei von einiger Bedeutung besitzt. Dieß ist nämlich der See von Laquen, oder wie er von der nahe gelegenen Stadt und Vulkan genannt wird, Villa Rica; aus ihm entsteht der Fluß Tolten; Molina gibt von Villa Rica ihm 18 Meilen Umfang, und sodann der viel südlichere, etwas größere Nagelhuapi, der den Fluß gleiches Namens ins Nordmeer schickt. Die neueren Karten erwähnen des erstern gar nicht, und nur Vidaure und Gollner zeigten den letztern deutlich, nebst den darauf durch Patagonien lau-

fenden Fluß. Cuzo hat dagegen außer mehreren andern den berühmten See von 50 Meilen, Guacacalbe, der dann einen bedeutenden Nebenarm zeigt, und mehr als einen Fluß für das Nordmeer durch Patagonien hinab sendet. Ueber dieß wird das Land von einigen Flüssen bewässert, die auf den Andes ihren Ursprung nehmen, z. B. von dem St. Juan, dem Mendoza und Luján, u. a.

Auch in seinen Producten hat Cuzo einige Merkwürdigkeiten vor dem übrigen Chile voraus. So gedenkt Vidaure eines Baumes, der dem Neußern nach zu urtheilen, zu den Palmen gehört, auch eine Frucht trägt, die der der Cocos-Palme ähnlich sieht, und dennoch keine Nuß, sondern runde, dichte, nicht genießbare Samenkörner enthält. Der Stamm des Baumes, sagt er, ist schwärzlich und geht leicht ab; hierauf folgen sechs Häute, wovon einige wie Leinwand und so dick wie Segeltuch sind. Wahrscheinlich redet er von der Rinde des Baumes; denn die darauf folgenden, heißt es (also wohl die unter dieser liegenden) sind feiner und feiner, endlich wie Kammertuch anzufühlen. Auch führt er eine besondere Schmarozer-Pflanze an, unter dem Namen der Lustblume, weil sie, selbst von

ihrem Stamme oder Ranken los gerissen, und an einen Nagel gehangen, noch fortblühet, und mehrere Tage unverwelkt bleibt, am Stängel selbst aber zwei ganzer Monate hindurch. Sie gleicht der Gestalt nach einer weißen Lilie, hat auch denselben Wohlgeruch.

Unter den Vögeln, die im Uebrigen ziemlich mit denen vom westlichen Chile überein kommen, zeigt sich hier ein Kepphuhn mit dem schönsten Federbusch; ferner der Abannit oder der Maurer. Er hat die Größe einer Drossel, baut oder mauert vielmehr, wie unsere Schwalbe, sein Nest aus Roth an die Stämme der Bäume. Hierzu knetet das Weibchen förmlich dünne Halme und Haare unter die nasse Erde: formt daraus kleine Kugeln und führt diese in dem Schnabel und den Klauen mit Hilfe des Männchens zum Neste. Die erste Lage bildet eine sphärische Basis; hierauf werden von ihnen kleine Kiesel gepflastert, und das Ganze mit einer Mauer umzogen, worin eine Thür, wahrscheinlich nur eine Öffnung bleibt. Vidaure spricht sogar von einem zweyten Stockwerke, das hierauf gemauert nur erst das wirkliche Nest enthalte, das dann mit einem so starken Gewölbe gedeckt wird, wodurch kein Regen dringen kann. Schade, daß

Ein Naturalist diesen Vogel, so wie überhaupt die wichtigen Merkwürdigkeiten von Cuzo bis jetzt studiert hat; denn dieser würde uns gleichfalls bestimmter sagen, was es mit einem dartigen Fasan für eine Beschaffenheit hat, der in den Häusern gehalten wird, um gegen die Mäuse den Dienst der Fagen zu verrichten. Unter den Quadrupeden kommen hier Zieger vor, welche als sehr groß und wild beschrieben werden: ferner viele Arten der Armadille, und wahrscheinlich mehrere Quadrupeden, die wir, nach dem Azara, als Bewohner von Paraguay haben kennen gelernt.

Die Original-Menschen von Cuzo, die Guarpe, sind von hoher Statur, mager und von Farbe bräunlich. Sie reden eine Sprache, die von der Chilesischen gänzlich verschieden ist. Als eine Seltenheit des Alterthums des Landes besucht man zwischen den Städten Mondoza und Punta einen aufrechten Stein, den Riesen genannt. Es ist dieß eine Säule, die 150 Fuß hoch und 12 Fuß dick ist, und viele eingehauene Zeichen oder Buchstaben hat, die den Chinesischen Schriftzügen gleichen sollen.

Die Spanier haben bis jetzt in dieser merkwürdigen Provinz nur wenige Ortschaften an-

gebauet. Die Hauptstadt ist Mendoza, nach Viduaire unter $33^{\circ} 19'$ südl. Br. und $308^{\circ} 31'$ L., neuere Karten legen sie um einige Minuten tiefer; sie liegt am Fuße der Andes in einer Ebene. Wegen der Nähe der großen Silbermine von Uspallata, und wegen ihres Handels, den sie mit Wein und Früchten nach Paraguay treibt, ist sie ansehnlich. Hier ist der Sitz eines Corregidors der ganzen Provinz. Auch finden sich dort mehrere Klöster.

Zwei Städte, wohl nur Ortschaften oder ansehnliche Flecken, sind St. Juan in Norden, und Punta, auch St. Louis de Loyola genannt, weit nach Osten, haben zwei Kirchen und Klöster, sind aber doch nicht von großer Bedeutung. Die letztere liegt auf dem Handelswege nach Buenos Ayres, sie hat nur 200 Einwohner. Die neueren Karten zeigen noch einige weiter nach Osten hinaus liegende Orte.

P a t a g o n i e n.

Nähert man sich der Spitze des großen Dreiecks von Süd-Amerika, so schwinden allmählich

fene üppigen Scenen der von Leben strotzenden Natur. Kein Marañon, kein Orinoko, Negro, Madera oder Parana ergießt sich aus der jetzt vereinzeltten Reihe der Andes. Die ungeheuere Bewässerung hört auf, und wenn in Norden von Amerika der große Cataraqui (St. Laurenz) selbst noch unter dem fünfzigsten Breitengrade Leben und Thätigkeit verbreitet, so beschließt dagegen die Natur im Süden durch den mächtigen Silberfluß bereits mit dem sechs und dreyßigsten Grade die Hauptquellen ihrer größten Energie.

Die einfache Kette der hohen Andes, welche das Land bis zur Magellans-Strasse begleitet, sendet nur kleine Flüsse zum Nordmeere hinab, denn nirgends kommen ihnen, wie vormals den Quellen höher gegen den Aequator hin, aus großen Seitenzweigen des Gebirges mehrere Bäche brüderlich zu Hülfe.

So wie aber die übermäßige Bewässerung aufhört, so wie zugleich die Schiefe des Strahls zunimmt, so wie endlich die zu einer bedeutenden Erhöhung nothwendige Fläche des Landes an Größe abnimmt, so schmälert sich zugleich die Kraft der Natur.

Statt der hinter und zwischen den Andes, oder den Apalachen, liegenden reichen Savan-

nen, und mit dichten Holzungen verwachsenen Lagunen von Gujana oder Süd-Carolina, belebt von unermesslichen Schaa ren großer und kleiner Fische, von Alligatoren und den Riesenschlangen erzeugen die über die kälteren Flächen fortgehenden Gewässer des Huavanca Lenu oder rothen und schwarzen Flusses in Patagonien nur unbeliebte und unbeschattete Moräste, oder dünnere Haine, und die noch tiefer gegen Süden liegenden Ebenen zeigen fast nichts als wüste, todte Gefilde, denen nur zuweilen der Hufschlag der colossalen Sehnettes, und der ängstlich nach Nahrung umher streifenden Pujos, einige Spuren von Leben mittheilt.

Es ist überhaupt ein merkwürdiges Phänomen für die allgemeine Erdkunde, daß diese südliche Hälfte der neuen Welt um viele Grade früher, nämlich um viele Grade näher zum Aequator als die nördliche, Kälte und daher Abgestorbenheit der organischen Natur darlegt.

Fahren wir doch im Sommer bis gegen den zwey und achtzigsten Grad der Breite an Grönland, und den übrigen gegen den Nordpol liegenden Ländern hinan, ohne sodann beträchtlich durch das Eis gehindert zu werden. Aber in Siden gelang es selbst dem unermüdeten Cook

nicht, sogar im dortigen hohen Sommer, weiter als bis gegen den 72. Grad der Breite vorzudringen.

Im Norden stoßen die Grönland-Fahrer selten in unserem Sommer vor dem Polar-Kreise auf ansehnliche Massen von Treibeis, und große Eisfelder zertheilen sich in den heißesten Monaten selbst gegen den 77. und 78. Breiten-grad; ein Durchgang zwischen ihnen findet gewöhnlich Statt.

Im Süden fand sich Cook im December und Januar, also um die Zeit des (südlichen) längsten Tages bereits im 62. Grade mit großen Eismassen umgeben, jenseits des 72. Grades hemmten unabsehbare feste Eisfelder die weitere Fahrt.

Das Thermometer stand bey Staaten-land, also gegen den 55. Breitengrad, in dem dortigen Sommer nie höher als 5 Grad (Fahrenheit.) über den Gefrier-Punct. Ja selbst im 54. Grade südl. Br. fand Forster bey Süd-Georgien mitten im Sommer das Thermometer nie höher als 2 Grad über den Gefrier-Punct. Dagegen fand Lord Mulgrave (Capitän Whipp's) bey seiner Reise gegen den Nordpol, in einer Breite von mehr als 80 Graden zu An-

fang Augusts das Wetter so heiß, daß das Pech am Schiffe geschmolzen herab lief. Ein ähnliches Phänomen bezeugt Cranz von dem sonst kalten Grönland, und die dort geführten Braßenschen Wetterbeobachtungen ergeben, bereits zu Anfange des Januars, eine Wärme von 64 Graden.

Um diese große Verschiedenheit, diese außerordentliche Kälte der südlichen Hämispäre anschaulicher zu machen, so findet ein kurzer Auszug einer Excursion des berühmten Banks sich wohl nirgends so sehr am rechten Orte als hier. Sie geschah nämlich gerade in einem der Theile von Süd-Amerika, welchen wir hier durchzugehen haben.

Bei der ersten Weltumsegelung des Cap. Cooks wählte er nicht die Durchfahrt durch die Mozeßans-Straße, um vom Nordmeere ins Südmeer zu kommen; er ging vielmehr durch die Straße von le Maire, zwischen dem Feuerlande und der Staateninsel. Hier war es, am 16. Januar, mithin ein Paar Wochen nach dem längsten Tage der südlichen Erdhälfte, wo er auf Terra del Fuego in der Bay des guten Fortganges (Bay of good success) unter 54° 45' landete, um Wasser und Holz einzunehmen.

Er. J. Banks, Dr. Solander, der Astronom Green, der Schiffschirurgus Montgouise, der Zeichner Buchan und einige vom Banks Bedienten, worunter zwey Neger waren, gingen ans Land, um eine bis jetzt unbefuchte Welt, ihre Bewohner und übrigen Erzeugnisse in etwas kennen zu lernen. Sie hatten nur eine Tagereise daran zu wenden, und hofften Abends zu den Schiffen zurück zu kehren; allein wie theuer mußten sie dieses gute Vorhaben erkaufen! Einen Hügel, den sie von weitem sahen, zu erreichen, drängen sie in das davor liegende, von keinem Botaniker bis jetzt besuchte Holz, eine Menge neuer Alpenpflanzen zu entdecken. Die vor der Anhöhe gelegene Fläche hatte sie hintergangen; sie war ein großer Sumpf, mit Buschwert überwachsen, und daher schwer zu durchwaten. Indes arbeiteten sie rasch ihren Weg vorwärts, als auf einmal mit einem kalten Winde eine große Menge Schnee auf sie herab fiel; Zwar erreichten Banks und Solander den Hügel glücklich, allein die Uebrigen waren noch in dem Sumpfe, und der Zeichner Buchan bekam unglücklicher Weise convulsivische Zufälle. Die Kälte nahm nun stets zu, und gegen Abend ward sie so groß, daß ver-

schiedene der Gesellschaft anführen, davon benommen zu werden. Der Colander, der mehrmals bey dem Uebergange des Kettengebirges, welches Schweden von Norwegen trennt, die Wirkung der heftigsten Kälte gefühlt hatte, rief ihnen zu: „Wer sich niederlegt, schläft ein, und wer einschläft, erwacht nie wieder.“

Seiner eigenen Warnung ungeachtet vermochte es der Schwede bald darauf selbst nicht mehr weiter zu gehen. So mächtig befiel ihn die Mädigkeit und die Benommenheit, daß er nieder saß und so fort in einen erstarrenden Schlaf verfiel. Hr. Joseph Banks war fast der einzige, der die übrigen, gleichfalls auf den Funic niederknien, durch Rufen, Werben und Drohen aufrecht erhielt. Indeß gelang es dennoch zuletzt, den Doctor wieder zu erwecken, und ihn gleichsam gewaltsam mit fortzuschleppen. Er hatte fast gänzlich den Gebrauch seiner Glieder verloren, und es war merkwürdig, daß sich hierbei die Muskeln so sehr zusammen gezogen hatten, daß ihm die Schuhe von selbst von den Füßen fielen. Man hatte mit vieler Mühe endlich ein Feuer angemacht; hierher wurde nun allmählich die ganze Gesellschaft zum Theile mit Gewalt zusammen getrieben; bis auf ein Paar

unglückliche Bedienten, welche gleichfalls des Erstarrungsschlaf ergriffen hatte. Nur schlafen und sterben, hatte Richmond, ein Neger, bereits zu Anfang seines Schlafes erklärt; da es unmöglich war, ihn fortzuschaffen, so mußte man ihn und einen seiner gleichfalls erstarrten Landsleute dem Schicksale überlassen, nachdem man sie zuvor mit Baumzweigen auf das sorgfältigste bedeckt hatte. Jetzt war es hoch Mitternacht, der Schnee fiel in großen Flocken, und so denke man sich die kleine Gesellschaft in einem völlig unbekannten Land, weit von den Schiffen, also von aller Hülfe entfernt, mitten in tiefer Dunkelheit, von Kälte starrend, kaum vermögend an einem dürftigen, mühsam unterhaltenen Feuer das Leben zu fristen. Man suchte sich durch den einzigen auf den Nothfall mitgenommenen Rum in etwas zu stärken; allein die einzige Bouteille Rum war verschwunden; der Matrose, der den beyden erstarrten Negern zu Hülfe gesandt war, hatte sie entwendet. Jetzt hielt man sich mehr als zuvor überzeugt, daß die Verirrten ein Opfer der Kälte werden würden, als man plötzlich das Rufen des Matrosen vernahm. Er war aber auch von den Dreen der Einzige, der sich am Leben erhalten hatte. Die beyden übrigen fand

man bey Tagesanbruch unwiederbringlich verloren; die Kälte hatte sie getödtet. Jetzt fing der Tag an zu grauen; es schneete stark, weit umher sah man nichts als weiße, öde Gefilde. Nur erst gegen 10 Uhr Vormittags zertheilte die Sonne das Schneesgewölk, nun dachte die Gesellschaft lebhaft an die Rückkehr zu den Schiffen. Allein sie waren von der Kälte und von der Anstrengung bey diesem Abenteuer so sehr von Kräften gekommen, daß sie bey der gänzlichen Erschöpfung es nicht wagen durften, diese Reise anzutreten, ohne zuvor wenigstens aufirgend eine Art ihren quälenden Hunger in etwas zu befriedigen.

Von Lebensmitteln war ihnen schon vor der Nacht nichts mehr übrig, denn sie hatten nur auf eine Sommer-Excurſion von 10 bis 12 Stunden gerechnet. In dieser Noth nahmen sie ihre Zuflucht zu dem einzigen, wohl nur in solcher Lage genießbaren Nahrungsmittel. Beym Eindringen in die Waldung am vorigen Tage hatten sie einen Raubvogel, einen Geyer, geschossen. Die Gesellschaft bestand jetzt noch aus 10 Personen; dem Vogel zog man demnach die Haut ab, er ward sodann in 10 Stücke zerlegt, und ein jeder richtete sich nun den ihm von dem

Geyer zu Theil gewordenen Vissen nach seiner Willkühr am Feuer zu. Hierdurch in etwas gestärkt, traten sie den Rückweg an, sie gelangten nach einem Marsche von 3 Stunden an die Küste. Wie froh ward ihnen, daß sie sich zufällig weit näher bey den Schiffen befanden, als sie geglaubt hatten! Und, sagt Eoos, auch wir alle hatten keinen geringen Theil an der Freude, sie wieder zu sehen, denn jeder von uns schwebte in großer Furcht für ihr Leben.

Diese treue Darstellung eines Sommertages in der südlichen Breite von 55 Graden, (also etwa in der Breite von Copenhagen) dient wohl statt vieler andern Beweise für die Furchtbarkeit des dortigen Klimas.

Unstreitig ist der Mangel an einer hinreichenden Masse Landes die Hauptursache dieser gegen die nördliche Erdhälfte unverhältnißmäßig größern Kälte. Zwar verweilt die Sonne, zu Folge der Geseze des Laufes der Erde, 8 Tage länger in dem nördlichen Zeichen, allein wenn auch hierdurch die nördliche Hemisphäre um etwas länger erwärmt wird, und die südliche also zugleich um 8 Tage länger der Wärme entbehret, so ist dieß dennoch viel zu unbedeutend, als daß es bloß dadurch zu erklären stände, wie im

Sommer das südlichste Patagonien, ferner Feuerland, Staaten- und Sandwichsland stets mit Schnee bedeckt erscheinen, und diese Küsten jederzeit das Bild der Erstorbenheit an sich tragen.

Dies reicht im Allgemeinen hin für das hiesige Klima. Indes verdient noch ein hierher gehörendes Phänomen erwähnt zu werden, welches uns nur erst die Beobachtungen der letztern Zeiten bekannt gemacht haben. Dies ist das Südlicht. Es zeigt sich so brillant und farbenreich, als unser Nordlicht. Molina nennt als eins der ältesten und merkwürdigsten in Chile, also in der südlichen Hemisphäre beobachteter Südlichter, das vom Jahre 1640. Man sah es damals vom Februar bis zum April. Im 18. Jahrhundert, bis 1766, führt er nur vier Südlichter an; allein, sagt er, weiter im Süden, z. B. im Archipel von Chiloe, kommen sie häufiger vor. R. Forster beobachtete auf seiner Weltumseglung 1773, zwischen dem 58. und 60. Grade der Breite, in den letztern Tagen des Februars kurz hinter einander fünf verschiedene Südlichter, und bald darauf zwey andere im März.

Die Küsten dieses traurigen Landes sind, von Rio de la Plata an, in Osten ziemlich ge-

rade begünstigt, und ohne davon getrennte Inseln; nur einige neuere Karten zeigen gegen 22 Grad südl. Breite eine hakenförmig hervor gehende Landzunge, die Halbinsel St. Joseph. Jenseits des 50. Grades fangen hingegen im Osten die Spuren vornehmlicher Katastrophen an. Hier zeigen sich die ersten nahen Inseln, die berühmten Falkland-Inseln, oder Malouinen; worauf dann bald nachher eine beträchtliche Zertrümmerung bestätigt wird, durch die Magellans-Straße, durch das in sich zertheilte Feuerland, und durch die ganz in Süden gelegenen kleineren Splittern, Staatenland und weiterhin noch unbedeutendere Inseln Ramirez, Barneveld, l'Hermite (hier Cap Horn) und andere.

So wie man gegen Westen zum Südmeere, oder dem großen Ocean vorrückt, nehmen dann die Spuren jener Katastrophen des Continents bedeutend zu. Vom nordwestlichen Feuerlande an liegt Insel an Insel, und dieß geht zum Archipel von Toledo, und von dort weiter hinaus bis über den Archipel von Chiloe fort. In Ansehung des Binnelandes ist bereits vorhin verschiedenes, die Nordigen Flüsse betreffend, angezeigt. Wichtigere Seitenzweige des

südlichen Alpen zeigen sich hier nirgends; nur wellenförmig gebildete Flächen, durch Thäler, einzelne kurze Bergketten, die sich bald im Lande selbst verlieren, Hügel und Sümpfe unterbrochen, werden von kleineren Flüssen durchschnitten.

Nördlich des Rio Colorado, oder Moya, oder Huaranca de Leuvo liegt auch eine Sandwüste, Hueca Mapu (Teufelsland), welche die Indianer bey ihren Reisen zum Meere sorgfältig meiden. Auch sind unweit dieser Gegenden mehrere Salzseen; so wie überhaupt viele dieser Flächen reich sind an natürlichem Salpeter. Beträchtlich weiter nach Süden, zwischen dem 46. und 47. Grade setzen einige Neuere den kleinen See Cotaguape, und lassen daraus den Fluß Sallego hervorgehen; Falconer konnte sich dessen nicht versichern, doch sprachen die Eingebornen von einem Flusse in diesen Gegenden. Der Sallego, der sich etwa unter dem 52. Grade ins Atlantische Meer ergoßte, wäre der letzte über der Magellan's Straße.

Es mangelt mithin dem Lande nicht gänzlich an Abwechslung und Fruchtbarkeit. Die Thäler gewähren dem wilden Hornviche gute Viehweiden, auch kommen hier Guanaken vor. Falconer nennt sogar hier noch den Tapir, der

er freylich für die biesigen Sümpfe sich eher
schickt, als die Lamas; allein die räuberischen
großen Ragenarten, sagt er, gehen nicht so weit
nach Süden hinab, indeß fand Byron den-
noch bey Port Desire, (47° 50') einen großen
Lieger, vielleicht den Puma. Dagegen zeigen
sich bis zur Magellan-Strasse Hasen und Füchse
verschiedener Art. Vidaure nennt einen der letz-
tern Culpea, und gibt ihm eine größere Sta-
tur, als dem gemeinen Fuchse. Wahrscheinlich ist
dieß Thier der wilde Hund oder der kleine Wolf
der Falkland-Inseln*). Auch findet sich hier eine
Art Muffeten, oder Stinkthiere, vielleicht Büs-
fons Zorill. Die Patagonier nennen es Yagua-
na und tragen das Fell als Kleidungsstück.

Für die Ornithologie sind hier mehrere Ar-
ten Landvögel, unter ihnen auch der Condor;
Byron gibt eine gute Beschreibung davon;
mit ausgespannten Flügeln maß der Vogel 12
Fuß. Ferner Adler, Geyer, Eulen, Habichte
und Tauben, Aentenarten, Fasane und Repp-
hühner.

Auch mangelt es nicht an kleinen Waldun-

*) M. s. weiter unten.

gen; denn die größern hören bereits jenseits der beyden Flüsse Desaguadero auf.

Eins der wichtigsten Vegetabilien dieser dürftigen Gegenden ist, außer den antiscorbutischen Kräutern, der dortige Zimmtbaum. Der Schiffscapitän, Wilhelm Winter, welcher im Jahre 1578 mit dem berühmten Drake um die Welt ging, ward durch Sturm von dem Admirale in der Magellans-Straße getrennt. Er sah sich gezwungen, nach England zurück zu kehren, und brachte von dorthier diese Rinde zuerst nach Europa. Der Baum heißt in Chile Boighe (*Boighe-cinnamomifera oliva fructu*, Feuillé) und wird von den Araukern als ein heiliger Baum angesehen. Er wächst in dem wärmeren Chile bis zu der Höhe von 50 Fuß, und sein Holz wird da zum Bauen gebraucht; im eigentlichen Magellans Lande, oder Patagonien, erreicht er aber nur 20 Fuß. Linne rechnet ihn zu den Gewächsen mit 12 Staubfäden in einer Zwitterblume (*Dedecand. Monogyn.*); allein Andere behaupten, der Boighe sey ein *Drymis*, und zwar die, welche Commerson *Drymis punctata* nennt. Sloan setzt den Baum der wahren Winterrinde, also den auf Patagonien, unter die *Pereclymenen*, und von diesem müsse eigent-

Nach die weiße Rinde (*Canella alba*) kommen, welche sich als Handels-Product einiger Maßen dem orientalischen Zimmet nähert. Die Blume ist weiß und wohlriechend; die Blätter kommen mit den Lorbeerblättern überein. Die Kraft der Rinde ist magenstärkend und schleimzertheilend, auch dient sie gegen den Scorbut. Sie wird in ähnlichen, röhrenmäßigen Stücken, wie der wahre Zimmet, zu uns gebracht. Sind es auch zwei ganz verschiedene Bäume, welche uns solche Rinde liefern, und ist auch der eine davon in West-Indien zu Hause, so gehört dennoch der andere offenbar nach Patagonien; denn einer der größten Botaniker, Hr. Jos. Banks, fand sie auf Terra del Fuego. Er sagt ausdrücklich, die Natur habe das Feuerland mit der *Winteraenea aromatica* reichlich versehen; der Baum sey nicht zu verkennen wegen seiner breiten Blätter, die den Lorbeerblättern ähnlich und dabey von einem lichten Grün seyn. Die Rinde streife sich leicht mittelst eines Holzes oder Knochens ab, und man könne sich ihrer auch als eines Küchenwürzes bedienen. Ebenfalls fand er hier kleine Waldunnen von der südlichen Fichte (*Betula antarchica*), die dennoch 30 bis 40 Fuß hoch wird.

Unter dem verschiedenen Nadelholze dieser

Gegenden führt Falkoner eine vorzügliche Tanne an, welche man besonders in den Gebirgen der Huilliches, einer zu den Patagoniern gehörenden Nation, unweit der Andes, findet. Sie hat das Eigenthümliche, daß sie von Natur mit geraden Linien vom Gipfel bis gegen die Wurzel hin bezeichnet, oder gleichsam abgetheilt ist. Um den Baum in starke Breter zu verwandeln, soll man statt der Säge nur Reile bedürfen. Werden diese längst des Baumes, jenen Linien gemäß, eingetrieben, so soll man starke und selbst glattere Breter erhalten, als dieß vermittelst einer Säge geschehen kann. So wohl von dieser Tannenart, als von andern hiesigen Fichten gehet eine beträchtliche Menge in breiten Flößen auf den Flüssen Nahuelstuari und Conquel zu dem Hauptflusse, dem großen Saucos der Spanier (dem schwarzen Flusse Cusu Leuen), zur Bay St. Matthias als Schiffsbauholz hinab.

Dies wäre etwa im Allgemeinen das Bild jenes großen Continents von mehr als 8000 Quadrat-Meilen, welches von Chiloe aus nach Süden die neue Welt beendet. Man sieht schon, daß es mit den nördlicher liegenden Ländern nicht wetteifern könne, und man begreift, wie einem dort angelegten Etablissement, oder einer dort zu

errichtenden Colonie weit größere Schwierigkeiten entgegen stehen, als denen in Brasilien oder in Chile. So hätte der Spanische Hof es auch leicht zuvor sehen können, was in diesem Lande eine Colonie für Schicksale haben müsse, zu einer Zeit, wo weder Paraguay noch Chile schon so weit gediehen waren, um durch ihre Nähe Hülfe zu erwarten. Dennoch wagte es Philipp II. auf den triegerischen Bericht, welcher ihm von Pedro Sarmiento über diese Länder abgestattet war, an der Magellans-Straße eine Colonie anzulegen.

Der König sandte diesen romanestken Seemann im Jahre 1581 dorthin, mit einer Flotte von 23 Segeln, unter der Führung des Admirals de Valdes, nebst 3500 Menschen, und 500 Wallonischer Truppen. Sarmiento hatte vorgegeben, man könne zu der neuen Colonie solche Orte wählen, woselbst die Breite der Magellans-Straße so geringe sey, daß man den Durchgang durch Kanonen hemmen könnte. Sarmiento ward zum Gouverneur dieser Magellanischen Colonie erklärt. Er errichtete auch wirklich ein Paar Ortschaften in der Straße, und nannte die Stadt, die er dort unter 53° 18' erbauete, mit 400 Menschen, mit Batterien und Kanonen

versah, Philippeville. Allein diesem großen Vorhaben widersprach gänzlich die hülflose Lage und besonders das Klima. Keine der Kornarten und Früchte, welche sie hier ausgesäet hatten, gediehete. Die Colonisten kamen fast alle vor Hunger um. Als der Englische Weltumsegler Cavendish 6 Jahre nachher dort landete, fand er in der leeren Fortresse die Cadaver der meisten Spanier noch in ihrer Montirung; nur ein Paar Menschen, worunter besonders H e r r e r a war, hatten sich mit genauer Noth erhalten. Cavendish führte einige dieser Unglücklichen nach Europa zurück, und nannte diesen ehemahligen Pflanzort Port Famine.

Freylich wäre es ganz eine andere Frage, ob heut zu Tage, bey dem großen Anwuchse benachbarter, für Spanien befreundeter Colonien, bey der ungeheueren Menge des im Binnenlande herum irrenden Schlachtviehes, und bey den erstaunlichen Fortschritten unserer Navik, nicht eine dort errichtete Colonie eben so leicht gedeihen müßte, als sie für eine große Seemacht, wegen der Fischereyen und als Station zum Südmeere, von Wichtigkeit werden könnte. Falkoner glaubt, und wie es scheint nicht ohne Ursache, daß die Bay ohne Grund (Bay, sans

fond) an der Mündung des schwarzen Flusses (zweiten Desaguadero) für die nach der Südsee gehenden Schiffe große Vorzüge für Buenos-Ayres haben würde. Dennoch läugneten die Spanischen Commissarien, welche 1746 die Küste in solcher Absicht untersuchen mußten; sie sprachen der ganzen Küste, von Gallego an, nordwärts, wegen des unfruchtbaren Bodens, fast alle Anlage und Bequemlichkeit zu einem Etablissement ab. Dennoch haben zwei andere große Handels-Nationen es in neueren Zeiten versucht, wo nicht an der Küste selbst, doch auf den neben ihr gelegenen Inseln etwas Aehnliches zu unternehmen.

Dies führt uns überhaupt zu den zahlreichen Inseln des südlichsten Amerika, und von Norden an gerechnet zuerst zu den Malouinen oder Falklands-Inseln. Diese Inseln sind zwischen 51° und $52^{\circ} 30'$ südl. Breite und $61^{\circ} 30'$ und $65^{\circ} 30'$ westl. Länge von Paris gelegen. Neben ihnen in Nordwesten finden sich drei kleine unbedeutende Inseln; sie wurden von dem Holländer Sebald de Weert 1599 entdeckt, und heißen nach ihm die Sebaldinen. Die Falklands-Inseln (so nannte sie der Comodore Byron), welche dagegen aus zwei gro-

ßen Inseln bestehen, die da besonders in Nordwesten und in Süden eine Menge kleiner Inselchen um sich haben, verdankt die Geographie ganz entschieden dem Engländer Sr. R. Hawkins. Der Weltumsegler Bougainville ist offenbar parteyisch, wenn er bald beym Americus Vespucci schon Spuren von den Falklands-Inseln finden will, bald sie aber sogar auf die Rechnung eines Franzosen, Beauchesne-Gouin, zu setzen sucht, oder letzterm wenigstens mit Hawkins gleiche Rechte zuzuschreiben scheint, da dieser 1700 die Kleinen, unweit der großen Macdonnen gelegenen Inselchen mit seinem Namen Beauchesne benannte. Hawkins hatte ja bereits 1593 die größte der Inseln entdeckt, und der Königin Elisabeth zu Ehren ihr den Namen Hawkins-Maidenland gegeben.

Sie wurden in unsern Zeiten besonders bekannt durch den berühmten Bougainville. Dieser that der Krone Frankreich im Jahre 1763 den Vorschlag, dort in Rücksicht ihrer bequemen Lage für die Schiff-Fahrt ins Südmeer und für die Entdeckungen in Australien ein Etablissement auf seine eigenen Kosten anzulegen. Mit Billigung des Königes unternahm er die Ausführung, und traf dort ein im Februar 1764. Sie schlo-

nen ihm ein trauriges, ödes, sumpfiges Land, ohne Holzung, und nur mit hohem Grase und Binsen bedeckt. Mit gleichen, ja noch dunklern Farben schildert sie auch der Cap. M'Brice. Denn die Engländer hatten fast in eben diesen Jahren, aufgefordert von dem ersten Lord der Admiralität Egmont, ein Etablissement auf der westlichen Insel errichtet. M'Brice sagt, als er nach dem Commodor Byron, der im Jahre 1764 den in Besitz genommenen Hafen Egmont benannte, zwey Jahre darauf dort ankam: „Wir sahen eine Masse zerstückelter Inseln, die nichts als Sumpf nebst nacktem Gebirge enthielten, und fortwährend, selbst mitten im Sommer, von harten Stürmen geschlagen wurden. Die vielen weit hervor gehenden Landspitzen, die tiefen Einschnitte, welche das Meer aller Orten, besonders in Nordwesten hervor gebracht hat, bilden indessen hin, und wieder treffliche Häfen.“

Weiterhin schien sich Bougainville dennoch mit seiner neuen Insel etwas auszuföhnen. Aber die Franzosen erstaunten nicht wenig, als sie eine unermessliche Menge Seevögel vorfanden, die sich von ihnen todtschlagen, ja ungeschert mit Händen greifen ließen; ein Zutrauen, das sie

N 5

Bald Ursache hatten zu bereuen; die gutartigen Thiere kannten den großen Mörder aller Mühe und des daraus entspringenden Glückes, den Menschen, nicht! Indes behielt Frankreich diese Inseln nicht lange. Nach beendigtem Kriege mit England, da Frankreich für seine Schiffe, die aus der Südsee von Ost-Indien kamen, oder von Europa dorthin gingen, nicht mehr nöthig hatte, besorgt zu seyn, und da Spanien schon längst dieses Etablissement als einen Eingriff in seine dortigen Rechte anzusehen glaubte, so übergaben die Franzosen mit Accord der Rückzahlung aller auf die Colonie gewandten Kosten, die Malouinen an Spanien. Bougainville selbst führte am 21. April 1767 diesen Auftrag aus. Als aber die Spanier ihre neuen Colonisten hierher führten, beklagten sie bitter die dafür von der Krone bezahlten Unkosten (600,000 Liv.), denn auch sie fanden ein so trauriges Land, daß selbst der Chef der Colonie, der Oberste Catani, sein Amt gerne mit dem untersten Bedienten in Buenos-Ayres würde vertauscht haben.

Indessen macht Peronnetz dennoch keine so gänzlich unvortheilhafte Beschreibung von diesen Inseln, und zeigt durch seine umständlichen Nachrichten von den dortigen Producten, daß

Allerdings einige der Aufmerksamkeit der Naturalisten wohl werth sind.

Begreiflich kommen hier alle die großen Robbenarten und Wallfische vor, deren bereits bey Philoe Erwähnung geschehen ist. Auch fand man eine kleine Art Hechte ganz ohne Schuppen und bis auf den Knochen völlig durchsichtig.

Von Fischen des süßen Wassers, denn die Malouinen haben mehrere kleine Flüsse und Bäche, kommt hier ein grüner Fisch vor, von der Größe einer Forelle, aber gänzlich ohne Schuppen.

Unter den Vögeln zeichnen sich besonders die Fetzgänse oder Penguine (*Aptenodytes*, Forster), diese sonderbaren Mittelgeschöpfe zwischen Fisch und Vogel, hier so wohl durch die Mehrheit der Arten, als der Zahllosigkeit ihrer Individuen aus. Rechnet man die von Pernetty, Bougainville, Molina und Forster für diese Südländer angegebenen zusammen, so gehören ihnen von allen Arten der 12 bekannten Penguinen sicher mehr als die Hälfte. In so erstaunlicher Menge fand man sie hier, daß, als Bougainville das hohe Gras, worin sich gleichfalls die Seelöwen und Robben oft verbergen, auf einer kleinen Insel anzündete, man über 200 dadurch getödtete Penguine antraf. Daher ward denn diese, die

zuvor die Pinguin-Insel hieß, Isle brulée genannt. Die größte Art dieser Thiere (*Aptenod. patagonica*) hat ein schönes, bedeutendes Ansehen, sie sind aufrechtstehend; völlig 3 Fuß hoch, haben einen langen starken Schnabel, oben auf sind sie von einem dunkeln Blau, der Unterleib von glänzendem Weiß. Ein Palatin oder Halskragen von schönem Gelb läuft vom Kopfe herab bis zum Unterleibe, und der lange Hals, die schlankere Gestalt als bey den übrigen Pinguinen, geben ihm eine Art von Pracht und vornehmem Wesen. Dieses Thier lebt mehr in der Einsamkeit; es läßt sich leicht zähmen, und unterscheidet bald seine Wärter, fraß dabey sowohl Brot, als Fische und Fleisch. Uebrigens haben diese Vögel etwas Drollisches in ihrem Ansehen und Betragen. Der sonderbar aufrecht stehende Körper, die lebernen Lappen, welche statt der Flügel an den Seiten herab hängen, der watschelichte Gang, alles dieß zusammen macht ein groteskes Ganze. Dabey wohnen verschiedene Arten von ihnen in Erdböhlen, wie die Füchse in ihren Bauen, oder auch unter den Seebäumen, wie die Robben. Nähert man sich ihnen, so fliehen sie in ihre Höhlen oder Baue, und wackeln mit dem Kopfe von einer Seite zur

andern, dieß hat, dem Pernetty zu Folge, völlig das Ansehen der *Mocquerie*, als sagten sie zu ihrem Verfolger:

Ah, le beau Monsieur que voilà!

Die kleinste Art (*Aptenod. chrysocome*) zeichnet sich nicht bloß durch einen gelben Federbusch aus, den sie erzürnt in die Höhe richtet, sondern durch ihren sonderbaren hüpfenden Gang; man nannte sie daher dort *Pinguin sauteur*, den Springer. Die Matrosen fanden das Fleisch dieser Vögel essbar.

Einen allgemeinen Begriff so wohl dieses wundersam gestalteten Geschlechts, als auch von einem ihrer traurigen Wohnplätze, gibt die bezeichnende Zeichnung. Zwar stellt sie nicht eine Aussicht der Falklands-Inseln vor, sondern den Weihnachtshafen (*Christmas-Sound*) auf *Kerguelens-Land*, unter $48^{\circ} 41'$ südl. Br. und $69^{\circ} 37'$ östl. L. von London. Allein diese traurige Insel ist von eben so ödem Ansehen und fast unter ähnlicher südlicher Lage, als jene; ist auch eben so reichlich mit Pinguinen und Robben besetzt.

Von fliegenden Seevögeln fast aller Gattung wimmelt es auf den *Malouinen*. Sie nisten zum Theil in den Erdhöhlen, und in den Felsen, und mehrere Arten sind eben so genießbar, als ihre

Eyer. Auch einige Landvögel kommen hier vor, besonders eine Art Drosseln, welche den Inseln so wenig scheuten, daß man sie mit Stöcken bey Duzenden todt schlug. Die Franzosen fanden, daß der eingesalzene Magen der Pinguine eine genießbare Kost sey.

Nur ein einziges Quadruped traf man auf diesen Inseln an. Eine Art von Fuchs. Bougainville nennt es den Wolfsfuchs (Loup renard), weil er sich einen Bau gräbt wie der Fuchs, und ihm auch durch den stark behaarten Schwanz ähnlich ist. Er hat die Größe eines gewöhnlichen Hundes, auch ist seine Stimme ein schwaches Bellen, so daß Pernetty ihn daher den wilden Hund nennt. Die Französischen Marine-Officiere wurden von diesem Thiere angefallen.

Es scheint ziemlich gewiß, daß dieser Wolfsfuchs das Thier sey, welches Molina in Chile vorfand, und es unter dem Nahmen Culpea beschreibt (*Canis culpaeus cauda recta elongata apice concolore laevi*). Auch er nennt es einen wilden Hund, von brauner Farbe, der den Fuchs an Größe übertrifft, wie ein Hund bellt, nur mit schwächerer Stimme, und sich wie der Fuchs einen Bau gräbt. Nicht nur hierin stimmt der Culpea also mit dem wilden Hunde der Malouie-

nen überein, sondern auch darin, daß er sich den Menschen nähert, aber stets zu seinem eigenen Schaden, denn er wird eben daher oftmahls von den Jägern geschossen. Commodore Byrons Leute tödteten eben daher auf den Falklands-Inseln in kurzer Zeit fünf davon. Er beschreibt sie als von der Größe eines mittelmäßigen Bullebeißers (Mastif), dabey aber außerordentlich schnell und gefräßig; die Mündung ihrer Höhlen war mit Seehunds- und Pinguinen-Fellen umgeben. Wenn aber der Wolfsfuchs der Malouinen von außerordentlicher Magerkeit war, so läßt sich dieß wohl aus der Dürftigkeit des Landes, also der Nahrung, erklären, die ihm in dem höher liegenden fruchtharerem Continente zu Theil werden mag.

Die Malouinen sind reichlich mit Muscheln und Seeschnecken versehen, dagegen findet man auf dem Lande keine Schlangen, noch giftige Insecten irgend einer Art.

Die Flora ist hier zwar dürrig; indeß zeigen sich dennoch einige bedeutende Merkwürdigkeiten. Darin nimmt wohl eine Pflanze den ersten Platz ein, welche gleichsam die Bildnerinn der Oberfläche des dortigen Landes selbst ist. Diese Oberfläche ist nämlich mit einer unglaublichen

Menge kleiner Erdhügel, kleiner grüner Erbenheiten bedeckt. Sie bestehen aber jede aus einer einzelnen Pflanze, die einen kahlen Stängel treibt, von etwa 1 Fuß Höhe. Hierauf liegt ein weiter concentrischer Trichter ganz kleiner, dreyzackiger, hellgrüner Blätter, so dicht auf einander geschichtet, daß man sie nur mit Sorgfalt von einander trennen kann, und daher das Ansehen hat von einer einzigen nabelförmig eingebogenen Fläche, worauf kleine Blättchen eingegraben sind. Das Ganze ist einer flachen Artischocke, oder wohl noch genauer einer großen Hauswurz (Sedum) ähnlich, hat aber eine solche Festigkeit, daß es, ohne zu zerbrechen, eine bedeutende Last trägt, und sich nur mit großer Gewalt zerreißen läßt. Bougainville sagt ausdrücklich, er habe sich auf dieses sonderbare, bis dahin unbekannte Gewächs, mit eben so großer Sicherheit hinsetzen können, als auf einen Stein. Der Durchmesser eines solchen Pflanzentrichters beträgt oft 6, ja nach Pernetty sogar bis 10 Fuß; die Blumen sind nur klein und grau, so wie auch die Samenkapseln; der Same selbst gleicht den Anisfröckern.

Die Pflanze wird aber dadurch noch merkwürdiger, daß sie ein Gummi, oder vielmehr ein

Harz, ausschwist. Aus dem Herzen und aus den zerrissenen Rändern, besonders aber aus dem zerschnittenen Stamme treten Tropfen einer gelblichen gummbösen Materie hervor, die der Milch der Wolfsmilch (*Tithymalus*) gleicht, und sich zwischen den Fingern wie ein Leim zieht. Pernetty nannte daher die Pflanze Firniß-Pflanze, *Plante au vernis*. Auch die Wurzel gibt diese zähe Materie, die aber ein Harz ist, da sie sich im Wasser gar nicht, ja selbst im Weingeiste nicht gänzlich auflöst, sondern einen schwammigen Bodensatz zurück läßt. Verbrannt riecht das Harz wie Gummi ammoniac, hat auch eben den Geschmack, und das verbrannte Residuum hatte eben den Geruch. Diesen nahm selbst nach mehreren Tagen das Waschen nicht hinweg. Dennoch verlor sich dieses zähe Harz von selbst an der Luft bey der los gerissenen Pflanze, besonders wenn Regen darauf fiel. Einige Matrosen bedienten sich dieses Harzes zur Heilung kleiner Wunden mit dem besten Erfolge.

Noch nützlicher sind aber hier zwey Pflanzen als schätzbare antiscorbutische Mittel. Die erste ist groß, gehört aber dennoch zu den fortkrankenden Pflanzen; die Blätter sitzen paarweise an einem sehr kurzen Stiele und haben

einige Aehnlichkeit mit den Blättern der so eben beschriebenen Harzpflanze. Sie sind, so wie auch der Stängel von der Dicke einer Schreibfeder, gelblich grün. Der Same ist, wie bey den Disteln, an weißen Federn oder Flocken büschelweise befestiget. Diese Pflanze liefert einen gährenden Trank, oder ein Bier, das, dem Geschmacke nach, dem Getränke von den Knospen der weißen Lanne von Canada gleichkommt, und eben so vorzügliche Wirkung gegen den Scharbock leistet. Auch in Bädern gebraucht, that es Bougainvillens kranker Mannschaft sehr gute Dienste.

Eine zweyte neue Pflanze von ähnlichem Nutzen beschreibt Pernetty als an der Erde fortrankend. Sie kommt so wohl hierin, als in der Form der Blätter, mit dem Thymian oder Quendel (Thymus, Serpillum) überein. Als Thee benützt, gab sie ein angenehmes aromatisches, dem Scorbüt widerstehendes Getränk.

Ueber dieß fanden sich drey verschiedene Arten von Heidelkraut (Erica), wovon die eine eine hochrothe Beere von angenehmem Geschmack liefert. Sellery und verschiedene andere antiscorbische Kräuter hat die gütige Natur diesem traurigen Lande eben so wenig als den nördlichen kalten Gegenden versagt.

Bougainville macht über die hiesige Flora noch einige schätzbare Bemerkungen. Es gibt hier, sagt er, zwar mehrere Arten von Blumen, aber alle sind sie ohne Geruch. Ferner war folgendes Phänomen sonderbar. Die von den Franzosen und nachmahls von den Spaniern bewohnte Insel, also die östliche der beyden Malouinen, ist durch eine kleine Gebirgskette von Osten nach Westen getheilt. An der östlichen Seite, worauf das Spanische Etablissement Soledad angelegt ist, wuchs jene harzige Pflanze und war reichlich mit dem Harze versehen; jenseits des Gebirges sah man zwar ein ihr ähnliches Gewächs, allein ohne Harz; es trug in der guten Jahreszeit schöne gelbe Blumen.

Gehen wir von den Malouinen weiter nach Süden hinab, so zeigt sich uns eine noch traurigere Insel, oder richtiger gesagt, Inselgruppe, nämlich das Feuerland.

Dieses große südlichste Bruchstück der neuen Welt erhielt nicht, wie man vermuthen könnte, seinen Namen von der noch lebenden Anzeige vorwähligter Zertrümmerung, von dem darauf sich befindenden Vulkan, sondern von den Feuern der Wilden, welche Magellan (1520) bey der ersten Weltumsegelung und Entdeckung seiner Stra-

ße darauf erblickte. Schon damals beurtheilte dieser große Mann die Bildung dieses Landes richtig; dem Geräusche der Stimmungen und dem Gange der hiesigen Ebbe und Fluth zu Folge, hielt er es für eine Masse mehrerer Inseln, oder wenigstens sehr tief vom Meere zerschnittenen Landes. Alle nach ihm kommenden Seemänner, z. B. v. a. n. N. o. o. r. t (1600) stimmten hierin mit ihm ein, und letzterer ließ sich selbst nicht durch die hohen Gebirge, wodurch das Land das Ansehen eines Continents erhält, täuschen. Auch geben es noch jetzt die Nachrichten und Karten als ein in mehrere Inseln zerschnittenes großes Eiland an. Selbst die neueren Untersuchungen der Spanier von 1765 und 1766, beschreiben es so, und setzen hinzu, daß die westlichen Inseln klein, und wie die Malouinen voller Sümpfe und Moräste sind.

Dieser westliche Theil bildet dann mit dem Staatenlande, die durch ihren so unverbient unglücklichen Entdecker berühmte Straße le Maire. Sie ist bemerkbar durch ein hohes Gebirge, bey'm Cook der Zuckerhut (Sugar loaf) genannt; ist im Sommer nicht ohne Grün, und gutes Wasser und sichere Häfen, allein die Spitzen der Hügel selbst sind doch durchaus nackt.

Marlinton kommt völlig mit Anson in seiner Beschreibung überein. „Die Natur,“ sagt er, „zeigt sich hier furchtbar. Zu beyden Seiten, so wohl auf Feuer- als auf Staatenland, erblickt man nichts als wilde, schreckliche Felsen mit Schnee bedeckt, die man nicht ohne Schauder betrachtet.“

Hingegen zeigen sich gegen Süden, und überhaupt im Innern des östlichen Landes, wenn es von der Magellans-Straße gesehen wird, hohe stets beeifete Gebirge. Unter ihnen ward der Vulkan des Mittelandes von mehreren Seemännern deutlich bemerkt. Elements Bericht darüber bestätigt dasselbe; Frezier und der ihnen nachfolgende Brignon sah am Tage deutlich Rauch davon aufsteigen.

Feuerland erstreckt sich von 52° 33' bis über den 55. Grad s. Br. und 66° 15' bis gegen den 75. Grad westl. Länge von London, von wo eine Reihe kleinerer Inseln anhebt, die die Magellans-Straße gänzlich ausbilden.

Ganz im Süden der neuen Welt verdienen hier wenigstens die kleinen Inseln, welche der Holländische Admiral l'Hermitte entdeckte, und die seinen Namen führen, genannt zu werden. Hierauf ist nämlich das Cap Horn gelegen, der

berühmteste Gränzort von ganz Amerika in Süd-
den, unter 55° 43' s. Br. Auf eine höchst un-
parteyische Weise hat Fleurieu vor kurzem
bewiesen, daß dem Englischen Weltumsegler Drake
die Ehre zukomme, diesen äußersten Punct der
neuen Welt zuerst entdeckt zu haben. Er ist be-
rühmt, denn der Weg um dieses Cap ins Süd-
meer wird jetzt von vielen Seefahrern den übr-
igen vorgezogen. Freylich sind D. Ramirez In-
seln noch südlicher gelegen, allein es sind nur
unbedeutende Puncte, und daneben unbefucht.

Eben so überflüssig scheint es zu unserer Ab-
sicht, der großen Anzahl kleiner Inseln zu er-
wähnen, welche gegen die Mündung der Ma-
gellans- Straße in das Südmeer Terra del
Fuego beendigen.

Genug also von dem dürftigen Lande Pata-
gonien, vielleicht gewähren seine Bewohner ein-
größeres Interesse. Seit Jahrhunderten waren
diese Menschen ein desto wichtigerer Gegenstand
der Neugierde, je fabelhaftere Nachrichten uns
die Reisenden von ihnen gaben. Gewohnt, in
den traurigen Eisländern des Nordens, Grön-
land und Lappland eine ihnen ähnliche, dabey
kleine, ja zwergartige Menschen-Race vorzufinden,
schien dem ersten Anblick nach hier in dem kalten

Süden die Natur sich eben so entgegen stehend, als die beyden Pole selbst. Die ersten Weltumsegler, besonders einige Spanier und Holländer, z. B. Sarmento, Argensola, Janßen, lassen uns dort Geschöpfe sehen von 9, ja 12 Fuß Höhe, dabey colossalisch gebauet, kurz, wahre Riesen. Andere Reisende erwähnen indeß nur gewöhnliche, ja zum Theil kleine Menschen.

Nur unsern neuern Weltumseglern verdanken wir die Auflösung dieses Räthels, die Wahrheit. Es wird sich nach kurzer, aber richtiger Darstellung der von ihnen bemerkten Nationen sogleich zeigen, daß die Natur über dem ganzen Erdball sich stets getreu bleibt.

Das große Gebieth, welches wir so eben unter dem Nahmen Patagonien durchgegangen sind, wird von mehreren Volksstämmen und selbst von verschiedenen Menschen-Racen bewohnt. Einige von ihnen haben wir bereits bey Chile, und selbst vormahls bey Paraguay kennen lernen. Denn die Abiponer, noch mehr aber die Moluchen oder Arauer, durchwandern schon zu Zeiten jene große Wüsten, die Pampas, welche bereits an das nördlichste Patagonien gränzen. Dieser Völker dürfen wir daher nicht weiter erwähnen. Auch stimmen die Puelsches und Cunches so wohl in

der Sprache, als auch größten Theils in ihren Sitten mit jenen Araukern (Moluchen) überein. Zwar hat uns Falkoner die umständlichste Nachricht von diesen und den hier folgenden Nationen gegeben, dennoch herrscht darin viel Unbestimmtes. Von diesen Moluchen weichen schon die südlichen, die Gullichen und ihre Mundart, sehr von den übrigen ab; sie reden nämlich ein Gemisch der Chilensischen und der Tehuelhets-Sprache. Daneben sind sie zugleich sehr ansehnliche, starke Menschen; sie erstrecken sich von Baldivia an gerechnet bis gegen die Magellans-Straße.

Die Nationen, welche uns aber hier mit noch größerem Rechte interessiren, sind die Tehuelhets; diese kennt man in Europa vorzugsweise unter dem Namen der Patagonen. Die Spanier nennen sie Seranos, Bergbewohner. Diese Tehuelhets zerfallen in mehrere Stämme, z. B. in die Teuruches, oder das Fußvolk, und Callile-Het, das Bergvolk. Letztere theilen sich abermahl in die Culi-lau-Cunnys, Schaa-Cunnys und Pacono-Cunnys (Cunny bedeutet Land.)

Die Wohnsitze der Stämme der Tehuelhets fangen in Süden unter denen der Puelchen an und gleich mit dem zweyten Desaguadero, oder dem
 schwarz.

schwarzen Flüsse, an. Sie gehen hinab bis zu der Nation der Peypus, bewohnen mithin alle die weiten hin und wieder gebirgigen, größten Theils aber wasserdürftigen Landschaften zwischen dem 40. und 50. Breitengrade, und überschreiten oftmahls bey ihrem schnellen vagabonden Leben diese Gränzen beträchtlich, so wohl in Norden als in Süden. In dieser ganzen, großen Region sieht man keine fest erbaute Ortschaft. Die Tehuelhets und die ihr angehörigen Stämme säen und ernten nicht; sie leben von Guanaken, Hasen, Straußen und vom Pferdefleisch. Diese Unsicherheit eines solchen Jägervolkes macht sie daher stets umher irrend in dem kalten Klima. Das Pferd ist ihnen ihr alles; und wie bey den Abiponern, höchstens ein leichtes Gezelt von Häuten oder Binsen macht ihre temporäre Wohnung.

Dies sind nun jene Patagonen, die so viel Aufsehens machten, deren Vaterland also auf keine Weise die Küsten der Magellans-Straße sind, noch weit weniger aber das Feuerland, und deren wahre Gestalt wir jetzt mit vieler Bestimmtheit kennen.

Falkoner, welcher so lange unter den unabhängigen Nationen dieser Länder Missionär war, läugnet geradezu alle Riesen; aber auch er sagt, daß viele der Tehuelhets 7 Fuß hoch sind.

Lehrb. 7. Band.

D

Bougainville, der am genauesten und Häresten über sie spricht, mag uns hier zum Hauptführer dienen, und die Nachrichten eines Byron, Guyot und Giraudais werden das etwa noch Fehlende hinzu fügen.

„Die Patagonen, welche wir an der Bay
 „Boucault (52° 18' s. Br.) am 18. December
 „1767 sahen, waren von großem Wuchs; keiner
 „von ihnen hielt unter 5 Fuß 6 Zoll (Par. Maß)
 „keiner aber über 5 Fuß 10 Zoll. Die Mann-
 „schaft des Schiffs l'Etoile hatte in der vorher-
 „gehenden Reise (im Junius 1766) eben dieselben
 „gesehen; einer der Matrosen erkannte sie wie-
 „der. Es ist eigentlich ihr ungeheuer breitschul-
 „teriger Bau (énorme quarrure), die Größe
 „ihres Kopfes und die Dicke ihrer Glieder, wo-
 „durch sie uns riesenmäßig vorkommen. Sie sind
 „stark und wohl genährt, von starken Muskeln
 „und festem Fleische; es ist der Mensch, der
 „ganz der Natur überlassen, und durch saftvolle
 „Nahrung genährt, das völlige Wachsthum er-
 „reicht hat, dessen unser Geschlecht fähig ist. Ihre
 „Figur ist weder hart, noch unangenehm, einige
 „zeigen selbst etwas Artiges; ihr Gesicht ist rund,
 „aber ein wenig platt; die Augen sind lebhaft,
 „die Zähne außerordentlich weiß; in Paris wür-

„de man sie nur zu breit finden. Sie trugen ihr langes schwarzes Haar oben auf dem Wirbel wieder fest geheftet. Einige hatten lange, aber nur dünnhaarichte Schnurrbärte. Ihre Farbe ist, so wie bey den übrigen Amerikanern, kupferbraun, erzfarb (bronzée).“

Die Richtigkeit der Bougainvilleschen Beschreibung wird nun durch mehrere der gütigsten Reisenden bestätigt, so wohl von seinem Landsleuten als von Engländern.

Duclos Guynet fand ihre Statur eben so hoch, und die größten Mäßen der Matrosen waren für ihre Köpfe viel zu klein.

Herr de la Giraudais stimmt hierin mit ihm überein, er bemerkt ebenfalls den sehr breitschulterigen Bau, gibt ihnen aber zugleich einen großen Mund, eine flache Nase und breite Backen.

Dem Commodore Byron kamen sie noch gigantischer vor. Sein Lieutenant Cumming, ein Mann von 6 Fuß 2 Zoll (Englisch), erstaunte, als er sich unter den Riesen wie ein Zwerg vorfam, denn, setzte er hinzu, „diese Leute darf man viel eher Riesen, als nur große Menschen nennen; bey uns würde nämlich ein Mann von 6 Fuß 2 Zoll, der dabey, dieser Größe gemäß, sehr breitschulterig und muskulös wäre, als ein unge-

„wöhnliches, riesenmäßiges Individuum angesehen werden.“

Diese Menschen zeigten so fort ihre Nahrung selbst an. Bougainville fand ganze Viertel von Guanaken an ihren Pferden herab hängen, ja er sah, wie sie das Fleisch roh genossen. Auch führt bereits Magellan es als eine Merkwürdigkeit an, daß einer dieser Patagonen die Knochen gefressen hätte, welche die Matrosen auf dem Schiffe hingen. Indeß aßen sie dennoch Brot und andere Speisen, welche die Europäer ihnen anboten. Vielen waren aber die geistigen Getränke zuwider. Auch sah Guyots Mannschaft die Patagonen Fische, Krebse und Seemuscheln fangen.

Vergleicht man die gütigsten Berichte über diese vagabonde Nation, so waren zwar die meisten zu Pferde, daneben fanden sich aber gleichfalls Fußgänger sonst völlig jenen ähnlich; die Weiber reiten in gleicher Stellung mit den Männern.

Die Frauen waren, Byrons und Giraudais Bericht zu Folge, den Männern an Statur, nach Verhältniß ihres Geschlechts, gleich, nur hatten sie eine minder dunklere Leibesfarbe. Letzteres bestätigt auch Falconer.

Der Anzug der Männer besteht in einem um den Körper geworfenen Mantel, von Guanaken,

Chinchen • (*Viverra mephitis*), Yaguanos- oder Otterfellen, vermittelst eines Gürtels um den Leib gebunden. Auch tragen sie noch ein breites Leder um die Mitte des Leibes, doch bedeckten sich die Frauen an dessen Statt mit einer längeren Schürze. Sonst sind sie des rauhen Klimas ungeachtet, fast nackt. Reaumur's Thermometer zeigte nämlich hier mitten im Sommer nur äußerst selten 10 Grad über dem Gefrierpunkt.

Die Füße bedecken sie mit einer Art Halbschneideln aus Pferdeleder, welche hinten offen stehen; ein spitziges Holz an jedem Hacken dient als Sporen. Es war bewundernswerth, diese Colossen auf kleinen Pferden über Steine und Felsen, ohne die mindeste Furcht, im Galopp hinweg jagen zu sehen. Ebenfalls haben sie eine Menge Hunde, und diese sind bey ihren Pferden die treuesten Wächter.

Auch diese Menschen lieben den Puz. Sie ziehen nicht nur um die Augen zwey Kreise, den einen weiß, den andern schwarz oder roth, sondern sie bemahlen über dieß zuweilen das Gesicht, ja den Körper selbst mit einzelnen, farbigen Linien. Bey einigen Patagonen fanden sich Kupferne, zwey Zoll breite Ringe unter dem Knie; andere hatten ähnliche Zierathen von Glas-

raßen. Bey den Weibern herrschte die Gewohnheit, sich die Haare der Augenbraunen auszureißen oder sie anzuschwärzen; das Haupthaar trugen sie ins Gesicht gekämmt. Byron traf bey ihnen außer jenen Glaskorallen auch bey einer der Frauen Armbänder von gelbem Metall, vielleicht blassem Golde, woraus sich schließen läßt, daß sie mit den Spaniern oder andern Europäern in Verbindung standen.

Die Besitzerinn dieser Bracelette und einiger Ketten auf Haaren gezogener blauen Glaskorallen, war zugleich von einer erstaunlichen Größe, und dabey im Gesichte auf eine furchtbare Weise bemahlt. Vielleicht war sie eine Fürstinn? Denn wenn gleich einige Reisende, z. B. Bougainville, keine Oberhäupter oder Anführer unter ihnen bemerkt zu haben glauben, so redet dennoch Falkoner ausdrücklich und umständlich von ihren Taziken; und Byron so wohl als Giraudais fanden wirklich unter ihnen Männer, die sich vor allen übrigen auszeichneten. Giraudais traf einen ihrer Stämme, oder vielmehr eine Familie, welche aus 26 Männern und 40 Frauen bestand. Den Chef nannte man Pacha-chui, und seine Würde erkannte man durch seinen Anzug. Er trug, außer den oben angeführten Klei-

Bungsstücken, eine Mütze, die aus der Haut eines Vogels verfertigt war, woran noch die Federn hoch empor ragten.

Der Charakter dieses groß gebauten Volks wird von einigen Reisenden theils als gut, theils als böse geschildert; je nachdem die Aufnahme derselben, die oftmahls sehr von Nebenumständen abhängt, gut oder schlecht ausfiel. Dem Commodore Byron kam ein alter Mann von bewundernswürdiger Größe ganz allein entgegen, nachdem zuvor der Haufe von einigen 100 Patagonen, welche in der Nähe waren, ruhig in einiger Distanz stehen geblieben. Sie hatten zuvor mit einander laut gerufen, (nach Bougainville, Guyot und Andern kam das Wort Chaova sehr häufig dabey vor) sie bezeugten großes Wohlgefallen an den Glaskorallen, welche er unter sie vertheilte. Auf ein gegebenes Zeichen setzten sie sich sodann ruhig nieder, und nun sangen mehrere Alte in einer feyerlichen Melodie einige unverstandene Worte ab. Byron umzog den ganzen Haufen mit einer großen Rolle von grünem seidenen Bande, so weit sie nur reichte, theilte jedem Patagonen, der das Band mit der Hand hielt, ein Stück mit der Schere zu. Hierbey verhielten sie sich alle ruhig, und schienen sehr

vergnügt. Auch Bougainville ward von ihnen zutraulich und gutmüthig aufgenommen, ja sie suchten sich ihm selbst gefällig zu beweisen. Als Commerçon, der berühmte Naturalist, Kräuter suchte, waren die Patagonen freywillig dazu behülflich. Und bey dieser Gelegenheit, bemerkt Bougainville, fand man, daß sie einige Kenntniß der Arzeneykunde haben; denn einer derselben, der ein krankes Auge hatte, machte den Chevalier de Bouchage darauf aufmerksam, und deutete durch Zeichen an, er möge ihm eins der Kräuter zu dessen Heilung auswählen.

Anderen Reisenden boten sie als Gegengeschenke ihre Kleider, ja sogar ihre Waffen, an; auch erhandelte man von ihnen Pferde. Es ist daher wohl die Schuld anderer, besonders einiger der früheren Weltumsegler, wenn sie mit diesen Menschen in blutigen Streit geriethen. Indesß sagt dennoch Duclos-Guyot, sie hätten ihm listig, verwegen geschienen; sie wären eher geneigt zu nehmen, als zu geben.

Ebenfalls finden sich Verschiedenheiten in den Nachrichten über ihre übrigen moralischen Eigenschaften. So rühmen Einige die Sittsamkeit und Treue ihrer Weiber, da Andere hin-

gegen, z. B. la Giraudais, behaupten, sie hätten sie ihnen selbst dargebothen.

Ihre Kinder lieben sie zärtlich, lassen sie aber daher völlig ohne Zucht aufwachsen. Auch ausferteten sie auf den Schiffen von Duclos-Guyot einen entschiedenen Hang zum Stehlen der Axtze, anderes Eisengeräthes und von Eswaaren. Alle Klagen hierüber bey dem Anführer, dem Taziken Pacha-chui, waren vergebens.

Auch Falconer gesteht, daß die Patagonen oder Tehuelhets unter allen Nationen des Erdbodens, so drückt er sich aus, die unruhigsten und entschiedensten Räuber wären. „Weder ein außerordentlich hohes Alter und Blindheit, noch eine andere Schwächlichkeit hält sie von ihrem Gange zum Umherschweifen zurück. — Sie sind übrigens höflich, verbindlich und von guter Art, aber sehr unbeständig und binden sich nicht so genau an ihre Versprechen. Sie sind herzhast, kriegerisch, und haben keine Furcht vor dem Tode, daher sind sie so wohl den Mosluchen als selbst den Spaniern furchtbar.“

Die Hauptwaffen der Patagonen bestehen in den bereits erwähnten Kugelschleudern *) oder

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 214.

Laqui, nämlich zwey runde Steine durch starke Riemen verbunden und nehmäßig davon eingefaßt. Bougainville so wohl als de la Giraudais sahen keine andere bey ihnen; letzterer sagt, sie tödteten damit bis auf 400 Schritt. Sie zerschmetterten hiermit die Hirnschale der Feinde, und selbst die Cavallerie der Spanier fürchtet diese Laquis sehr. Die zur Jagd gebrauchten Laquis haben längere Riemen und kleinere Steine.

Indeß bedienen sie sich, so wie die Molukken und die höher hinauf wohnenden Abiponer, der Lanzen, des Bogens und der Keulen; Falconer sagt sogar von den Tehuelhets und Huilliches, sie vergifteten zuweilen die Spitzen der Pfeile; die damit Verwundeten sollen zwey bis drey Monath lang allmählich abzehren, und endlich völlig einem Skelett ähnlich sterben.

Ihre Todten beweinen sie feyerlich. Sie mahlen sich sodann nur schwarz, und die Frauen ritzen sich den Busen und das Gesicht blutig. Sie trocknen die Gebeine ihrer Todten und verwahren sie in eigenen weit entfernten Begräbnissen und Zelten, die deßhalb errichtet sind. Auf die Todtenhügel stellen sie die Waffen der Verstorbenen, und um sie her die Skelette ih-

rer Pferde. Die wüste Ebene längs der Küste, von dem Camaronen-Flusse an, bis etwa zum 52. Breitengrade, ist mit solchen Begräbnissen der Patagonen ganz besetzt.

Bei diesen Trauer-Ceremonien zeigen sich Spuren ihres Glaubens an ein anderes Leben. Als Duclos nämlich sie zu befragen suchte, wohin der Verstorbene gekommen sey, zeigten sie mit den Händen zum Himmel hinauf. Andere Zeugnisse einer Art von Religion oder doch Cultus geben außer jenem feyerlichen Gesang beym Empfang der Fremden folgende Bemerkungen des Duclos. Der Franzose suchte den Pacha-chui über seine Religion zu befragen, besonders ob er die Sonne anbethe; dieß verneinte er, bezeugte aber durch Aufhebung der gefalteten Hände gegen Himmel, daß er dennoch ein dort wohnendes oberes Wesen verehre. Und als man von einem andern Patagonen, der an einander hangend vor sich murmelte, die Ursache hiervon zu wissen suchte, so gab er ebenfalls durch Aufhebung der Hände zum Himmel zu verstehen, er bethe.

Dieß wird hinreichen, so wohl diejenigen Völker des Binnenlandes von Patagonien zu kennen, welche dort gewisse Landschaften zu ihrem beständigen Aufenthalte gewählt haben, als auch

diejenigen, die da, einigen Stämmen der Tartarn ähnlich, ununterbrochen umher irrten.

Nur die Bewohner der südlichsten Länder von Amerika, die Gränzvölker dieses Continents, sind uns noch übrig. Auch sie bestehen nur aus rohen, uncivilisirten Menschen, oder, wie wir sie zu nennen pflegen, aus Wilden; denn bis jetzt ist in diesem grausen Klima von keinem Aufbau irgend eines cultivirten Menschen weiter die Rede.

Zwar hat sich bey den Spaniern in Südamerika die Sage einer alten Spanischen Colonie im Binnenlande von Patagonien hin und wieder erhalten, und eben deswegen ist es billig, hier der so genannten *Cesareer* zu gedenken.

Der Bischof von Placentia, Gutierrez de Carjaval, hatte nämlich 1539, mit Erlaubniß Kaiser Carls des V., vier Schiffe ausgerüstet, um durch die Magellans-Straße zu den Molukischen Inseln zu gelangen; Alfonso di Camargo war Befehlshaber der Expedition. Ein Sturm ergriff die Flotte beym Eingang in die Straße, den 20. Januar 1540; das Hauptschiff ward an der Küste zerschmettert, jedoch rettete sich die Equipage am Ufer. Die übrigen Schiffe wurden durch starken Westwind abgehalten, diese

Unglücklichen, welche ihnen jammernd die Arme entgegen streckten, wieder einzunehmen. Unter den 250 so verlassenen Menschen fanden sich 18 bis 20 Weiber, und einige Geistliche. Diese Zurückgebliebenen sollen, der Lage nach, eine Colonie im Innern von Patagonien unter 43 bis 44 Gradn südl. Breite errichtet haben, welche man die Colonie der Cesareer nennt.

Dies ist der Bericht des berühmten Naturalisten Feuille; allein kein anderer Reisebeschreiber erwähnt einer solchen Colonie. Feuille erzählt davon ganz ernsthaft: Diese Cesareer hätten allen übrigen Europäern den Zugang zu ihrem Lande versagt. Dies sey ihnen aber durch die Lage desselben sehr leicht geworden, indem dieses Land von der Westseite durch einen reissenden Strom jedermann den Eingang verböthe. Man habe jenseits des Flusses deutlich so wohl fremde Menschen gesehen, so wie auch weiße, zum Trocknen ausgebreitete Leinwand; ja man habe Glocken läuten hören. Ein den Cesareern angehöriger Indianer habe sich von einem Missionär erbitten lassen, ihn nebst seinen Bedienten über den Fluß zu führen. Er habe auch Wort gehalten, habe selbst den Missionär am andern Ufer verborgen, um ihn zu Nachts in

die Stadt zu führen. Allein statt dessen habe er den Missionär ermordet, und nur mit genauer Noth sey dessen Bedienter, der Erzähler dieser Geschichte, entkommen.

Bedenkt man aber, daß, wenn eine Summe von einigen hundert Europäern beyderley Geschlechts sich fortgepflanzt hätte, diese bald eine bedeutende Menschenzahl hervor brächte, dort Städte errichtete und sich in einen regelmäßigen Staat ausbildete; so scheint es unglaublich, bey der Nähe von den Missions-Anstalten von Paraguay und von Cujó, bey dem ständigen Umherstreifen und Durchsuchen dieser Gegenden, durch die berittenen Abiponer, Moluchen und Patagonen, daß ein so merkwürdiges Phänomen, nämlich eine ziemlich zahlreiche Colonie von Weißen, lange habe verborgen und unbesucht bleiben können. Die Nichtexistenz dieser Colonie wird noch mehr dadurch bestätigt, daß alle übrigen Reisenden davon schweigen, vorzüglich aber durch Falkoners Aeußerungen darüber. Er lebte in dortigen Gegenden lange als Missionär, und bemühte sich über diese sonderbare Colonie die genauesten Nachrichten einzuziehen. Hiernach behauptet er, daß die ganze Sache auf einem Mißverstehen der Indianer beruhe. Wenn

nämlich diese von einer Colonie von weißen Leuten sprechen, so verstehen sie hierunter entweder Paraguay, Chile oder die Binnenländer Brasiliens; während daß hingegen der Europäer bey diesen Völkern, die da weniger im Stande sind, sich bestimmt über solche geographische Gegenstände verständlich zu machen, stets Mißverständnissen ausgesetzt bleibt, besonders da er selten völlig Herr ihrer Sprache ist.

Die Cesareer als Abkömmlinge von jenen Schiffbrüchigen sind also entweder längst umgekommen, oder sie haben sich vielleicht in eine der Missionen der tiefen Binnenländer verloren.

Jetzt beschließen wir die neuern Nachrichten über Amerika mit den Bewohnern seiner südlichsten Gränzen, nämlich mit denen der Küsten vom Magellans-Lande und den Bewohnern von Feuerland.

Da diese Länder nur durch sehr schmale Arme des Meeres getrennt sind, so wird es begreiflich, wie am Meere gelegene Nationen, je nach ihrer Willkühr, sich bald an den Enden des Continents, bald auf jener großen Insel zeigen.

Erinnert man sich der zuvor gegebenen treuen Darstellung dieser Länder, wo kaum ein Quadruped lebt, wo nur Seelöwen, Robben, thra-

nichte Seevögel oder Muscheln und Seeschnecken eine dürstige oder doch ekle Nahrung gewähren, wo der kahle Felsen keinen Monat hindurch unbeschnitten bleibt, so wird man wohl schwerlich hier große, rüstige, gesunde Menschen erwarten.

Frostig, dürstig und traurig, wie die übrige Natur, ist hier auch der Mensch, so schildern ihn auch alle gütige Reisende. Schon Candish nannte sie (1523) Menschen von etwa 6 Spannen Höhe, Gesteßen ihnen nun gleich Bougainville, Cook und Wallis eine größere stature zu, dennoch beschreiben sie sie einmüthig als elende Geschöpfe. Bougainville gab denen, die er auf der Nordseite von Terra del Fuego, der Küste von Magellans-Land, zwischen Cap Forward und Cap François gegen über, fand, den Namen Peharais; denn dieß war ihr einziges Wort, was sie von sich hören ließen. Es ist, sagt Cook, eine kleine, häßliche, halbverhungerte Menschen-Race. Forsters Nachrichten, als die vollständigsten von diesem Volke, verdienen hier vor andern benutzt zu werden. „Statt daß alle andere „Nationen der Südsee,“ sagt er, „gewöhnlich „mit einem lauten Jauchzen oder frohem Zuruf „uns entgegen kamen, beobachteten diese selbst „noch dicht am Schiffe, wo wir wenigstens eine



Die Feuerländer.

„Anrede erwarteten, ein tiefes Stillschweigen;
 „sie gaben keinen andern Laut von sich als:
 „P e s c e r ä h ! Als man nach vielem Zurinken
 „einige von ihnen ans Schiff brachte, ließen
 „sie nicht das geringste Zeichen von Freude bli-
 „cken, schienen auch ganz ohne Neugierde zu
 „sehn. Sie waren von kurzer Statur, keiner
 „über 5 Fuß 6 Zoll (Englisches Maß) hoch; hat-
 „ten dicke, große Köpfe; breite Gesichter; sehr
 „platte Nasen, und die Backenknochen unter den
 „Augen stark hervor tretend. Die Augen selbst
 „waren von brauner Farbe, aber klein und matt;
 „das Haar schwarz, völlig gerade, mit Thran
 „eingeschmiert, hing wild und zottig um den
 „Kopf. Anstatt des Bartes standen einige einzel-
 „ne Borsten auf dem Kinne, und von der Nase
 „bis in das häßliche, stets offene Maul war ein
 „beständig fließender Canal vorhanden. Diese
 „Züge machten, zusammen genommen, das voll-
 „ständigste und redendste Bild von dem tiefen
 „Elende, worin das unglückliche Geschlecht da-
 „hin lebt. Schultern und Brust waren breit
 „und stark, der Untertheil des Körpers aber so
 „mager und eingeschrumpft, daß man sich kaum
 „vorstellen konnte, es gehöre zum obern. Die
 „Beine waren dünn und krumm, und die Knie

„viel zu stark. Ihr einziges elendes Kleidungs-
 „stück bestand aus einem alten Seehundsfell,
 „welches, vermittelst einer Schnur, um den Hals
 „befestigt war. Uebrigens gingen sie, Männer
 „und Weiber, völlig nackt, ohne auf das,
 „was Anständigkeit bey uns fordern würde, die
 „geringste Rücksicht zu nehmen. Ihre Leibes-
 „farbe ist olivenbraun mit einem kupferfarbigen
 „Glanze, und bey manchen noch durch Streifen
 „von rothem und weißem Ocker erhöht. Die
 „Begriffe von Schmuck und Zierath scheinen
 „folglich älter und tiefer bey uns eingewurzelt,
 „als die von Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit.
 „Die Weiber waren beynähe wie die Männer
 „gestaltet, nur etwas kleiner, weniger häßlich,
 „und in der Kleidung nicht unterschieden. Ein-
 „ige wenige hatten jedoch außer jenem großen
 „Seehundsfell, noch einen kleinen Lappen,
 „kaum einer Hand groß, als Schürze am
 „Schooße herab hängen. Den Hals zierte ein
 „ledernes Band, mit Muscheln besetzt, und der
 „Kopf war mit einer Mütze von Gänsefedern
 „bedeckt, die gewöhnlich aufrecht standen. Die
 „völlig nackten Kinder saßen neben den Müt-
 „tern, um das in dem Canot brennende Feuer;
 „zitterten aber beständig vor Kälte.“

„Außer dem Worte Pescheräh, welches sie bald in einem klagenden, bald lieblosenden Tone vorbrachten, ließen Einige nur bloß ein Paar andere Worte hören, die aus einer Menge Mislauter und Gutturals-Buchstaben bestanden. Mit eben der Achtlosigkeit, mit welcher sie ihre eigene Kleidungsstücke weggaben, nahmen sie auch von uns Glas, Korallen und andere Kleinigkeiten an.“ Dieser Mangel an aller Neugierde setzte ebenfalls Bougainville in Erstaunen. Diese thierischen Menschen sahen selbst auf die Schiffe, auf diese Meisterstücke der menschlichen Industrie, ohne die mindeste Bewunderung hin. Ueberhaupt war ihr Charakter die seltsamste Mischung von Dummheit, Gleichgültigkeit und Trägheit.

Indeß sang und tanzte (oder sprang) doch nachmahls eine andere Familie von Pescherähs am Bord der Französischen Schiffe. Auch zeigte sich wieder eine andere Familie etwas wortreicher. Sie machte auch einen Unterschied unter den Europäischen Waaren, zog den Bändern und Messern die Korallen besonders vor, und rief dann Halleca! Fragte aber Cooks Mannschaft nach Wasser, so gaben sie durch Zeichen das Trinken an, zeigten auf die Fässer und riefen Uhd. (Oodd.)

Die Nahrung der Pescherähs bestand aus halb verfaultem Seehundfleisch; das thranichte ekelhafte Fett genossen sie am liebsten. Ferner nährten sie sich von Muscheln und Seesnecken, die sie vermittelst eines Stocks von den Felsen los machen, oder auch in kleinen Körben fischten. Dieß war die Arbeit der Weiber, denen überhaupt alle grobe Arbeit aufлаг, selbst das Rudern ihrer kleinen und aus Baumrinde schlecht gemachten Bötze oder Canots.

Der einzige Beweis einer Gescheidheit und Industrie waren ihre Waffen. Sie bestanden in Bogen und Pfeil. Ersterer, von einem dem Berberigen ähnlichen Holze, hält gegen 3 Fuß, und war sehr nett gemacht, an den leßtern war aber das Holz trefflich polirt. Die Pfeile sind fessiedert, die Spitzen aber, welche aus Krystall oder geschliffenem Schiefer bestehen, werden aus dem Beutel, worin man sie besonders trägt, nur zum wirklichen Gebrauch heraus genommen und auf eine sehr geschickte Weise eingesetzt. Bogen und Pfeil sind indeß eben so schwach als der Arm, der sie gebraucht. Ihre Lanzen haben Spitzen von Fiskelknochen mit Widerhaken.

Die Dürftigkeit ließ diese traurigen Erdenkinder mit allem vorlieb nehmen, was ihnen nur

effbar schien. Eins ihrer Kinder hatte es sogar versucht, ein Stück Glas, welches ihm die Franzosen gegeben hatten, zu verschlucken. Das unglückliche Kind ward ein Opfer seiner Gierigkeit, litt aber zuvor die grausamsten Schmerzen. Bey dieser Gelegenheit entdeckte man, daß es auch selbst unter diesem Volke Zauberer, die den Arzt spielen, gibt. Der Arzt oder Beschwörer hatte zu seiner Ceremonie sich das Haar bepudert, und mit einer Mütze bedeckt, welche durch zwey große Federn dem Merkurs-Hute ähnlich sah. Er streckte das arme Kind auf die Erde aus, beugte sich mit gräßlichem Geschrey über dasselbe hin, öffnete plötzlich die zuvor geschlossenen Hände, und blies dabey stark den Aethem von sich, als wollte er den bösen Geist hinweg blasen. Der Französische Schiffsarzt wandte zwar alles an, das Kind zu retten, allein es starb, und die Pescherrähs eilten mit wildem Geheule, ein solches, ihnen gefährliches Volk zu verlassen; denn sie sahen die Fremden, und vorzüglich den Schiffschirurgus für die Ursache dieses Unglücks an. Die Franzosen schienen sich aber hierüber einiger Maßen dadurch zu trösten, daß der Schiffsprediger dem unglücklichen Kinde auf eine verstoßene Art die Taufe beigebracht hatte; und

auf die Weise wäre also eine Seele in den Himmel gleichsam e i n g e s c h w ä r z t !

Die Pescheräbs scheinen zwar von einem Lande oder Insel zum andern zu wandern, denn man trifft sie bald an den Küsten von Magellans-Land (nicht aber im Innern von Patagonien), bald an der Ost-, bald an der Westseite des Feuerlandes an; indeß haben sie dennoch ordentliche Sitze, Ortschaften von mehreren förmlich erbaueten Hütten oder Cabanen.

Das Dorf, welches Cook bey seiner ersten Reise in der Success-Bay auf dem westlichen Feuerlande vorfand, bestand nur aus 14 Häusern oder richtiger Hütten, von der allerrohesten Bauart. Ein Paar aufgerichtete Stangen, die sich gegen einander beugten, etwa von der Gestalt eines Bienenkorbes, waren an der Wetterseite mit Gras, Zweigen, Seehunds- und Guanaken-Fellen bedeckt; die Seeseite hingegen stand mit einem Ausschnitt von etwa dem achten Theil eines Kreises als Thür offen, hier war auch der Platz für das Feuer, der Herd, um welchen die zitternde Familie mitten im Sommer umher saß *). Möglich ist es, daß Hodges

*) Man sehe das Kupfer.

hier einer solchen Familie zu sehr geschmeichelt hat; aber Forster bemerkt, daß diese Pescheräbs, welche Cook bey seiner ersten Reise gesehen, wirklich besser gestaltete und besser genährte Menschen gewesen, als die, welche sich ihnen bey dessen zweyter Reise in Christmaß-Sund ($55^{\circ} 30' \text{ f. B.}$ und $70^{\circ} 28' \text{ w. L.}$ zeigten. Es gibt also auch wohl bey dieser Nation vorzüglichere und schlechtere Stämme wie bey allen übrigen Wilden. Jene Dorfschaft enthielt 50 Menschen. Man bemerkte bey ihnen keinen Unterschied unter einander, oder eine Art von Oberherrschaft. Ihre ganze Lebensart kam dem thierischen Zustande näher als bey irgend einem andern Volke, und die Weltumsegler waren froh ihrer los zu werden, da ihr Geruch sie ihnen so unausstehlich machte.

Es treffen also in diesen wilden Regionen oftmahls die größten und stärksten Nationen von Süd-Amerika mit den kleinsten und schwächsten zusammen; denn der Pescheräb geht in seinen Canots, und wie Falkoner von den Key-pus, den Bewohnern der äußersten Spitze von Amerika, sagt, auch in Flößen bald nach dem Feuerlande, bald nach Patagonien hinüber. Hier mag also der colossalische Tehuelhet zu Zeiten dem

elenden Vescherdhs traulich, wenn gleich schmerzhaft die Hand drücken, und in dem fruchtbaren Wetter des dortigen Klimas mag selbst die Höhle einer antarktischen Dido neuen Menschen-Racen das Daseyn geben.



Der Anhinga
Plotus Anhinga Linn.



Der Condor
Vultur Gryphus Linn.



Der Foucan
Ramphastos pispis Linn.



Der Polarbär, Mann u. Weib.
Phoca Leonina Linn.



Der Cuandú.
Hystrix prehensilis Linn.



Das große Meer

Atlantisch

CHARTE
von
SÜD-AMERICA

Geographische Meilen, 15. 1. d. Br.
Östliche Länge von Ferro.

Österreichische Nationalbibliothek



+Z168804902

